Wilhelm Emmanuel von Kettelers Schriften

Kempten und München
Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung








TU
ADESTO



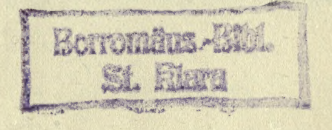
Wilhelm Emmanuel von Kettelers Schriften.

Band III:

Soziale Schriften und Persönliches.

Ausgewählt und herausgegeben von

Johannes Mumbauer.



Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung
Kempten und München
1911.

Inhalt.

Die Arbeiterfrage und das Christentum.

Von allen Seiten erheben sich Stimmen, die die Lage der Arbeiter besprechen und Vorschläge zur Verbesserung ihrer Verhältnisse machen. Es bestehen weitverbreitete Gesellschaften, die den Zweck haben „zur Verbesserung des sittlichen und wirtschaftlichen Zustandes der arbeitenden Klassen“ zu wirken. Es erscheinen Zeitschriften und Abhandlungen unter dem Titel „Arbeiterfreund“, „Arbeiterkatechismus“, „Arbeiterlesebuch“ usw.

Wenn ich nun als katholischer Bischof es unternehme, unter allen diesen Stimmen und Vorschlägen auch meine Ansicht über den vorliegenden Gegenstand auszusprechen, wenn ich auch für mich den Titel „Arbeiterfreund“ in Anspruch nehme, wenn ich alle christlichen Männer, denen das Wohl des Arbeiterstandes am Herzen liegt, bitte, auch meine Worte über dieses Anliegen anzuhören und zu erwägen, so ist es wohl angemessen, daß ich über die Berechtigung zu dieser Meinungsäußerung, wie über den Zweck derselben einige Worte vorausschicke. Viele glauben vielleicht, ich hätte als Bischof keine Berechtigung oder jedenfalls keine hinreichende Veranlassung, mich in derartige Dinge einzumischen; andere werden meinen, ich dürfe als katholischer Bischof mich höchstens an die Katholiken wenden. Ich bin anderer Ansicht.

Ich glaube schon insoweit ein Recht zu haben, über die Arbeiterfrage öffentlich mein Urteil abzugeben, als dieselbe sich mit den materiellen Bedürfnissen des christ-

lichen Volkes beschäftigt. In dieser Hinsicht ist sie auch eine Frage der christlichen Liebe. Unser göttlicher Heiland hat die christliche Religion mit allem für immer und unauflöslich verbunden, was sich auf die Milderung des geistigen und leiblichen Elendes der Menschen bezieht. Nach dieser Anweisung hat die Kirche überall und zu allen Zeiten gehandelt. Die Übung der christlichen Liebe in den Werken der christlichen Barmherzigkeit ist stets ein hervorragender Teil des Lebens der christlichen Kirche gewesen. Aus ihr ist die großartige Fürsorge für alle Not der Menschen hervorgegangen. Jede Frage, die sich mit Abhilfe des Notstandes beschäftigt, ist daher wesentlich eine christliche, eine religiöse, an der die Kirche und alle ihre lebendigen Glieder sich auf das innigste beteiligen sollen.

Ich bin ferner berechtigt, über diese Angelegenheit ein Urteil abzugeben, um zu erörtern, welche Stellung das Christentum mit seinen Lehren und seinen eigentümlichen Mitteln zu dieser wichtigen Frage einnimmt. Jeder Christ, der nicht gedankenlos unter den wichtigsten Zeitereignissen dahinleben will, muß ja hierüber mit sich im reinen sein. Man will den „sittlichen und wirtschaftlichen Zustand der arbeitenden Klasse" heben und macht für diesen Zweck bestimmte Vorschläge. Was kann wichtiger sein, als zu wissen, wie diese Vorschläge sich zum Christentum verhalten? Ob wir ihnen beistimmen, sie unterstützen dürfen oder nicht? Welche besonderen Mittel das Christentum besitzt für die sittliche und wirtschaftliche Hebung des Arbeiterstandes? Das sind aber lauter Fragen, die innig mit der christlichen Religion zusammenhängen, und die ich als Christ und als Bischof gleichmäßig zu beurteilen berufen bin.

Meine Überzeugung geht aber noch weiter. Ich glaube nicht nur, daß die Angelegenheiten des Arbeiter-

standes eine tief innerliche Beziehung zu dem Christentum haben, ich glaube sogar, daß alle Vorschläge, die bisher großenteils, ohne irgend eine Rücksicht auf das Christentum zu nehmen, ja vielfach in einer gewissen Mißstimmung und Geringschätzung desselben, gemacht worden sind, nur dann und nur insoweit dem Arbeiterstande Hilfe bringen werden, als sie sich innig an das Christentum anschließen. Christus ist nicht nur dadurch der Heiland der Welt, daß er unsere Seelen erlöst hat, er hat auch das Heil für alle anderen Verhältnisse der Menschen, bürgerliche, politische und soziale, gebracht. Er ist insbesondere auch der Erlöser des Arbeiterstandes. Heil und Verderben des Arbeiterstandes hängt von Christus ab. Er hat den Arbeiterstand aus dem Zustande der Sklaverei auf seine jetzige Höhe erhoben; *ohne ihn vermögen alle Humanitätsbestrebungen seiner sogenannten Freunde nicht zu verhüten, daß dieser Stand wieder in die Verhältnisse des alten Heidentums zurücksinke.* In dem, was das Christentum für den Arbeiterstand getan hat, zeigt sich ganz vorzüglich seine göttliche Kraft und sein göttlicher Ursprung. Wenn wir einen Blick werfen auf den Arbeiterstand im Heidentum und auf den Arbeiterstand im Christentum, dann müssen wir dankbar bekennen, daß der Arbeiterstand Christus alles verdankt. Wie daher der Baumeister mitreden darf, wenn es sich um den Dom handelt, den er gebaut hat, so darf das Christentum ein Wort mitreden, wenn es sich um die Anliegen des Arbeiterstandes handelt, und ebenso darf gewiß auch ein Diener der Kirche seine Meinung hierüber abgeben.

Ich habe aber nicht nur ein Recht, ich habe auch eine Pflicht, diese Angelegenheiten des Arbeiterstandes mit lebhafter Teilnahme zu verfolgen, mir eine An-

sicht darüber zu bilden, und sie nach Umständen öffentlich auszusprechen. Mein bischöfliches Amt schließt mich davon nicht aus, sondern ist vielmehr eine besondere Verpflichtung zu dieser Tätigkeit. Als ich zum Bischofe geweiht wurde, hat mir die Kirche, ehe sie mir die bischöfliche Weihe und Vollmacht erteilte, unter andern die Frage vorgelegt: „Willst du den Armen und den Fremdlingen und allen Dürftigen im Namen des Herrn liebevoll und barmherzig sein?" — Und ich habe geantwortet: „Ich will." Nach den Worten des göttlichen Heilandes: „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch," ist der Bischof ein Stellvertreter Christi, und die Kirche fragt deshalb, bevor sie diese Stellvertretung einem Priester überträgt, ob er auch den Willen habe, als Christi Stellvertreter, die Liebe Christi gegen alle hilfsbedürftigen Klassen der Menschen nachzuahmen. Wie könnte ich daher, nach diesem feierlichen Versprechen, bei einer Frage teilnahmslos sein, die mit den wesentlichsten Bedürfnissen einer so zahlreichen Klasse der Menschen sich beschäftigt? Die Arbeiterfrage geht mich als Bischof so nahe an als das Wohl aller meiner geliebten Diözesanen, die zum Arbeiterstande gehören, und, weit über diese enge Grenze hinaus, als das Wohl aller Arbeiter, mit denen ich durch Christus in Liebe verbunden bin.

Ich glaube deshalb auch, diese Schrift allen in Deutschland widmen zu dürfen, die im Geiste des Christentums sich mit dieser wichtigen Frage beschäftigen. Wenn auch die Trennung im Glauben eine beklagenswerte Scheidewand zwischen uns errichtet hat, die noch fortbesteht, so hat doch die christliche Liebe keine Grenzen, und überdies besitzen wir in dem einen Glauben an den Sohn Gottes noch ein festes Band, das uns zu-

sammenhält, und die Möglichkeit bietet, bezüglich des Arbeiterstandes und der Mittel, ihm zu helfen, uns vielfach freudig die Hand zu reichen.

Wenn ich es aber unternehme, die Lage des Arbeiterstandes und die Mittel, ihm zu helfen, vom christlichen Standpunkte aus zu besprechen, so bin ich doch weit von der Anmaßung entfernt, diesen Gegenstand erschöpfen zu wollen. Er ist überhaupt noch nicht spruchreif. Ich will vielmehr nur einen kleinen Beitrag dazu liefern und insbesondere eine Seite der Sache, nämlich das Verhältnis derselben zum Christentum, die bisher so wenig Berücksichtigung gefunden hat, mit allem Nachdruck hervorheben. Im übrigen bildet die Lage des Arbeiterstandes einen Teil der großen sozialen Frage, die ein notwendiges Ergebnis aller irrigen religiösen, politischen und wirtschaftlichen Grundsätze, die der antichristliche Liberalismus überall verbreitet, auf dem Gebiete des Volkslebens ist. Wir stehen erst am Anfange dieser Entwickelung, die immer größere und ernstere Verhältnisse annehmen wird, und deren gründliche und allseitige Beurteilung erst dann eintreten kann, wenn ihre verderblichen Folgen auf allen Gebieten zutage getreten sind. Dann werden andere diesen Gegenstand erschöpfend behandeln und mit neuen Tatsachen in der Hand die Wahrheit beweisen, die ich hier ausspreche, und die alle großen Ereignisse in der Weltgeschichte bisher bestätiget haben und fortan bestätigen werden, daß nur Christus und das Christentum der Welt und insbesondere auch dem Arbeiterstande helfen kann.

I. Wichtigkeit, Gegenstand und Umfang der Arbeiterfrage.

Die sogenannte Arbeiterfrage ist in ihrem Wesen Arbeiterernährungsfrage. Sie ist daher erstens so wichtig wie die Ernährung, d. h. die Beschaffung der notwendigsten Lebensbedürfnisse, der Nahrung, der Kleidung, der Wohnung. Sie ist zweitens so wichtig, wie die Zahl der Arbeiter selbst im Verhältnis zu allen anderen Ständen[1]). Ihrem Gegenstande nach beschäftigt sie sich also mit den allerwesentlichsten Bedürfnissen der Menschen; ihrem Umfange nach umfaßt sie den weitaus größten Teil des ganzen Menschengeschlechtes.

Die Arbeiterfrage hat daher eine ganz andere Bedeutung als alle sogenannten politischen Fragen. Wer die Kammerverhandlungen und die Tagespresse hört, sollte glauben, daß die politischen Fragen das Allerwichtigste seien, was die Menschen angeht; daß sie die wichtigsten und wesentlichsten Anliegen der Menschheit betreffen. Das ist aber eine große Täuschung. Die eigentlichen politischen Fragen haben vielfach nur für einen kleinen Teil des Volkes ihre wahre Bedeutung, nämlich für den Arbeiterstand der Feder, für den Teil, der am meisten redet und schreibt und deshalb auch die Rednerbühne und die Presse beherrscht; und darunter ist es wieder nur eine gewisse Partei, die diese Frage zu

1) Wir verstehen hier unter Arbeiter nicht nur den Arbeiter im eigentlichen Sinne, den Lohnarbeiter, Taglöhner, sondern auch jene, die zwar ein eigenes Geschäft betreiben, aber mit so kleinem Kapital, daß sie sich in ähnlichen Verhältnissen, wie die Arbeiter für Lohn, befinden, z. B. den kleinen Handwerker, Gewerbsmann usw., ebenso den kleinen Haus- und Grundbesitzer, der hauptsächlich vom Tagelohn lebt.

einem ausschließlichen Parteiinteresse und zu ihrem persönlichen Nutzen auszubeuten strebt. Diese Partei beherrscht beide Gebiete und macht sich auf beiden in derselben Weise und mit denselben Gedanken so geltend, als ob nichts mehr in der Welt zu leben verdiente und ehrenwert sei als ihr Denken und ihr Tun für das Heil der Menschen. Sie redet daher auch durch beide Organe immer dasselbe. Unsere Zeitungen sind geschriebene Kammerverhandlungen, und unsere Kammerverhandlungen sind rezitierte Zeitungsartikel. Alles aber, was in diesen Kammerverhandlungen und Zeitungsberichten mit endloser Weitläufigkeit verhandelt wird, berührt kaum das Leben des eigentlichen Arbeiterstandes, der da im Schweiße des Angesichtes sein Brot verdienen muß. Das, was diese Massen des Volkes, was diese Arbeiter und Arbeiterfamilien vom Morgen bis zum Abend denken, sagen und empfinden, was sie und ihr Leben wahrhaft angeht, was ihre Lage und ihre wesentlichsten Lebensbedürfnisse verbessert und verschlechtert, wird in Wahrheit in allen politischen Tagesfragen kaum berührt. Eine Ausnahme findet nur statt, wenn die Arbeiter von den politischen Parteien als Mittel für ihre Zwecke in die politischen Bewegungen hineingezogen werden. Dann dienen sie aber nicht ihren eigenen Interessen, sondern fremden, die sie nur durch falsche Vorspiegelungen für die ihrigen halten. Sie sind dann Werkzeuge jener Parteien, und wenn der Parteizweck erreicht ist, so läßt man sie wieder ihren gewohnten Wegen nachgehen, und ihre Lage bleibt dieselbe. So ist es seit hundert Jahren oftmals geschehen. Die Parteien gaben sich immer das Ansehen, als ob alle wahren Interessen des Volkes mit ihrer Tätigkeit zusammenhingen; immer haben sie unter diesem Vorwande zur entscheidenden Zeit das Volk zur Tat aufgerufen; das Volk mußte mit seinem Blute der

Partei zum Siege verhelfen; und immer wieder, wenn der Sieg errungen war, blieb die Lage des Volkes dieselbe; alle sogenannten großen Errungenschaften waren ein offenbarer Beweis, daß sie mit dem eigentlichen Volksleben und seinen Bedürfnissen nichts zu tun haben. Das Volk wird von den politischen Parteien, namentlich von der herrschenden Partei des Liberalismus wahrlich hintergangen. Man sagt immer, alles dieses politische Gezänke geschehe aus reinster Liebe zum Volke, während die wahren Volksinteressen dadurch oft nur beschädigt werden. In diesem Sinne ist es denn auch leicht, ein Volksfreund zu sein. Es genügt ein gewisses eitles Treiben in den Kammern und eine gewisse Schreibseligkeit in gesinnungstüchtigen Blättern, um in wohlfeilster Weise sich diesen Namen zu verdienen. Der wahre Volksfreund hat gesagt: „An ihren Werken sollt ihr sie erkennen.“ Das ist jetzt anders. An den Worten und Phrasen werden jetzt die Volksfreunde erkannt. Man sucht dem Volke durch Benutzung der Herrschaft in den Kammern und in den Zeitungen die grundfalsche Ansicht beizubringen, daß in den politischen Fragen alle wahren Volksinteressen enthalten seien, und legt sich dann durch die endloseste Ausbeutung derselben den Schein bei, als ob in dieser Schreiber- und Rednertätigkeit die höchste Volksfreundlichkeit bestehe. Viele gepriesene Namen der liberalen Partei verdanken diesem hohlen Schein ihren ganzen Ruhm auf deutscher Erde, während ihre Träger für das wahre Wohl des Volkes nichts geleistet haben.

Ganz anders verhält es sich mit der Arbeiterfrage. Sie ist wahrhaft und ohne Schein von der höchsten und weitgreifendsten Bedeutung. Sie beschäftigt sich mit den wichtigsten Anliegen des Volkes, mit Gegenständen, die auch den Arbeiter täglich beschäftigen und fast alle

seine Sorgen in Anspruch nehmen. Seine und seiner Familie Ernährung, d. i. Beschaffung der Nahrung, der Kleidung, der Wohnung für sich, für Weib und für Kinder, das sind die Dinge, an die der Arbeiter notwendig vor allem denkt, auf die seine Gedanken sich heften von Morgen bis Abend, die den Grund seiner Freuden und seiner Leiden ausmachen. Die Arbeiterfrage ist, wir wiederholen es, Arbeiterernährungsfrage, sie ist die Ernährungsfrage für den weitaus größten Teil aller Menschen. Wer zu ihrer Lösung einen guten Rat geben kann, den wollen wir von ganzem Herzen als einen Wohltäter des Arbeiterstandes anerkennen.

II. Arbeitsunfähige Arbeiter.

Unter den Arbeitern werden sich immer sehr viele befinden, die arbeitsunfähig sind. Da der Arbeiter auf den Lohn seiner täglichen Arbeit angewiesen ist, so ist der arbeitsunfähige Arbeiter, wenn er nicht Ersparnisse zurücklegen konnte, sofort in der Lage, für sich und die Seinigen das Notwendigste, das er sich eben täglich durch Arbeit verdienen muß, zu entbehren. Sie alle sind also nicht mehr imstande, sich durch Selbsthilfe zu helfen, sondern sie sind auf die Hilfe ihrer Mitmenschen angewiesen. Es genügt, dies auszusprechen, um zugleich die innigste Verbindung dieses Notstandes zahlreicher Arbeiter mit dem Christentum und der christlichen Liebe nachgewiesen zu haben. Zwar haben einige Inhaber großer Geschäfte und einige Gesellschaften, auch ohne Rücksicht auf das Christentum, in Übung allgemeiner Humanitätsgrundsätze, für ihre arbeitsunfähigen Arbeiter einige Hilfe geschafft, was immerhin Anerkennung verdient. Das ist aber im Vergleich zum wahren Be-

dürfnis ein Tropfen im Meer. Fast alle Armen in der Welt gehören dem arbeitsunfähig gewordenen Arbeiterstande an, und die unermeßlichen Mittel der Armenpflege, die in allen Teilen der Welt angesammelt sind, ebenso wie die zahllosen Krankenhäuser, Armenhäuser, Anstalten für alte und gebrechliche Leute sind angeregt und gegründet durch die christliche Liebe und durch den Geist des Christentums. Von diesen christlichen Kapitalien und christlichen Anstalten zehrt auch jetzt noch unser Jahrhundert, wenn es auch den Ursprung derselben vielfach vergessen, die Verwaltung derselben der Kirche entzogen und sie dagegen oft christen- und kirchenfeindlichen Händen übergeben hat. Es ist ja eine Lieblingsbeschäftigung der herrschenden Partei des Liberalismus, alle diese großartigen Geldmittel, die die Kirche in Europa für Armenpflege angesammelt hat, immer mehr von ihr zu trennen und jede Erinnerung an ihren Ursprung zu verwischen. Nur in einer Beziehung bleiben sie unlösbar mit der Kirche und dem Christentum verbunden, nämlich der Kraft nach, die sie ins Dasein gerufen hat. Das vorchristliche Heidentum kannte keine Anstalten für den arbeitsunfähigen Arbeiter; man ließ ihn elend zugrunde gehen. Wo aber das moderne Heidentum solche Anstalten geschaffen hat, da empfing es den Impuls dazu vom Christentum. Sein eigener Geist vermag das nicht oder nur unter besonderen Verhältnissen, in einzelnen Fällen, gewissermaßen um dem Christentum Konkurrenz zu machen. So wird es auch in Zukunft bleiben. Die wahre Fürsorge für den arbeitsunfähig gewordenen Arbeiter wird immer von der Kirche und von jenen ausgehen, die in der Kirche und von Christus den Geist der wahren Nächstenliebe empfangen haben. Wehe dem arbeitsunfähigen Arbeiter, wenn es möglich wäre, den Einfluß des Christen-

tums und der Kirche zu vernichten! Er würde bald wieder in jener jammervollen Lage sein, worin er vor dem Christentum in der gesamten heidnischen Welt sich befunden hat.

Das Christentum sorgt aber für den arbeitsunfähig gewordenen Arbeiter nicht nur durch Gründung von Armenfonds und Armenanstalten aller Art, sondern insbesondere auch dadurch, daß es durch die Kraft seiner übernatürlichen Liebe Menschen bewegt, sich selbst, ihr Leben, alle ihre Kräfte dem Dienste der armen Arbeiter in jenen Anstalten zu widmen. Weit wichtiger als die Aufnahme hilfloser Arbeiter in solchen Häusern ist für sie die Behandlung und Pflege, die sie dort finden. Da gibt es nun zwei mögliche Zwecke, welche diejenigen, die die Pflege in Kranken-, Armen- und Invalidenhäusern übernehmen, im Auge haben können. Die einen betrachten die Anstellung und die Verwendung in solchen Anstalten als einen Lebens- und Broterwerb. Die niederen Dienste fallen in diesem Falle Dienstboten anheim, die sich in die betreffenden Häuser in derselben Absicht verdingen, wie bei anderen Dienstherrschaften, und für den Lohn ihren Dienst verrichten. Da aber die Arbeit in diesen Häusern vielfach eine äußerst beschwerliche, ekelhafte und allen natürlichen Gefühlen oft widersprechende ist, so ist die notwendige Folge, daß die besten Dienstboten den weit lohnenderen und angenehmeren Dienst in guten und wohlhabenden Familien vorziehen, so daß jene Anstalten oft auf die schlechtesten und untauglichsten Lohndiener und Lohndienerinnen angewiesen sind. Die nachteiligen Folgen dieses Zustandes hat dann der arme Arbeiter zu tragen. Die anderen widmen sich diesem Dienste nicht des Lohnes, sondern der christlichen Liebe wegen. Sie gehören großenteils einem Stande an, der sie von der mühevollen Arbeit des

Dienstboten befreit hätte; sie wählen aber freiwillig diese Arbeit und gerade in solchen Verhältnissen, denen sich andere Dienstboten entziehen, aus den höchsten Beweggründen, die den Menschen bestimmen können, aus der uneigennützigsten christlichen Liebe, die in dem ärmsten hilfsbedürftigen Arbeiter einen Mitbruder und Bruder Jesu Christi erkennt und liebt. Es liegt auf der Hand und bedarf keiner weiteren Ausführung, welchen Einfluß eine solche Gesinnung auf die ganze Behandlung der Hilfsbedürftigen im Vergleich zu jener Pflege, die lediglich von Lohndienern ausgeht, üben muß. Diese Art der Fürsorge für den armen Arbeiter kennt aber durchaus nur das Christentum, und zwar das wahre Christentum, das in dem Glauben an den Sohn Gottes seine Nahrung und seine göttliche Kraft hat. Der Humanismus kann die christliche Nächstenliebe bezüglich der Almosen und der Gründung von Armenanstalten einigermaßen nachahmen, aber die Nächstenliebe, vermöge der sich der Mensch selbst mit seinem eigenen Leben dem armen Arbeiter als Dienstboten anbietet, gleichsam ein Knecht des armen, kranken Knechtes wird, steht unerreichbar hoch über ihm. Die Kirche hat zu jeder Zeit und auch in unseren Tagen zahllose Glieder in allen Teilen der Welt, die, aus den höheren Ständen hervorgegangen, sich freiwillig zu Knechten und Mägden des hilfsbedürftigen Arbeiterstandes gemacht haben, und ihr ganzes Leben, Tag und Nacht diesem schweren Berufe widmen. Sie kann in jedem Augenblicke Tausende aufrufen und nennen, die so dem Arbeiterstande dienen, während alle Humanitätsbestrebungen der Welt zusammengenommen noch nicht einem Menschen die Liebeskraft zu einer solchen Lebensweise eingeflößt, nicht *einen* barmherzigen Bruder, nicht *eine* barmherzige Schwester hervorgerufen haben. Sie

können dem Arbeiter nur den Lohndiener und die Lohndienerin bieten. Ich komme später bei den eigentümlichen Mitteln des Christentums auf diesen Gegenstand noch einmal zurück.

Ich kann es nicht unterlassen, hier noch einen Gedanken auszusprechen. Die Güter der Kirche, die durch die Säkularisation der Kirche entzogen worden sind, haben einen sehr großen Wert. Sie sind jetzt großenteils mit dem Fiskus verbunden, fließen in die Staatskasse und bringen also den Steuerpflichtigen eine Erleichterung. Die Säkularisation war ein gewalttätiger Raub, der nur durch Verleugnung aller Prinzipien, auf denen das Eigentum ruht, begangen werden konnte. Die Kirche hat für alle Zeiten den Anspruch auf dieses ihr früheres Eigentum aufgegeben. Subsidiär haben aber an dem Eigentum der Kirche die Armen ein Recht; das Kirchengut ist nach dem kanonischen Rechte und nach dem Zwecke der Stifter zugleich auch Armengut. Es wäre daher eine gewisse Sühne für diesen Raub, wenn das säkularisierte Kirchengut als Armenfonds vom Staate verwendet würde. Man hätte dadurch zugleich große Hilfsmittel zu wichtigen Unternehmungen und zur Linderung der Not. Wenn auch dieser Gedanke sehr unzeitgemäß scheinen mag, so darf er doch seiner inneren Wahrheit wegen hier eine Stelle finden.

Wir verlassen jetzt den arbeitsunfähigen Arbeiter, der unmittelbar auf das christliche Almosen angewiesen ist, um die Arbeiterfrage selbst ins Auge zu fassen.

III. Die Lage des Arbeiterstandes.

Um aber die Mittel, die zur Hebung des Arbeiterstandes in Vorschlag gebracht sind, prüfen zu können, müssen wir zuerst eine klare Einsicht in die Stellung

haben, auf die der Arbeiterstand bezüglich des Erwerbes und der Ernährung gegenwärtig angewiesen ist, und in die Gründe, die diese Stellung des Arbeiterstandes hervorgerufen haben. Damit werden wir uns also in diesem und dem folgenden Abschnitt beschäftigen. Je klarer wir diese Lage und ihre Gründe erkennen, desto sicherer wird unser Urteil über den Wert der vorgeschlagenen Hilfsmittel sein. Weil diese Einsicht so vielen abgeht, herrscht auch so viel Unklarheit und Täuschung auf diesem Gebiete.

Wir betrachten also in diesem Abschnitt die Lage des Arbeiterstandes. Wenn wir diese aber nunmehr offen darlegen, so wollen wir damit nicht behaupten, daß das, was wir sagen werden, schon überall und bei allen Klassen der Arbeiter vollkommen eingetreten ist. Die modernen volkswirtschaftlichen Prinzipien sind noch nicht in allen Ländern gleichmäßig durchgeführt; sie haben noch weniger bereits alle Verhältnisse des Arbeiterstandes durchdrungen und alle ihre Konsequenzen zu Tage gefördert. Was wir aber über die Nahrungsverhältnisse des Arbeiters sagen werden, ist leider schon unter vielen Arbeiterklassen und in vielen Gegenden volle Wirklichkeit geworden; es bildet zugleich die allgemeine Grundlage, auf die der gesamte Arbeiterstand angewiesen ist, und deshalb mit innerer Notwendigkeit nach und nach überall dieselben Erscheinungen hervorbringen wird.

Die materielle Existenz des Arbeiterstandes, die Beschaffung aller notwendigen Lebensbedürfnisse für den Arbeiter und für seine Familie ruht nämlich mit so wenigen Ausnahmen, daß sie diese Regel nicht alterieren, auf dem Arbeiterlohne, und der Arbeiterlohn bestimmt sich in *unserer Zeit* nach der Lebensnotdurft im strengsten Sinne, d. h. nach dem, was der Mensch an Nahrung, Kleidung und Obdach unumgäng-

lich notwendig bedarf, wenn nicht seine physische Existenz vernichtet werden soll. Die Wahrheit dieses Satzes ist durch die bekannten Kontroversen zwischen Lassalle und seinen Gegnern so evident gemacht, daß nur die Absicht, das Volk zu täuschen, sie bestreiten kann. In ihr liegt, wie mit vollem Recht behauptet wird, die ganze Arbeiterfrage; auf der einen Seite die Arbeiternot, auf der anderen Seite der Probierstein für den Wert aller Vorschläge, dem Arbeiterstand zu helfen.

Die Evidenz dieser Sachlage macht sich uns am handgreiflichsten klar, wenn wir daran denken, daß die Arbeit bei uns durchaus eine Ware geworden ist, die daher auch allen Gesetzen der Ware unterliegt. Wie der Preis der Ware sich lediglich und allein nach dem Angebot und der Nachfrage bestimmt, so ist es auch bei dem Lohn der Arbeit. Das Gesetz für den Preis der Ware liegt zuletzt in den notwendigen Produktionskosten der Ware. Die Konkurrenz bringt es aber mit sich, daß jeder, der die Ware produziert, darnach strebt, sie möglichst wohlfeil zu produzieren, um sie wohlfeiler anbieten zu können. Wenn er sie wohlfeiler anbietet, so wird er alle jene nach und nach vom Markte verdrängen, die nur für höheren Preis in derselben Güte die Ware liefern können. Hie und da wird es daher eintreten, daß auch die Ware unter ihren Produktionskosten verkauft wird, wodurch oft Geschäfte, die rückwärts gehen, ihre lebensunfähige Existenz eine Zeitlang sich erhalten. Das Ende ist dann freilich der Ruin. Alles das gilt nun auch von der Arbeit und dem Arbeiterlohn. Wie der Preis der Ware sich bestimmt nach den Produktionskosten derselben, so bestimmt sich der Preis der Arbeit nach den allernotwendigsten Lebensbedürfnissen des Menschen an Nahrung, Kleidung und Wohnung. Wie ferner der Produzent der Ware darauf aus-

geht, die Produktionskosten herabzudrücken, um die Konkurrenz siegreich bestehen zu können, so entsteht notwendig, bei einem gewissen Überfluß an Arbeitskräften, unter den Arbeitern, um nur das Leben zu erhalten, die Neigung, das an sich Notwendige durch einen noch niedrigeren Grad des Notwendigen zu überbieten. Die Arbeitgeber stehen auf dem Weltmarkte und fragen: Wer will die Arbeit tun für den geringsten Lohn? und die Arbeiter überbieten sich als Mindestfordernde nach dem Maße ihrer Not. Daher kommt es denn, daß endlich, wie bei der Ware, ab und zu auch jener schreckliche Zustand eintritt, wo diese Menschenware unter ihrem Produktionspreis ausgeboten wird, d. h. aber für Menschen und in menschliche Sprache übersetzt, wo der arme Arbeiter aus Not im Angebote des Lohnes unter das Maß der alleräußersten Lebensbedürfnisse für sich und seine Familie herabgehen muß. Das führt dann zuletzt natürlich für ihn und die Seinigen zur Entbehrung des Notwendigsten an Nahrung, Kleidung und Wohnung, das er sich für diesen Lohn eintauschen muß. Die Entbehrung dieses Notwendigsten — auch nur für wenige Tage — ist aber ein Wort voll Jammer und Elend.

Das ist die Lage unseres Arbeiterstandes; er ist angewiesen auf den Arbeiterlohn; dieser Arbeiterlohn ist eine Ware; ihr Preis bestimmt sich täglich durch Angebot und Nachfrage; die Achse, um die er sich bewegt, ist die Lebensnotdurft; ist die Nachfrage größer als das Angebot, so steigt er etwas über diese Achse; ist das Angebot größer als die Nachfrage, so fällt er unter sie herab; die allgemeine Tendenz ist aber, wie bei der Ware, die Wohlfeilheit der Produktion; die Wohlfeilheit der Produktion ist hier Beschränkung der Lebensbedürfnisse; und so kann bei dieser ganz mechanisch-

mathematischen Bewegung der Fall nicht ausbleiben, daß zuweilen selbst die äußerste Notdurft nicht mehr durch den Preis der Arbeit gedeckt werden kann, und daß ein Hinsiechen ganzer Arbeiterklassen und Arbeiterfamilien, ein langsames Verhungern derselben eintritt.

Welch ein Zustand! Mögen auch die Folgen desselben noch nicht überall im vollen Maße eingetreten sein, sie werden nicht ausbleiben und dann beweisen, wie verblendet die Liebe zum Volke jener war, die sie durch ihre falschen Theorien hervorgerufen haben. Es ist keine Täuschung darüber mehr möglich, daß die ganze materielle Existenz fast des ganzen Arbeiterstandes, also des weitaus größten Teiles der Menschen in den modernen Staaten, die Existenz ihrer Familien, die tägliche Frage um das notwendige Brot für Mann, Frau und Kinder, allen Schwankungen des Marktes und des Warenpreises ausgesetzt ist. Ich kenne nichts Beklagenswerteres als diese Tatsache. Welche Empfindungen muß das in diesen armen Menschen hervorrufen, die mit allem, was sie nötig haben und was sie lieben, täglich an die Zufälligkeiten des Marktpreises angewiesen sind! Das ist der Sklavenmarkt unseres liberalen Europas, zugeschnitten nach dem Muster unseres humanen, aufgeklärten, antichristlichen Liberalismus und Freimaurertums.

IV. Die zwei Gründe dieses Zustandes.

So war es nicht immer. Diese Zustände des Arbeiterstandes sind vielmehr erst in den modernen Staaten allgemein geworden. Damit urteilen wir noch nicht, wir sprechen nur die Tatsache aus, daß diese

Schwankungen in der Lebensstellung des gesamten Arbeiterstandes, demgemäß er mit seiner ganzen Existenz auf den Tagelohn angewiesen, der Tagelohn aber eine Ware geworden ist, deren Preis sich täglich durch Angebot und Nachfrage bestimmt, fast immer nur den Wert des allernotwendigsten Lebensunterhaltes darstellt und oft unter ihn herabsinkt, der Vergangenheit fremd waren, und erst mit der Neugestaltung der staatlichen Verhältnisse seit der Revolution eingetreten sind.

Es ist daher überaus wichtig, auch die Gründe dieser Zustände, die modernen volkswirtschaftlichen Prinzipien, aus denen sie hervorgegangen sind, genau kennen zu lernen. Wir können sie mit voller Sicherheit und unleugbarer Richtigkeit bezeichnen. Wir brauchen dazu nur das Gesagte vor Augen zu behalten und uns die Frage vorzulegen, was die Arbeit zur Ware gemacht hat, und was ihren Wert auf die unterste Stufe der Lebensnotdurft herabdrängt.

Der Preis der Ware wird durch Angebot und Nachfrage bestimmt; Angebot und Nachfrage richtet sich nach der Konkurrenz. Die Konkurrenz wird aber auf den höchsten Grad durch Entfernung aller natürlichen und künstlichen Hindernisse gebracht, insbesondere also durch Entfernung aller Schranken, die den Handel behindern. Allgemeine Handelsfreiheit ist daher zugleich Eröffnung der höchsten Konkurrenz, und höchste Konkurrenz drückt den Preis der Ware bis zur äußersten Grenze der notwendigsten Produktionskosten herab. Wenn aus allen Teilen der Welt die Ware auf einen Markt zusammenfließen kann, so wird die wohlfeilste Ware derselben Güte den Sieg davontragen und alle anderen Produzenten entweder verdrängen oder nötigen, denselben Preissatz anzunehmen. Je allgemeiner die Handels-

freiheit, desto allgemeiner die Gültigkeit dieses Satzes, der bei der Leichtigkeit der Verkehrsmittel und der Mitteilung der Preissätze von dem einen Teil der Welt nach dem anderen noch unerbittlicher wird. Nur die Kosten des Warentransportes machen eine kleine Modifikation und bilden eine gewisse natürliche Grenze gegen dieses Gesetz des Freihandelsystems. Die unermeßlichen Erleichterungen im Warentransport heben aber auch diese Schranke fast wieder auf.

Wenden wir das alles auf die zur Ware gewordene Arbeit an, so haben wir mit voller Evidenz den wahren Grund der angegebenen Arbeiterzustände. Der Arbeiterlohn wird durch Angebot und Nachfrage bestimmt. Das Angebot und die Nachfrage richten sich, wie bei der Ware, so auch bei der Arbeit nach der Konkurrenz. Der höchste Grad der Konkurrenz bei dem Angebote muß den Arbeiterlohn bis zur äußersten Grenze herabdrücken. Diese wird aber hervorgerufen, wenn alle Schutzmittel der Arbeit entfernt sind. Was die Entfernung aller Handelsgrenzen für die Ware, das ist die Entfernung aller Gewerbegrenzen für den Arbeiterstand. Unbedingte und allgemeine Gewerbefreiheit muß mit mathematischer Notwendigkeit, mit derselben Konsequenz, mit der zwei mal zwei vier macht, die allgemeinste Konkurrenz unter den Arbeitern hervorrufen; die höchste Stufe der allgemeinen Konkurrenz muß aber mit derselben Notwendigkeit den Arbeiterlohn auf die unterste Stufe herabdrücken.

Damit haben wir den einen Grund der Lage des Arbeiterstandes in den modernen Staaten ausgesprochen, es ist die allgemeine Gewerbefreiheit. Es ist unmöglich, diese Tatsache zu leugnen. Arbeit ist Ware geworden, beide kauft man für den geringsten Preis bei der allgemeinsten Konkurrenz von dem Min-

destfordernden. Wer kann das mit gesunden Sinnen leugnen? Es ist wichtig, dies oft und wiederholt auszusprechen, denn das eben verschweigen die Parteien, die sich an das Volk herandrängen, sowohl die große liberale Partei, die vorzugsweise aus dem Freimaurertum, aus den Repräsentanten des großen Kapitals, aus dem rationalistischen Professorentum und dem gewöhnlichen Literatentum, das an dem Tische dieser hohen Herren ißt und für sie täglich reden und schreiben muß, zusammengesetzt ist, nach außen aber für das Wirken im Volke gegenwärtig, bis ein neues Schlagwort Mode wird, die gemeinschaftliche Firma „Nationalverein" und „Fortschrittspartei" angenommen hat, als auch die eigentlich radikale Partei, die sich sonst durch eine gewisse ehrliche Konsequenz vor der großen liberalen Partei auszeichnet. Beide vereinigen sich darin, daß unbedingte Gewerbefreiheit ein Postulat sei, über das nicht mehr disputiert werden könne. Wir entscheiden hier noch nicht, ob dies wahr ist, sondern behaupten, daß, selbst wenn die Gewerbefreiheit notwendig ist, man es dennoch nicht dem Volke verschweigen sollte, daß die unbedingte Gewerbefreiheit unmittelbar und notwendig jenen Zustand der gesamten Arbeiter-Bevölkerung zur Folge hat. Jene Parteien gleichen einem angeblichen Freund, der seinen Freund ins Wasser geworfen hat, und nun am Ufer stehend, alle möglichen Theorien darüber entwickelt, wie dieser ertrinkende Mann gerettet werden könnte, für diese ersprießliche Tätigkeit aber, ohne auch nur daran zu denken, daß er ihn selbst in diese Lage gebracht habe, das Prädikat der humansten Gesinnung und rührender Freundschaft in Anspruch nimmt.

Damit will ich übrigens nicht den Zunftzwang in seiner späteren Entwickelung alleweg in Schutz nehmen

und ebensowenig alle Bestrebungen verwerfen, die eine größere Gewerbefreiheit fordern. Um diesen Schein zu meiden, müssen wir diesen Gegenstand näher betrachten.

Die Autorität und die Freiheit haben das an sich, daß beiden ewige göttliche Gedanken zugrunde liegen, von deren Entwicklung das Heil der Menschen abhängt, die aber, da sie von Menschen hier gehandhabt werden, nie in ihrer vollen Reinheit zutage treten[1]), sondern immer behaftet mit menschlicher Armseligkeit und mißbraucht von menschlicher Selbstsucht. So geht es der Autorität; es liegt in ihr ein göttlicher Gedanke, sie ist unmittelbar Ausfluß der göttlichen Autorität selbst und soll sie in allen Verhältnissen, wo sie auftritt, in den höchsten und niedrigsten Formen repräsentieren. Unaussprechlich lächerlich ist es, für diese Autorität eine Art Surrogat im Volkswillen finden zu wollen. Aber die Autorität, die in ihrem Wesen so göttlich ist, wird von Menschen gehandhabt, und diese Handhabung ist wahrlich nicht immer göttlich, sie wird mißbraucht im Dienste des Egoismus und kann die Angelegenheiten der Menschen auf Erden bis zum Höhepunkt des Verderbens bringen. Dann tritt unfehlbar der Zeitpunkt ein, wo die mißhandelte Freiheit herausbricht mit einer Art innerer Naturnotwendigkeit. Die Freiheit hat auch einen unzerstörbaren göttlichen Gedanken zur Grundlage, aber auch sie, von Menschen gehandhabt, wird unaussprechlich mißbraucht. Die Form, in der der Mißbrauch der Freiheit auftritt, ist der Ungehorsam, die Empörung gegen das rechtmäßige Gesetz und die recht-

1) Wir nehmen hiervon nur die Lehraussprüche der Kirche aus, wenn sie den Inhalt der Offenbarung erklärt, weil diese, nach unserer Glaubenslehre, durch einen besonderen göttlichen Beistand unfehlbar sind.

mäßige Autorität. Im Christentum ist sie die Sünde. Auch sie kann bis zu einem äußersten Grad des Verderbens führen, wo sie dann gleichfalls mit einer gewissen Notwendigkeit ihr Gegenteil hervorruft. So schwanken diese beiden Gegensätze auf Erden wie ein immerwogendes Meer gegeneinander, solange die Weltgeschichte dauert, und jene Menschen erfüllen unter diesen Verhältnissen die ihnen von Gott gegebene Bestimmung, die sich bestreben, Autorität und Freiheit zuerst in ihrem eigenen Leben und dann in ihrer Stellung, die ihnen Gott nach außen gegeben hat, zu versöhnen und zu vereinigen. Diese Grundverhältnisse reflektieren in allen anderen menschlichen Verhältnissen, und sie werfen auch ihr Licht und ihren Schatten auf die Fragen, die wir hier behandeln. Zunftzwang ist eine Beschränkung der Freiheit, der Gewerbefreiheit, repräsentiert also in gewisser Hinsicht die Autorität, die eben den Mißbrauch der Freiheit verhindern und beseitigen soll. Der Zunftzwang war seiner Idee nach ein Schutz für die Arbeiter, eine Art Vertrag[1]) zwischen dem Arbeiterstande und der übrigen Gesellschaft. Nach demselben gewährte der Arbeiterstand die nötige Arbeit, die Gesellschaft aber gewährte den Arbeitern durch Beschränkung der Konkurrenz einen höheren Lohn, um ihre Lebensexistenz zu sichern und sie nicht täglichen Schwankungen auszusetzen. Wer einem anderen eine Arbeit liefert und sein Leben daran setzen muß, der hat an eine gewisse gesicherte Fortexistenz und an den Schutz, daß seine Existenz nicht täglich durch die Konkurrenz in Frage komme, ein moralisches Recht. Alle

1) Vertrag soll hier nur ein zweiseitiges Rechtsverhältnis ausdrücken, das aber nicht durch einen Privatakt der Kontrahenten, sondern durch die Natur der Sache von Gott gegründet ist.

Stände haben einen solchen Schutz durch natürliche und künstliche Schranken. Warum sollte der Arbeiter ihn allein entbehren müssen? Warum sollte der Arbeiter allein täglich sein Leben lang mit dem Gedanken hinter seiner Arbeit stehen müssen: ob ich morgen noch meinen Lohn, von dem ich mit Frau und Kindern lebe, haben werde, weiß ich nicht; vielleicht kommt morgen eine Schar hungeriger Arbeiter aus einer fernen Gegend und bietet mich ab mit meiner Arbeit, und ich muß mit Frau und Kindern hungern. Der reiche Kapitalist hat in seinem Kapital einen tausendfachen Schutz für seinen Geschäftsbetrieb, die Handelsfreiheit ist in diesen Regionen von einer Seite her doch nur Schein; der Arbeiter aber soll keinen Schutz haben, deshalb wird das zünftige Gewerbe beschimpft. Damit ist gewiß nicht gesagt, daß der Zunftzwang in seiner Entwickelung fehlerfrei gewesen sei. Die Autorität ist mißbraucht worden, ohne daß deshalb die Autorität selbst verworfen werden könnte. So ist auch der Zunftzwang, weil er seine gehörige Entwicklung nicht erhalten, im hohen Grade mißbraucht worden. Er hat oft der Trägheit und dem Egoismus gedient, die Ware ungebührlich verteuert und die Konsumenten durch schlechte Ware in ihrem Rechte beeinträchtigt; er bedurfte deshalb einer Umgestaltung. Aber sein Prinzip war berechtigt und mußte erhalten werden. Dem Zunftzwang gegenüber steht die Gewerbefreiheit in einem ähnlichen Verhältnis, wie der Autorität gegenüber die Freiheit. Auch sie hat ihr Maß der Berechtigung, aber auch ihr berechtigtes Maß der Beschränkung. Der Zunftzwang in seinem Mißbrauche und verknöcherten Egoismus hat den Ruf nach Gewerbefreiheit hervorgerufen. Die Gewerbefreiheit hat die Waren unermeßlich vermehrt, vielfach verbessert, den ungebührlichen Preis der Ware herab-

gedrückt und so den weitesten Kreisen der weniger bemittelten Menschenklassen die Befriedigung mancher Lebensbedürfnisse eröffnet, von denen sie früher ausgeschlossen waren. Aber sie hat auch ihre notwendige Grenze und ihr gesetztes Maß, und wenn diese überschritten werden, so führt sie geradeso zu unseligen Konsequenzen wie der mißbrauchte Zunftzwang.

Wir haben aber bisher erst den einen Grund, der die gegenwärtige Lage des Arbeiterstandes hervorgerufen, die Arbeit zur Ware gemacht und den Preis derselben auf die Notdurft des Lebensunterhaltes herabgedrückt hat, hervorgehoben; wir müssen jetzt noch einen zweiten Grund betrachten, der namentlich auf den Preis der Ware einen entscheidenden Einfluß übt, nämlich die Übermacht des Kapitals.

Diese Übermacht des Kapitals hat in bezug auf den Arbeiterstand eine doppelte nachteilige Wirkung. Erstens vermindert sie die Zahl der selbständigen Arbeiter und vermehrt die Masse der eigentlichen Taglöhner und Lohnarbeiter. Das ist evident und eine mit mathematischer Notwendigkeit eintretende Folgerung aus den herrschenden volkswirtschaftlichen Prinzipien. So sind bekanntlich in Paris die meisten selbständigen Kutscher zugrunde gegangen und zu Dienstleuten geworden, seitdem eine Gesellschaft von Kapitalisten fast das gesamte Transportwesen in Paris in Betrieb genommen hat. So geschieht es, wenn über gewaltige Kapitalien gebietende Bauunternehmer oder Baugesellschaften sich dieses Gewerbszweiges bemächtigen. Sie kaufen Grund und Boden, liefern die Steine, Kalk und Holz, besorgen den Transport, führen die Gebäude auf und richten sie ein; alles, was früher selbständige Meister und Gewerbsleute waren, tritt in das Verhältnis von Lohn-

arbeitern. Dasselbe Verhältnis tritt bei allen anderen Geschäften ein. Je größer das Kapital, desto mächtiger wirkt es in dieser Richtung. Wenn wir bedenken, wie massenhaft jetzt schon das Kapital in einzelnen Händen und in einzelnen Gesellschaften angewachsen ist, so müssen wir bekennen, daß die Wirkung, welche in dieser Hinsicht das Kapital in Zukunft üben wird, noch gar nicht abgesehen werden kann. Die Zahl der eigentlichen Lohnarbeiter und Taglöhner muß ins Unermeßliche zunehmen, da sich die Geschäfte notwendig mehr und mehr konzentrieren werden. Die zweite Wirkung des Kapitals besteht darin, daß es in der Verbindung mit der Maschine[1]) den Preis der Ware mehr und mehr herabdrückt. Der Preis der Ware, die das Kapital mit der Maschine produziert, bestimmt sich nicht mehr nach dem Lebensunterhalt der Arbeiter, sondern nach dem Kaufpreis der Maschine und den Betriebskosten derselben, und mit diesem Warenpreis muß nun der Arbeiter konkurrieren. Er steht jetzt nicht bloß anderen Arbeitern in der allgemeinen Konkurrenz gegenüber, die, wie er, essen und trinken und schlafen müssen, sondern er steht einer Maschine gegenüber, die ohne Hunger und Schlaf, rastlos, nicht mit bloßer Menschenkraft, sondern mit vieler Pferdekraft Tag und Nacht fortarbeitet. Während die arme Näherin endlich müde niedersinkt, arbeitet die Nähmaschine mit einer Geschwindigkeit, die zahllose Hände nicht erreichen können, und doch muß sie mit dem Näh-

---

1) Hiermit sage ich selbstverständlich nichts gegen die Maschine selbst. Die Benutzung der Naturkräfte im Dienste des Menschen ist ein Sieg des Geistes über die Materie und kann, recht benutzt, zu einer immer größeren Befreiung des Menschen von der Not und Knechtschaft der materiellen Arbeit dienen.

preis sich begnügen, bei dem die Maschine noch arbeiten kann. So überall und in allen Gewerbszweigen. Auch hier sind wir erst im Beginne moderner Entwickelung. Was wird aber daraus werden, wenn sich diese Maschinengrundsätze moderner Volkswirtschaft und Volksfreundlichkeit mit der ganzen unbarmherzigen Rücksichtslosigkeit, die in ihnen liegt, über alle entsprechenden Verhältnisse, über alle Nahrungszweige des Arbeiterstandes ausgedehnt haben werden?

Das ist die Lage des Arbeiterstandes, deren Entwickelung wir in ihren Anfängen vor uns haben, und das sind die beiden volkswirtschaftlichen Prinzipien, aus denen sich diese Lage mit Notwendigkeit ergibt. Es wäre die Aufgabe der Staatsgewalt gewesen, den Mißbrauch, der in den Zunftzwang eingedrungen war, von dem zu unterscheiden, was in ihm wohl berechtigt war, und es mit dem zu verbinden, was auch die Forderung der Gewerbefreiheit Berechtigtes hat. Wahre Staatsweisheit scheint aber auf Erden selten geworden zu sein. Die Staatslenker sind vielfach nur Lenker in dem Sinne, wie der Hemmschuh den Wagen lenkt, der den Berg herabrutscht; sie sind selbst gelenkt und gezogen von dem Zeit- und Parteigeist in seiner abschüssigen Bewegung, und ihr ganzes Geschäft besteht darin, daß sie als Hemmschuh diese dem Abgrund zueilende Richtung in der Schnelligkeit einigermaßen aufhalten. So haben sie es nicht verstanden, den Arbeiterstand nach diesen zwei Seiten hin zu organisieren, und wir gehen deshalb unbeschränkter Gewerbefreiheit mit allen ihren Folgen unaufhaltsam entgegen. Die mißbrauchte Gewerbefreiheit wird aber *noch verderblicher wirken als der mißbrauchte Zunftzwang*.

Man kann sich kaum etwas Beklagenswerteres denken, als den zahlreichen Arbeiterstand, täglich auf dem

Weltmarkt bezüglich seines Lohnes, der ihm das Brot gibt, als Ware ausgeboten, mit der quälenden Ungewißheit: Morgen bin ich vielleicht mit meinem Weibe und mit meinen armen Kindern brotlos, nackt und ohne Obdach. Ein solcher Zustand muß das Menschengeschlecht zu einem Meere machen, das ohne Unterlaß von den wütendsten Winden gepeitscht, seine Fluten, alles zerstörend, turmhoch in die Höhe wirft.

Nachdem wir aber nunmehr die Lage des Arbeiterstandes hinsichtlich seiner Ernährung dargelegt und die Gründe angegeben haben, aus denen sie hervorgegangen ist, können wir dazu übergehen, die Mittel zu prüfen, die zur Verbesserung dieser Zustände von den verschiedenen Seiten in Vorschlag gebracht worden sind, und was wir von ihrem Werte zu denken haben.

V. Vorschläge der liberalen Partei.

Wir können sie in drei Gruppen alle zusammenfassen. Die eine Gruppe bildet angeblich die Vorbedingung der anderen.

Die erste Gruppe umfaßt folgende Vorschläge, die als Heilsmittel angepriesen werden:

Unbedingte Gewerbefreiheit;

Unbedingte Handelsfreiheit;

Unbedingte Freizügigkeit; d. h. das Recht für jedermann, welcher Gemeinde, welchem Lande oder welcher Nation er auch angehören mag, sich an jedem Orte, wo er will, seinen Aufenthalt und Wohnsitz zu nehmen, und jeden beliebigen Nahrungszweig zu betreiben; also Freizügigkeit nicht bloß für die Inländer, sondern für alle Nationen, nicht bloß für ein Land, sondern für alle Länder;

das Recht, in jeder Gemeinde Heimatsrecht zu erwerben, wo sich jemand einige Jahre ohne Unterbrechung und ohne der öffentlichen Armenpflege zu verfallen, aufgehalten hat;

unbeschränktes Recht zur Verheiratung, lediglich geknüpft an die allgemeinen zivilrechtlichen Voraussetzungen des Eherechtes, mit Hinwegfall jeder anderen einschränkenden Bedingung, insbesondere der Zustimmung der Heimats- oder Niederlassungsgemeinde, der Vorprüfung oder Bewilligung einer Staats- oder Provinzialbehörde, des Nachweises der Fähigkeit, eine Familie zu ernähren, des Erwerbes des Staats- oder Gemeindebürgerrechtes usw.[1]).

Diese Maßregeln sollen gleichsam erst den Boden bereiten. Daran knüpft sich dann die zweite Gruppe der Vorschläge:

Individuelle Selbsthilfe der Arbeiter;
Bildung des Arbeiterstandes.

Das ganze System enthält dann seinen Abschluß durch die dritte Gruppe der Vorschläge. Sie umfaßt:

Die Arbeitergenossenschaften in der von dieser Partei vorgeschlagenen Weise, hervorgerufen durch die soziale Selbsthilfe.

In diesen drei Gruppen bewegen sich alle Vorschläge der liberalen Partei. Daß bei ihnen vielfach guter Wille, dem Arbeiterstand zu helfen, und mancherlei Einsicht in die bestehenden Verhältnisse vorhanden ist, kann gewiß nicht geleugnet werden. Auch haben diese Vorschläge manches Wahre und Berechtigte an sich. Sie leiden

---

1) Beschlüsse des sechsten Kongresses der deutschen Volkswirte zu Dresden vom 14. bis 16. September 1863. (S. Arbeiterfreund Heft 3. Jahrgang 1863. S. 353.)

aber, wie mir scheint, an Übertreibungen, innern Widersprüchen und großer Unklarheit; sie haben eine durchaus verkehrte Grundlage; das Wahre an ihnen ist vielfach nicht neu, und das Neue nicht wahr; und sie sind endlich alle zusammen nicht im entferntesten imstande, den wirklichen Notstand der arbeitenden Klasse erheblich zu verbessern. Ich will diese Behauptungen näher zu begründen suchen.

Die erste Gruppe der oben angegebenen Vorschläge ist eine wahre Pulverisierung des Menschengeschlechtes. Es liegt ihr eine ganz mechanisch rationalistische Auffassung, wie sie dieser ganzen Partei eigen ist, zugrunde. Sie ist eine genaue Anwendung der Lehre des Materialismus auf das arme Menschengeschlecht. Wie nach dieser Lehre angeblich sich alles Sein in Stoffatome als Grund von allem auflöst und wieder zusammenfügt, so soll es mit dem Arbeiterstande gemacht werden. Das ist das tiefste, alles erklärende Prinzip der modernen Volkswirtschaft. Sie hätte ihre absolute Berechtigung, wenn die Menschen in der Tat zueinander lediglich im Verhältnis von Zahlen ständen. Die größte Zahl besteht aus Einheiten, und jede Einheit hat durchaus denselben Wert; man kann sie ganz beliebig an jede Stelle setzen, am Anfang oder in der Mitte oder am Ende der Nummer, und sie hat immer ihre rechte Stellung. Wenn es so mit den Menschen wäre, so könnte man gewiß nichts besseres tun, als das gesamte Menschengeschlecht in den fünf Weltteilen in lauter Einheiten auflösen und sie beliebig untereinander werfen, und es gäbe dann immer eine gute Zusammenstellung und ein vortreffliches Verhältnis. Es fehlt diesem Systeme von „Unbedingtheiten" und „Freiheiten" nur noch eine Konsequenz. So gewiß nämlich wie die Verheiratung von keiner Bedingung mehr

abhängig gemacht werden darf, so gewiß darf auch die Trennung der Ehe dann keine Schranken mehr haben. Nach dieser Doktrin muß auch die christliche Unauflösbarkeit der Ehe als unberechtigt erscheinen, und eine volkswirtschaftliche Majorität in der Kammer wird bei der Neugestaltung der Dinge auch diese Anmaßung der christlichen Kirche zurückweisen müssen. Diese ganze Pulverisierungsmethode, diese chemische Auflösung des ganzen Menschengeschlechtes in Individuen, in gleichmäßige Staubteile, in die Atome unserer materialistischen Naturanschauung, damit dann der Wind diese Staubteile über die ganze Erde bald so, bald so verteilen kann, ist aber ebenso unwahr wie ihre Grundlage und Voraussetzung. Die Menschen sind eben nicht lediglich Zahlen von ganz gleichem Werte. Herr Schulze-Delitzsch weist selbst darauf hin, daß eine absolute soziale Gleichheit ein Unsinn ist und mit der Natur im Widerspruch steht. Die Mannigfaltigkeit der Menschen an physischen und intellektuellen Fähigkeiten ist unermeßlich und wird ganz unberechenbar noch gesteigert durch die verschiedene Ausbildung derselben in den gar nicht mehr zu verfolgenden Einwirkungen der mannigfaltigsten äußeren Verhältnisse. Es ist wahr, daß der Mensch sich selbst ernähren muß, so wie er kann, und daß er dazu auch von Gott die nötigen Kräfte bekommen hat; es ist aber nicht wahr, daß jeder Mensch wirklich in der Lage ist, sich selbst zu ernähren, und noch weniger, daß er sich in Hinsicht auf Ernährungsfähigkeit mit allen anderen Menschen in ganz gleichen Verhältnissen befindet. Bei dieser unermeßlichen Verschiedenheit der Menschen an körperlichen und geistigen Fähigkeiten, an Ausbildung usw., die selbst wieder in jedem einzelnen Menschen mit dem Alter so vielfach wechselt, hat nun die Vorsehung die allerverschie-

densten organischen Entwickelungen sich gestalten lassen, in denen der Mensch Schutz und Hilfe findet. Es ist daher gewiß ein nicht beabsichtigtes, aber dennoch in der Tat ein wahres Verbrechen an der Menschheit, alle diese Schutzmittel aufzuheben, um den Menschen mit der unendlichen Verschiedenheit seiner Individualität und aller seiner übrigen Verhältnisse auf die tägliche Konkurrenz mit dem ganzen Menschengeschlechte anzuweisen. Wenn das ganze Menschengeschlecht nach diesen Grundzügen unbedingter Gewerbefreiheit, unbedingter Freizügigkeit, unbedingter Ansässigmachung, unbedingter Schließung und Trennung des ganzen Familienlebens organisiert wäre, und wenn dann diese rationalistisch-liberale Rechenmaschine in der Tat nach dieser ausschließlichen Vernunft der Mathematik sich betätigen könnte, so wäre die absolut notwendige Folge, daß täglich alle jene Zahlen, die nicht den vollen Wert haben, in dieser allgemeinen Konkurrenz ausgeschieden werden und zugrunde gehen müssen. Diese erste Maßregel ist daher wahrlich noch kein Hilfsmittel zur Verbesserung der Lage des Arbeiterstandes. Sie treibt vielmehr die oben geschilderten Zustände erst recht auf die Spitze und ruft die allgemeinste Konkurrenz ins Leben, die gedacht werden kann. Sie würde unfehlbar den Arbeiterlohn auf die niedrigste Stufe der Lebensbedürfnisse herabbringen, und selbst diese niedrigste Stufe des Lohnes nur jenen gewähren, die im Vollgenuß ihrer physischen und intellektuellen Kräfte sich befinden. Das wäre die mathematische Konsequenz dieser lediglich mechanisch-mathematischen Prozedur.

Doch diese Gruppe von Hilfsmitteln soll ja nur gleichsam die Unterlage bilden. Es knüpft sich daran die zweite Ordnung derselben, die vielgepriesene Selbsthilfe und die in Aussicht gestellte Bildung des

Arbeiterstandes. Ich fürchte, daß auch diese Mittel der Brotvermehrung im Sinne der liberalen Partei sich bei näherer Prüfung als ungenügend erweisen.

Die liberale Partei kann es nicht lassen, mit einem gewissen scheelen Blick auf das Almosen der Klerikalen und der Kirche hinzudeuten. Sie kann zwar nicht leugnen, daß der Arbeiter arbeitsunfähig werden kann und dann der Hilfe anderer, des Almosens, bedarf. Sie redet auch von Invalidenhäusern, Krankenhäusern usw. Kaum aber, daß solche Dinge berührt sind, kehrt sie wieder zur Verdächtigung des Almosens zurück und sucht dem Arbeiter das Gefühl beizubringen, als ob die vom Christentum ihm bisher gebotene Hilfe eine Art Kränkung seiner Menschenwürde gewesen wäre. Mit Mißgunst sieht sie namentlich auf die großartige Tätigkeit der Nächstenliebe in Belgien hin, und sie entblödet sich nicht, darauf hinzudeuten, wie man diese großen Geldsummen viel besser hätte verwenden können. Insbesondere sucht sie den Schein zu verbreiten, als ob die bisherige Art der christlichen Liebe vielleicht gut gemeint, aber ohne rechte Einsicht und im Grunde nur eine Unterstützung der Trägheit gewesen sei, während die im Geiste der Humanität und des Liberalismus geübte Liebe die Aufgabe habe, dieser Beförderung der Trägheit entgegenzutreten und die Würde der Arbeit wieder herzustellen. Daher dieses bis zum Ekel wiederkehrende Gerede von der Macht der Selbsthilfe, von der Würde, die sie dem Arbeiterstande zu gewähren imstande sei; die dann noch durch die Bildung des Arbeiterstandes, wie sie unter der bildenden Pflege der Väter der liberalen Partei jetzt stattfinden soll, einen ganz unerhörten und fabelhaften Aufschwung gewinnen werde.

Das alles ist nun einseitig, vielfach unwahr, und

kann bei einer Fortentwicklung dieses einseitig Unwahren zu einer unaussprechlichen Beschädigung des Arbeiterstandes führen. Der großen liberalen Partei fehlt überhaupt eine gewisse tiefere Einsicht in alle Dinge, wo der Mensch als solcher tätig ist. Das bringt so der oberflächliche Rationalismus mit sich, der besser die Bewegungen der Maschine als die Tätigkeiten und Bedürfnisse der Menschen versteht. Insbesondere fehlt ihr deshalb auch jede tiefere Einsicht in das Wirken des Christentums und der Kirche, der sie voll Vorurteilen entgegensteht. Sie kennt namentlich nicht das übernatürliche Christentum, seine Lehren und Hilfsmittel, und ahnet nicht, daß das, was sie selbst Gutes erstreben will, allein und einzig durch das Christentum erlangt werden kann. Sie wird deshalb auch selbst bei gutem Willen über den Arbeiterstand am Ende nur unermeßliches Verderben herbeiführen. Gehen wir zur Begründung dieser Behauptungen und damit zum einzelnen über.

Es ist also erstens nicht wahr, daß das christliche Almosen die Trägheit unterstützt hat; das Wesen des christlichen Almosens und der Geist, der das Almosengeben hervorgerufen, will dem Mitbruder helfen, der sich selbst nicht helfen kann. Mißbräuche sind da möglich, aber sie liegen nicht im Geiste der christlichen Institution. Wer den Mißbrauch des Almosens ganz verhüten will, der wird unfehlbar oft in die äußerste Härte gegen jene fallen, die des Almosens würdig sind. Diese Geringschätzung, die man jetzt dem Almosen anzuhängen sucht, ist vielfach ein verdeckter Geiz, der unter solchen Redensarten seinen Mangel an Nächstenliebe zu verbergen sucht. Nicht der christlichen Nächstenliebe und der kirchlichen Armenpflege fällt der Vorwurf zur Last, daß sie durch das Almosen Trägheit und Liederlich-

keit befördert habe, sondern dies ist ganz eigentlich eine wesentliche Folge der vom Christentum und der Kirche getrennten amtlich-bürgerlichen Armenpflege, die lediglich in der Verabreichung bestimmter Almosen zu bestimmten Zeiten durch den Polizeidiener besteht.

Ebenso ist es zweitens eine törichte Selbstüberhebung, wenn die liberale Partei sich den Schein gibt, als ob sie die Bedeutung der Selbsthilfe und der Würde, die sie dem Arbeiter verleiht, erfunden und als neue Wahrheit der Welt verkündet habe. Diese Anmaßung macht sich in ihren Erzeugnissen bis zum Überdruß geltend. Die Notwendigkeit der Selbsthilfe hat vielmehr, so lange es Menschen gegeben hat, noch niemand geleugnet. Gott hat ihre Notwendigkeit der Vernunft jedes Menschen mit voller Evidenz eingeprägt, und zur unauslöschlichen Erinnerung das Naturgesetz beigefügt, daß er essen und trinken muß, um zu leben. Sie ist, in die gewöhnliche Sprache übersetzt, nicht mehr und nicht weniger als die *Pflicht zur Arbeit*. Gott hat überdies diese angeblich neue Theorie auch schon vor sechstausend Jahren ausdrücklich verkündet, als er den Menschen sagte: „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen.“ Es war aber dem Christentum vorbehalten, dieser Pflicht der Arbeit, die Gott als Gesetz der Vernunft eingeprägt und von Anfang in der Uroffenbarung verkündet hatte, eine neue Bedeutung zu geben und ihr die rechte Weihe zu verleihen. Der wahre Sinn und die höchste Bedeutung der Arbeit gehört ausschließlich dem Christentum an und nicht dem menschenfreundlichen Liberalismus. *Wer die Arbeit verstehen und durch die Arbeit den Arbeiter wahrhaft erheben will, der muß durch Christus in das wahre Verständnis der Arbeit eingehen.* Die Arbeit, von der

wir hier reden, hat drei Momente an sich. Sie ist erstens ein notwendiges Mittel des Broterwerbes; sie ist zweitens eine Mühe, eine Last, die dem Menschen schwer fällt, die er von sich werfen möchte; sie hat drittens eine tiefsittliche Kraft, die den Menschen veredelt. Wenn die liberale Partei von der Würde redet, die die Selbsthilfe, also die Arbeit, oder vielmehr die Arbeitsamkeit, der Fleiß, dem Arbeiter gewährt, so ist das zwar wahr, sie hat aber für die rechte Beurteilung dieser scheinbar sich widersprechenden Momente kein Verständnis. Die Arbeit mit ihrer schweren, drückenden Last auf der einen Seite und ihrer hohen sittlichen Kraft auf der anderen Seite hängt mit den tiefsten Geheimnissen der Religion zusammen, über die uns nur der Glaube wahre Aufschlüsse gibt. Die liberalen Herren widmen sich ja nicht aus Liebe zu dieser Würde der körperlichen Arbeit, und fast alle Arbeiter streben nach einer Lage, wo sie sich der Mühe der körperlichen Arbeit nicht mehr zu unterziehen brauchen. Auf dem Boden des Rationalismus haben die schönen Reden von der Würde der Arbeit keinen Sinn. Im Heidentum war die Arbeit Sache der Sklaven, und ohne allen Zweifel würde der gesamte Arbeiterstand auch diese Stellung in der Zukunft wieder einnehmen, wenn es möglich wäre, die Welt nach den Ideen des Liberalismus umzugestalten. Es wird mit allen schönen Redensarten von Selbsthilfe und Menschenwürde nicht gelingen, den Arbeiterstand auf dem Boden einer rein natürlichen Anschauung davon zu überzeugen, daß das Los derer beneidenswert sei, die da die Last der täglichen Arbeit auf sich haben. Wenn es nur ein irdisches Leben gibt, wenn es zur Befriedigung des innersten Dranges nach Glückseligkeit keine anderen Genüsse gibt als irdische, so ist und bleibt das Schicksal

derer, die fast ihr ganzes irdisches Leben in der Entbehrung aller irdischen Genüsse, angewiesen auf die äußerste Notdurft des Lebens, in täglicher mühevoller Arbeit zubringen müssen, — und in dieser Lage befindet sich der weitaus größte Teil des Menschengeschlechtes, — ein unnatürlicher und unerträglicher Widerspruch, der in der Natur liegt. Diesen unerträglichen Widerspruch zwischen dem, was dann diese Masse des Menschengeschlechtes, nach einem inneren Triebe der Natur, von seinem irdischen Dasein an Glückseligkeit fordert, und dem, was es im irdischen Leben empfängt, wird die liberale Partei nicht mit Redensarten von Selbsthilfe, von Arbeiterwürde, oder durch Beförderung einiger Belustigungen, die dem Arbeiterstande geboten werden, ausgleichen können. Der ungläubige Liberalismus kann es *bei seinen Lehren* nicht verhindern, daß der Arbeiterstand seine Lage im Vergleich zu den Klassen, denen alle Genüsse des Lebens zu Gebote stehen, für eine Naturwidrigkeit ansieht und sich der Meinung hingibt, diese Unordnung müsse durchaus ihren Grund in den mangelhaften politischen und sozialen Einrichtungen, also in der Bosheit anderer Menschen, von denen diese herstammen, haben; es müsse daher einen Fortschritt geben, wo die Triebe aller Menschenherzen, die Befriedigung fordern, mit irdischen Genüssen ausgefüllt werden könnten, es müsse Volksfreunde geben, die durch politische und soziale Einrichtungen diesen Zustand allgemeiner irdischer Sättigung hervorzuzaubern imstande wären. Das ist ja schon jetzt die unbewußte Grundbestimmung so vieler Menschen und die Ursache ihres blinden Glaubens an jeden Betrüger. Bei den Voraussetzungen des Unglaubens ist und bleibt der Arbeiterstand ein unseliger, unglücklicher Stand, der von fast *allen* Genüssen ausgeschlossen ist, die ihm für die

einzig wahren angepriesen werden, während er seine großen Freunde aus der liberalen Partei täglich in diesen Genüssen schwelgen sieht. Man muß übermäßig verblendet sein, um die notwendigen Konsequenzen dieser ganzen Anschauung nicht vorherzusehen. Im Heidentum bestand sie darin, daß entweder die Sklaven ihre Herren mordeten, oder daß die Herren ihre Sklaven mit Peitschen zu Paaren trieben. Das ist das praktische Resultat und die letzte notwendige Konsequenz aller Bemühungen für den Arbeiterstand, die sich lediglich auf dem Boden des Materialismus bewegen, auf dem ja die große liberale Partei gänzlich ihren Standpunkt gewählt hat. Die Arbeit hat, wie wir sahen, zwei anscheinend sich widersprechende Seiten, sie hat etwas Mühevolles, Lästiges, das der Mensch von sich wirft, sobald er es vermag; — jeder Arbeiter arbeitet mit der Empfindung dieser Mühe und Pein; sie hat aber auch etwas überaus Veredelndes, Belohnendes, Sittigendes. Die Erklärung dieser scheinbaren Widersprüche finden wir nur in der Offenbarung und im Glauben. Dieser lehrt uns, daß die Arbeit, wie sie jetzt auf uns lastet, mit dem Verhältnis der Menschen zu Gott, mit der Sünde zusammenhängt; daß die Arbeit deshalb teils eine Strafe, teils aber auch ein Mittel der Versöhnung mit Gott ist. Ferner lehrt uns der Glaube, daß Gottes Sohn, um jene Sünde zu tilgen, Mensch, der Sohn eines Arbeiters und selbst Arbeiter geworden ist. Das Christentum erklärt uns so erstens den Grund der Arbeit, zweitens die geheimnisvollen Gegensätze in der Arbeit und drittens die sittigende Kraft, die Weihe und den wahren Wert der Arbeit. Das Christentum lehrt uns endlich höhere Güter kennen als die irdischen, deren Genuß nicht auf die Dauer dieses Lebens beschränkt ist, an denen der gute Arbeiter teilhaben wird in dem Maße, wie er hier

seine Pflicht treu erfüllt und die Entbehrung mancher irdischen Genüsse aus Liebe zu Gott treu getragen hat. Es sind nur zwei Klassen von Arbeitern möglich, christliche Arbeiter und nichtchristliche Arbeiter. Nur der christliche Arbeiter hat für seine Stellung in der menschlichen Gesellschaft einen hinreichenden Grund, der ihn beruhigen kann; nur er hat bei seiner Arbeit Beweggründe, die ihn sittigen können; nur ihn tragen bei der Arbeit Ideen, die ihn mitten in der Entbehrung aller Genüsse durch innere Zufriedenheit und hohes inneres Glück befriedigen können. Das alles fehlt notwendig dem unchristlichen Arbeiter. Er muß das blinde Schicksal verfluchen, das ihn bei denselben Bedürfnissen nach irdischen Genüssen an diese Stelle der menschlichen Gesellschaft gestellt hat, die ihm alle Genüsse verwehrt. Sein ganzes Leben ist ein unbefriedigter Hunger. Er kann keine anderen Beweggründe bei der Arbeit haben, als Befriedigung seiner Lebensnotdurft und den Versuch, ob die Arbeit ihm so glückt, daß er endlich einige Jahre ohne Arbeit zubringen kann. Aber von Ideen, die ihn bei der Arbeit mit Freude und Glück erfüllen, kann gar keine Rede sein. Der Hinblick auf den arbeitenden Gottessohn ist ihm ja durch die Wirksamkeit seiner Freunde lange geraubt. Welch eine Torheit, wenn die große liberale Partei sich einbildet, diese unermeßliche Last der täglichen mühevollen Arbeit im Schweiße des Angesichtes, die auf so vielen Menschen lastet, mit Redensarten von Selbsthilfe und Menschenwürde leicht und erträglich machen zu können!

Unwahr ist endlich drittens auch die Bildung, die diese Partei dem Arbeiterstande als Mittel verspricht, ihm in seiner Lage zu helfen. Die Arbeiterbildungsvereine spielen jetzt eine große Rolle. Man ist bemüht, ihnen die größte Ausdehnung zu geben. Das Formular für die

statistischen Nachrichten über diese Tätigkeit der liberalen Partei, welches von den betreffenden Berichterstattern entworfen und im Programm der fünften Sitzungsperiode des internationalen statistischen Kongresses in Berlin abgedruckt worden ist, zeigt uns die ganze großartige Organisation und Ausdehnung, die dieser Tätigkeit für den Arbeiterstand gegeben werden soll. Die Arbeiterbildungsvereine werden dort aufgeführt unter dem bescheidenen Titel: „Genossenschaften zur Erwerbung und Vermehrung des geistigen Kapitals ihrer Mitglieder.“ Dann kommen eine große Anzahl von Punkten, über die berichtet werden soll. Unter der Rubrik: „Zweck des Vereins“ wird die Frage gestellt, ob er denselben verfolge a) durch Erteilung von Unterricht, b) durch regelmäßige Abhaltung von Versammlungen, von Vorträgen, c) durch Anschaffung und Erhaltung einer Bibliothek, d) durch Anschaffung und Sammlung naturwissenschaftlicher Gegenstände, e) durch Veranstaltung naturwissenschaftlicher und technologischer Exkursionen, f) durch Aussetzung und Gewährung von Reisestipendien, g) durch Herausgabe von Zeitschriften. Daran knüpfen sich unter derselben Rubrik sofort die weiteren Fragen:

a) Veranstaltung der Familienversammlungen? wie oft? dürfen daran auch die Kinder der Mitglieder Teil nehmen?

b) Veranstaltet er zuweilen Konzerte? wie oft? Wirkt der Sängerchor des Vereins dabei zuweilen mit? In welcher Weise? Wie oft im Jahre?

c) Veranstaltet die Turnerschaft des Vereines zuweilen Turnfeste? Turnfahrten? Wie oft im Jahre?

d) Besitzt der Verein ein Theater und veranstaltet er zuweilen oder regelmäßig Theatervorstellungen, lediglich durch seine Mitglieder?

e) Veranstaltet der Verein Weihnachtsbescherungen für seine Mitglieder? usw.

Wir haben diese Einzelheiten mitgeteilt, um ein Bild von dem Umfange zu geben, den man diesen Arbeiterbildungsvereinen zu geben beabsichtigt.

Sie sollen das ganze Leben des Arbeiters nach allen Seiten hin, materiell und geistig, selbst seine Vergnügungen, seine Erholungen, selbst sein Familienleben umschließen und unter die Hand bringen, die alle diese Vereine lenkt und leitet.

Fragen wir uns nun, inwieweit ein so organisierter Arbeiterbildungsverein als Mittel dienen kann, um das Ziel zu erreichen, worum es sich hier vor allem zuerst handelt, um ihm nämlich bei der allgemeinen Konkurrenz einen höheren Preis für seine Arbeit zu verschaffen, als die absolute Lebensnotdurft beträgt, so habe ich die Überzeugung, daß es mit diesen Arbeitervereinen gerade so steht, wie mit dem neuentdeckten Mittel der Selbsthilfe, daß sie nämlich nicht im entferntesten erfüllen werden, was sie verheißen. Eigentliche Handwerkerschulen, wo Handwerker diejenigen technischen Kenntnisse erlernen, die ihnen zum Betriebe ihres Gewerbes notwendig sind, und wo sie zugleich die Kenntnisse der Elementarschule ergänzen und vervollständigen können, sind ein wesentliches Bedürfnis. Inwieweit die Arbeiterbildungsvereine hierfür sorgen, tun sie etwas Gutes. Diese Tätigkeit ist ihnen aber in keinerlei Weise eigentümlich. Der ganze Apparat von Bildungsmitteln, der uns aber außerdem in den obigen Punkten vorgeführt ist, wird erstens an der materiellen Lage des Arbeitesstandes im großen und ganzen nicht das mindeste verändern. In dieser Hinsicht wird hier ein wahrer Humbug mit dem Arbeiterstande getrieben. Die große Masse des Arbeiterstandes lebt in der täglichen

mühevollen Last der Arbeit; selbst Kinder müssen in der Zeit, wo die Elementarschule besucht wird, schon vielfach arbeiten. Die größte Menge der Arbeiter ist durch die Arbeit physisch erschöpft und ermüdet. Nur wenige werden im Verhältnis noch in der Lage sein, diesen ganzen glänzenden Apparat von Bildungsmitteln nur einigermaßen zu benutzen; nur wenige von diesen aber, die den Versammlungen mit Vorträgen beiwohnen können, werden das, was die gelehrten Herren ihnen dort entwickeln, nur einigermaßen zu verstehen imstande sein. Wie überall, so gibt es auch im Arbeiterstande einzelne besonders geistig befähigte Individuen, die vielleicht daraus einigen Nutzen für den Betrieb ihres Geschäftes gewinnen. Sie werden aber eine verschwindende Minorität bilden. In demselben Maße aber, wie durch die Natur der Verhältnisse diese Bildungsmittel für die eigentliche Bildung des Arbeiterstandes nur wenig nützen, wird dagegen zweitens alles, was nebenbei die Vergnügungssucht befördert und den Hochmut kitzelt, die ausgedehnteste Beteiligung finden. Das geistige Kapital, das nach obiger Überschrift durch Vermittelung dieser Vereine gewonnen werden soll, wird sich vor allem ansammeln und vermehren in jenen Zusammenkünften, die der Genußsucht dienen. Das ist ein sicheres Resultat jener Bildungsvereine, das sich schon jetzt vor unseren Augen entwickelt. Das ist aber wahrhaft kein Mittel, dem Arbeiter einen höheren Lohn zu verschaffen, während doch das Mittel hierfür vor allem gesucht und von den Volksfreunden gefordert wird. Wenn man Arbeiter, deren Verdienst kaum ausreicht, um das tägliche Brot zu kaufen, zu allen diesen Familienversammlungen, Vergnügungen, Konzerten, Theatern, Tänzen, Turnerfahrten einladet, muß man zuerst, wenn man redlich für sie sorgen will, neue Erwerbsquellen er-

öffnen; sonst ruiniert man sie und ihre Familien, statt ihnen zu helfen. Die Bildungsmittel der Arbeiterbildungsvereine werden dann nicht das geistige Kapital der Arbeiter vermehren, sondern auch das materielle Kapital des armen Arbeiterstandes zugrunde richten.

Diese Bedenken werden aber durch eine andere Betrachtung noch ganz wesentlich vermehrt. Bei der Bildung, die die große liberale Partei dem Arbeiterstande verspricht, ist Religion und Christentum gänzlich außer acht gelassen. Sie ignoriert Religion und Christentum und läßt nur ab und zu ihren Widerwillen und ihre Geringschätzung durchblicken. Die große Masse des Arbeiterstandes hängt noch mit der Kirche und mit dem Christentum zusammen. Die Leiter der Arbeiterbildungsvereine gehen aber großenteils aus jenen Schichten unserer städtischen Bevölkerung hervor, die dem Christentum und der übernatürlichen Offenbarung lange entsagt haben. Alles liegt in diesen Kreisen durcheinander, ein Wirrwarr und wildes Chaos der widersprechendsten Ansichten über die Gründe der Dinge, vom plattesten und gemeinsten Materialismus bis zu einem gewissen sentimentalen Deismus ist in einen geistigen Brei zusammengekocht. Diese Klassen wollen jetzt die Bildner des arbeitenden Volkes werden unter dem Vorwande, ihnen in dieser Bildung ein Mittel zu bieten, ihren Hunger zu stillen. Sie werden es gewiß nur um so unglücklicher machen. Aber die Gefahr der Verführung ist sehr groß. Wir haben ja oben die Hebel kennen gelernt, welche für die Zwecke dieser angeblichen Bildung in Bewegung gesetzt werden sollen. Das Atemholen, die Arbeit, die Sorge für die Nahrung bleibt dem Arbeiterstande nur noch für sich übrig; alles andere werden die Leiter des Arbeiterbildungsvereines in die Hand nehmen. Ihre Vorträge, ihre Schulen, ihre

Bibliotheken, insbesondere ihre naturwissenschaftlichen Belehrungen und Exkursionen, ihre Theater, ihre Gesänge, ihre Familien- und Volksbelustigungen, alles wird Propaganda machen, um die Bildung, an der sie selbst todkrank sind, auch im Arbeiterstande zu verbreiten. Selbst der Sonntag, wo die Kirche allein noch im Namen Christi zum Herzen des Arbeiterstandes sprechen kann, wird dem Christentum entrissen werden, um auch ihn für die Zwecke des Arbeiterbildungsvereines auszubeuten. Dafür spricht jenes merkwürdige Interesse, das schon jetzt eine Partei an jeder Sabbatschändung nimmt. So sehen wir wahrhaft diese Baumeister damit beschäftigt, eine Kirche des Materialismus der Kirche Christi als neue Bildungsanstalt entgegenzustellen. Dadurch gewinnen die Vereine, die angeblich den Zweck haben, den Arbeiterlohn zu verbessern, eine ganz neue und überraschende Seite, und es scheint die Absicht hier durchzublicken, weniger für das materielle Wohl des Arbeiterstandes zu sorgen, als diesen Stand für die Zwecke der Partei und ihrer feindlichen Stellung gegen das Christentum auszubeuten.

Fassen wir nun das über die Arbeiterbildungsvereine Gesagte noch einmal kurz zusammen, so ergeben sich uns bezüglich ihres Wertes für die Hebung der Not des Arbeiterstandes folgende Resultate. Sie werden, insoweit sie für Handwerkerschulen sorgen, einigen Nutzen bringen, sie werden auch einigen besonders befähigten Köpfen im Arbeiterstande für eine höhere Ausbildung in ihrem Geschäfte hie und da einen Antrieb gewähren. Für die große Masse des Arbeiterstandes dagegen werden sie keinen Nutzen, aber vielfachen Schaden bringen. Sie werden die Vergnügungssucht und den Dünkel vermehren, dem Arbeiterstande seine christlichen Grundsätze vielfach aus dem Herzen reißen und statt dessen den

trostlosen Unglauben hineinpflanzen, sie werden dadurch die Gottlosigkeit und Sittenlosigkeit befördern und zugleich alle jene Leidenschaften in dem Herzen des Menschen wach rufen, die ihm seine Armut unerträglich machen und ihm jeden Trost bei den Mühen der Arbeit entziehen. Wenn es schon jedem Menschen schwer fällt, sich mit der strengen Lebensnotdurft an Nahrung, Kleidung und Wohnung zu begnügen, so wird die liberale Partei den Arbeiterstand in einer Weise bilden, daß ihm dieser Zustand völlig unleidlich wird. Der Reiche hat bei seiner Gottlosigkeit doch noch den Scheingenuß der irdischen Güter, mit dem er zeitweise die trostlose Leere seines Herzens auszufüllen versuchen kann. Den Arbeiter aber mit seinen leeren Händen und seinem mühevollen Leben auch noch von Gott und Christus trennen, heißt ihn der Verzweiflung oder dem Stumpfsinn übergeben. Das wird unfehlbar das Resultat der Arbeiterbildungsvereine sein.

Wir kommen jetzt zur dritten Gruppe von Mitteln, wodurch diese Partei die Lage des Arbeiterstandes verbessern will. Sie soll dem ganzen Systeme die Krone aufsetzen und uns die ganze Menschenfreundlichkeit und Wirksamkeit desselben offenbaren. Die erste Gruppe zeigt uns die lange Reihe von Freiheiten, wodurch das Menschengeschlecht von allen Fesseln seiner Tätigkeit erlöst und gleichsam in Bewegung und Fluß gebracht werden soll. Die zweite Gruppe zeigt uns dann die großen Kräfte, wodurch das so befreite Individuum zu seiner mächtigsten Entwickelung gebracht werden soll, die Selbsthilfe und die neue Bildung. Die dritte Gruppe, die das Ganze abschließen soll, besteht endlich in der sogenannten sozialen Selbsthilfe und in den Genossenschaften, die aus derselben hervorgehen sollen und deren Kreis der Hauptvertreter

dieser ganzen Richtung, Schulze-Delitzsch, bestimmt hat.

Indem ich nun zur Beurteilung dieser Vorschläge und ihres Nutzens zur Hebung des Notstandes der Arbeiter übergehe, fasse ich meine Gedanken in folgenden drei Sätzen zusammen: erstens, was diese Ideen Wahres an sich haben, ist nicht neu; zweitens, das Wahre bieten sie uns in der schlechtesten Form, und drittens, sie leisten nicht im entferntesten, was sie versprechen, nämlich eine wahrhaft durchgreifende Verbesserung der materiellen Lage des gesamten Arbeiterstandes. Eine nähere Betrachtung wird die Richtigkeit dieser Behauptungen beweisen.

Erstens, was diese Ideen Wahres an sich haben, ist nicht neu.

Wahr ist, daß die Verbindung mehrerer Menschen zu einem Ziele ihre individuelle Kraft erhöht und ergänzt; unbestreitbar wahr ist, daß dies auch bezüglich des Arbeiterstandes Anwendung findet, und daß deshalb Vereinigung, Assoziation und Genossenschaft eines der kräftigsten Mittel ist, um der Not des Arbeiterstandes einen Damm entgegenzusetzen und seine materielle Not zu lindern. Hier geht es uns aber wie bei dem Worte Selbsthilfe. Wie noch nie jemand an der Pflicht der Arbeit gezweifelt hat, so ist es auch noch nie bezweifelt worden, daß Assoziation und Genossenschaft ein Mittel sei, die Kraft des einzelnen zu vermehren. Die Idee der Assoziation ist gleichfalls so alt wie die Welt, und man muß in der Tat neue Namen erfinden wie „soziale Selbsthilfe", um den armen Menschen diese alten Dinge als ganz neue Erzeugnisse der wunderbarsten, neuentstandenen Volksfreundschaft darzustellen. Diese Idee haben die Menschen verstanden von da an, wo sich die ersten Hirten zu

Stämmen vereinigten, um gemeinschaftliche Zwecke mit gemeinschaftlicher Kraft zu verfolgen, oder wo die ersten Landbau treibenden Gemeinden sich bildeten und die Elemente des Gemeinwesens legten. Noch weiter hinauf, die erste Familie war schon die erste auf soziale Selbsthilfe gegründete Genossenschaft. Insbesondere sollte man aber doch uns Deutschen nicht einreden wollen, daß das Genossenschaftswesen dem Gehirne eines modernen Volksfreundes entsprungen sei. Alles, was je der deutsche Geist hervorgebracht hat auf den verschiedensten Gebieten des menschlichen Daseins, bildete sich in genossenschaftlichen Formen. Ein Teil dieses Gesamtlebens, worin sich das deutsche Volkswesen ausprägte, waren auch die Zünfte. Sie waren die Form, worin sich die soziale Selbsthilfe, um modern zu reden, nach der eigenen Art des deutschen Volksgeistes bei jenem Teil des Arbeiterstandes, der dem Gewerbebetriebe oblag, entwickelt hatte. Familie, bürgerliche Gemeinde, Staat, christliche Gemeinde, Innungen und Zünfte und zahllose andere Formen ruhen sämtlich auf der e i n e n Idee, daß nach einem Naturgesetz die Menschen sich verbinden müssen, wenn sie nach allen Seiten ihres Lebens ihre Bestimmung erreichen und ihre notwendigen Bedürfnisse befriedigen wollen.

Wir müssen aber hier hervorheben, daß sogar die liberale Partei nur durch einen gewissen Widerspruch als Pflegerin des genossenschaftlichen Wesens auftreten kann. Die Selbsthilfe i n d e m S i n n e d i e s e r P a r t e i steht eigentlich mit der Genossenschaft in gewissem Widerspruch. Die soziale Selbsthilfe ist keine reine Hilfe des stolzen, eigenen „Selbst" mehr, sondern im Gegenteil das demütige Bekenntnis, daß das Selbst sich allein nicht helfen kann. Zwar hat auch das Wort „soziale Selbsthilfe" einen guten Sinn, insoweit es die

Hilfe der Genossen andeutet, aber diesen schließen eigentlich die Prinzipien der liberalen Partei aus. Denken wir nur an die erste Gruppe ihrer Vorschläge. Dadurch sollte ja eben der Mensch möglichst auf sich selbst gesetzt werden, um sich nun mit den eigenen Kräften zu helfen. Ein anderer darf ihm nicht helfen; das ist gegen die Würde desselben. Sein bildender Stolz, der seine wahre Würde bedingt, besteht ja eben darin, daß er ganz sich selbst hilft. Nur so wird auch die höchste Idee der Konkurrenz erreicht. Alle Menschen, auf das Individuum, auf das eigene Selbst angewiesen in der ganzen Welt, konkurrieren mit allen ihren physischen und geistigen Kräften. Das ist die reine Selbsthilfe, die volle stolze Menschenwürde in diesem Systeme. Wenn nun dieser so befreite Mensch sich an andere wendet, um ihre Hilfe zu fordern, so gesteht er ja ein, daß er sich selbst nicht genügt und deshalb andere Hilfe, anderen Beistand notwendig hat. Soziale Selbsthilfe ist Hilfe mit und durch den Genossen (socius) und insofern das Gegenteil von der Stellung des „Selbst" und des Individuums, die alle jene Freiheiten angeblich hervorrufen sollen.

Aber nicht nur, daß schon diese genossenschaftliche Tendenz mit dem ganzen System im Widerspruch steht und aus einem Gebiete entlehnt ist, das man eigentlich gerade über den Haufen werfen sollte, so zwingt die Natur und ihr Recht diese Partei fort und fort auch noch zu anderen Widersprüchen. Sie führt in ihrer Weise doch wieder eine Art Handelsgrenze und Gewerbezwang ein, indem die Bedeutung der Vereine nur darin ihren Grund haben kann, daß sie irgendwelchen Schutz gewähren sollen gegen Zustände, die aus der allgemeinen individuellen Selbsthilfe entstehen. Sie modifizieren wieder in der Tat die allgemeine Konkurrenz.

Ein Rohstoffverein z. B. soll die Mitglieder teils gegen die Wirkung der allgemeinen Konkurrenz, teils gegen den Kapitalisten schützen und ihm helfen, eine bessere Stellung zu gewinnen als alle andere Arbeiter, die nur auf ihre Kraft angewiesen sind. Alle diese neuen Genossenschaften sind daher in gewissem Sinne wieder Zoll- und Gewerbegrenzen, durch die man die Folgen der allgemeinen Konkurrenz abwenden will. Die liberale Partei müßte, wenn sie ganz folgerecht handeln wollte, die Genossenschaften verbieten, statt sich das Verdienst beizulegen, sie zu fördern. Sie widersprechen offenbar der reinsten modernen Volkswirtschaft und haben etwas Finsterlich-Mittelalterliches, ja Ultramontanes. Aber freilich die Natur ist stärker als aller theoretische Unverstand.

Im Grunde und in Wahrheit ist das ganze Menschengeschlecht eine große Assoziation, wo sich alle gegenseitig helfen und jeder täglich bekennen muß, daß er mit dem stolzen Gedanken der Selbsthilfe von dem ersten bis zum letzten Augenblick seines Lebens nicht ausreicht. Selbst das Almosen, das der Reiche dem Armen darreicht, gehört in richtigem Verständnis ebensogut zur sozialen Selbsthilfe wie jede andere Tat der die Verschiedenheit der Menschen ausgleichenden gegenseitigen Hilfe und Liebe.

Das Wahre an diesem Systeme, die Idee der Genossenschaft, ist also nicht neu und vielmehr im Widerspruch zu dem, was die Natur dieses ganzen Systems eigentlich mit sich bringt.

Ich sage aber ferner zweitens: Es bietet uns das Wahre in der schlechtesten Form.

Das Prinzip der Vereinigung, diese die Menschen wie auch die Stoffe in der Natur verbindende und einigende wunderbare Kraft, die überall in der Natur,

in dem Pflanzenreiche, in dem Tierreiche, im Menschen und im Menschengeschlechte, im ganzen Weltall tätig ist und ihren letzten Grund in der ewigen Intelligenz, in der ewigen Macht und in der ewigen Liebe Gottes hat, tritt hier auf Erden in zwei Formen auf, in der bloß mechanischen, von außen her die Dinge erfassenden und einigenden Form und in der organischen, die Dinge innerlich einigenden und bindenden Form. Das moderne genossenschaftliche Prinzip möchte nun die Menschheit gerne in die erste Form fassen, während Gott die Menschen organisch einigt, und auch alle Genossenschaften, die früher geschaffen wurden, in dieser organischen Weise gestaltet waren.

Die Familie ist eine solche organisch gegliederte Genossenschaft; sie soll aufgelöst werden durch das Prinzip der unbedingtesten und unbeschränktesten Fähigkeit, zu heiraten und wieder auseinander zu laufen. Die Gemeinde ist eine solche organische Genossenschaft, in der eine Menge sittlicher und geistiger bindender Kräfte tätig sind; sie soll aufgelöst werden durch das Prinzip der unbedingten Freizügigkeit und Ansässigmachung. Die Staaten und Völker sind auch solche moralische Korporationen, in denen zahllose moralische Kräfte, Heimat, Vaterland, Geschichte, Glück und Unglück die Menschen organisch verbinden. Es versteht sich von selbst, daß diese Grenzen nur vorläufig noch stehen bleiben können, sie passen durchaus nicht in das ganze System. Wer die erste Gruppe von Maßregeln betrachtet, wird gestehen müssen, daß die Partei, die sie vertritt, notwendig auch zur Auflösung des nationalen Verbandes und zum allgemeinen kosmopolitischen Weltbürgertum fortschreiten muß, wo in jeder Gemeinde Deutschlands der Fremde dasselbe Recht hat wie der eingeborene Deutsche. Die Innungen, die

Zünfte waren solche Genossenschaften im eminenten Sinne, in denen das materielle Interesse, das die sogenannte soziale Selbsthilfe bieten soll, zugleich verbunden war mit zahllosen sittlichen und geistigen Kräften, die die Genossenschaften zu einem lebendigen Organismus machten; sie sind bereits fast überall aufgelöst. Die ganze Richtung dieser Partei geht dahin, alles, was die Menschen organisch verbindet, was sie lebendig, was sie geistig, was sie sittlich, was sie human und menschlich eint, aufzulösen und sie dann wieder in den mechanischen Vereinen und Genossenschaften zu komponieren und zu verbinden, die diese neuen Erlöser des Menschengeschlechtes uns bieten. Die Tätigkeit derselben läßt sich in dem Bilde veranschaulichen, das sich uns in dem Vorschlage darstellen würde, alle Pflanzen, alle Bäume, alle Tiere, alles organische Leben in der Natur durch einen chemischen Prozeß in seine letzten Stoffe aufzulösen und dann diese Stoffe wieder durch mechanische Kräfte in Tätigkeit zu setzen. Das ist eigentlich in Wahrheit das Unternehmen, das die große liberale Partei mit dem Menschengeschlechte zu experimentieren vorhat, und wobei sie uns zumutet, dieses tolle Experiment als das non plus ultra aller Weisheit und Menschenbeglückung anzustaunen und zu bewundern.

Drittens: Die von der liberalen Partei ins Leben gerufenen Genossenschaften sind endlich aber auch nicht imstande, nur entfernt das zu leisten, was sie verheißen.

Die Aufgabe ist, dem Arbeiterstand, der durch die Experimente der liberalen Partei in die Lage gekommen ist, daß er mit seiner ganzen Lebensexistenz auf den Taglohn angewiesen ist, der ihm nur die äußerste Lebensnotdurft bietet, den er sich täglich auf dem Waren-

markt der Arbeit, bei schwankendem Angebot und Nachfrage, gleichsam erbetteln muß, in dieser seiner bedrängten Lage zu helfen. Daß dazu die von der liberalen Partei als Hilfsmittel in Vorschlag gebrachten Genossenschaften im großen und ganzen nicht ausreichen, ist in neuerer Zeit hinreichend und evident bewiesen. In dieser Hinsicht sind die Ausführungen von Lassalle unwiderlegt und unwiderleglich. Die Vorschußvereine können nur jenem Teile des Arbeiterstandes helfen, der selbst ein Gewerbe treibt; für die große Masse der eigentlichen Lohnarbeiter haben sie gar keinen Wert. Für den Kleingewerbsmann werden sie manches Gute leisten, aber nimmermehr vermögen, diesen Stand im ganzen auf eine höhere Stufe des Wohlstandes zu erheben und ihn zu befähigen, die Konkurrenz mit dem Kapital und dem Großgewerbe zu bestehen. Dasselbe gilt von den Rohstoffvereinen. Auch sie haben für den Lohnarbeiter, der in fremdem Stoff arbeitet, keine Bedeutung. Aber auch das Kleingewerbe wird auf die Dauer nur einen geringen Nutzen daraus ziehen. Je mehr sich die Rohstoffvereine vermehren, desto mehr werden sie auf den Gesamtpreis der Ware Einfluß üben, und damit fällt schon der Gesamtnutzen hinweg. Nur für den Konsumenten bleibt dann ein Vorteil und für den Arbeiter, insoweit er auch Konsument ist. Außerdem werden aber auch die Rohstoffvereine, der Schwerfälligkeit wegen, die jede Geschäftsführung eines Vereines notwendig an sich trägt, mit dem Kapital in einer Hand bezüglich des wohlfeilen Ankaufes des Stoffes kaum konkurrieren können. Wäre dies aber auch der Fall, so stände doch noch der Kleingewerbetreibende, mit den gleichen Preisen für den zu bearbeitenden Stoff, mit seinen Händen den Maschinen des Großgewerbes gegenüber, und wer

da von der Möglichkeit einer Konkurrenz reden will, betrügt die Menschen. Einen allgemeinen Nutzen bringen die sogenannten Konsumvereine, woran sich auch der Lohnarbeiter, der Taglöhner und Fabrikarbeiter beteiligen kann. Sie besorgen die Lebensmittel in größeren Quantitäten, ersparen dadurch im Ankaufspreis, beschaffen bessere Ware, als sie kreuzerweise in Kramläden gekauft wird, und können somit ihren Mitgliedern auch wohlfeilere und bessere Lebensmittel überlassen, was gewiß wohltätig ist. Aber auch abgesehen davon, daß durch diese Maßregel der Notstand des Arbeiters wohl etwas erleichtert, aber nicht gehoben werden kann, so wird der Nutzen derselben teilweise nur vorübergehend sein. Es wird wie bei den Rohstoffvereinen gehen. In dem Maße, wie die Konsumvereine sich ausdehnen, werden die armen Arbeiter in Zeiten, wo das Angebot der Arbeit die Nachfrage übertrifft, den Preis ihrer Arbeit um so viel niedriger stellen, als sie ihre Lebensnotdurft durch Teilnahme am Konsumverein sich wohlfeiler verschaffen können, und so wird die gesamte Lage dieser armen Menschenklassen dieselbe bleiben. Manches Kleingewerbe wird eingehen und die Zahl der Arbeiter und das Angebot der Arbeit vermehrt werden. Damit haben wir aber schon so ziemlich alle Genossenschaften bezeichnet, die diese Partei als Hilfsmittel in Vorschlag gebracht hat. Was sie außerdem bietet, ist schon wieder ein Rückgreifen auf jenes Gebiet, das so viel verspottet ist, das dem eigentlichen Almosen angehört und wo dem arbeitsunfähigen Arbeiter geholfen werden soll.

Nach allen diesen Betrachtungen glaube ich nicht unrecht zu tun, wenn ich auf dieses ganze Gebahren der großen liberalen Partei und ihrer Tätigkeit für den Arbeiterstand die bekannten Worte des römischen

Dichters anwende: „Parturiunt montes etc.“ Ich will nicht den guten Willen dieser Männer bezweifeln, ich will nicht leugnen, daß, wie die Dinge liegen, und nachdem man den Arbeiterstand in die gegenwärtige Lage hineingebracht hat, selbst diese Genossenschaften manches Gute leisten. Ich behaupte aber, daß die Prinzipien, von denen diese ganze Tätigkeit ausgeht, den Arbeiterstand unendlich mehr beschädigen, als sie ihm nützen. Dieser Versuch, das Menschengeschlecht nach dem platt rationalistischen Standpunkt der vier Spezies zu behandeln, wo zuletzt alle Religion, alle Politik, alle Weisheit und alle Menschenfreundlichkeit und Humanität im Addieren, Subtrahieren, Multiplizieren und Dividieren der in Atome aufgelösten Menschheit bestände, ist eine Versündigung gegen die menschliche Natur und die göttliche Weltordnung, welche nur scheitern und das Verderben vermehren kann. Ich behaupte deshalb, daß alle diese Maßregeln der liberalen Partei, weit entfernt, den Wohlstand und das Gedeihen des Arbeiterstandes zu heben, ihn vielmehr mit dem größten Verderben bedrohen.

Zum Schluß und zur Bestätigung will ich nur noch eine Selbstkritik von Schulze-Delitzsch über den wahren Nutzen seiner Projekte aus seinem Deutschen Arbeiterkatechismus anführen. Seite 74 schildert er uns die Klagen eines großen Teiles des Arbeiterstandes. Als erste gibt er uns an das Ungenügende ihres Verdienstes, als zweite die Unsicherheit desselben, so daß auch der, der viel verdiene, plötzlichem Wechsel ausgesetzt sei und nicht mit Sicherheit auf die nächste Zukunft rechnen könne. Als Beispiel wird dann S. 75 hingewiesen auf die Handelskrisen und Kreditstockungen, die infolge der amerikanischen Kriege in England eingetreten sind, und auf die große Not, die dadurch in

den dortigen Weberdistrikten herrscht. Eine große Zahl von Arbeitern sei dadurch brotlos geworden. Das ist bekannt, und wir können wohl nur, wenn wir die von dorther zu uns gelangten Klagen hören, mit Schrecken daran denken, was nicht nur in England, sondern an so vielen Orten aus der Arbeiterbevölkerung werden würde, wenn uns allgemeine Kriege bevorstehen sollten. Nach jenen Bemerkungen geht der Verfasser S. 76 auf die Mittel zur Abhilfe dieser Übelstände über, und als praktisches und bestes Mittel zur Hebung der arbeitenden Klassen werden uns dann seine Arbeiterassoziationen empfohlen. Am Schlusse dieser Exposition kommt er S. 166 noch einmal auf England zurück und versichert uns, daß in England diese Assoziationen und das ganze Genossenschaftswesen sich bereits zur höchsten Blüte entfaltet habe. Das scheint mir nun die niederschlagendste Selbstkritik dieses ganzen Systemes zu sein. Wenn in der Tat die Assoziationen im Geiste von Schulze-Delitzsch das große und einzige Mittel sind, dem Arbeiterstande zu helfen, wenn ferner dieses Mittel der Assoziationen seine höchste Blüte in England bereits erreicht hat, und wenn endlich ein ferner Krieg weit jenseits des Meeres dazu genügte, eine ganz große Masse Arbeiter brotlos zu machen, dann ist in der Tat die Lage unseres Arbeiterstandes eine traurige; dann mögen jene weinen, die den Arbeiterstand lieben, dann sollten aber auch jene liberalen Wortführer beschämt schweigen, die sich für die Retter des Notstandes des Arbeiterstandes ausgeben. Sie hätten Ursache, über den Wert ihrer Bestrebungen recht bescheiden und demütig zu sein und sich nicht den Schein eitler Großsprecherei zuzuziehen, wodurch sie die Arbeiter nur irre führen und tief beschädigen.

VI. Vorschläge der radikalen Partei.

Wir können im allgemeinen unsere Ansicht so aussprechen: Lassalle hat recht gegen Schulze-Delitzsch, und Schulze-Delitzsch hat recht gegen Lassalle. Beide haben recht in ihrer Kritik des andern, beide dagegen vielfach unrecht in den Vorschlägen, die sie selbst machen, um dem Arbeiterstande zu helfen. Beide haben recht, wenn sie negieren, beide unrecht, wenn sie affirmieren. Das ist ja überhaupt der allgemeine Charakter des Geistes der Welt, der nur kritisieren, nur das Fehlerhafte auffinden, nur niederreißen, nicht aber schaffen, aufbauen, gestalten kann, weil ihm selbst die innere Verbindung mit der Wahrheit und dem Leben abgeht. Es wird nicht schwer sein, das Irrige und Ungenügende auch an diesen Vorschlägen nachzuweisen.

Die Partei, deren Hauptvertreter Lassalle selbst ist, hat das unbestreitbare Verdienst, die in den ersten Abschnitten geschilderte Lage des Arbeiterstandes, wonach er großenteils mit seiner ganzen Existenz auf die eigentliche Lebensnotdurft beschränkt ist, mit unerbittlicher Schärfe und Wahrheit aufgedeckt zu haben. Sie stellt daher auch mit derselben Richtigkeit als Axiom den Satz auf, daß, wer überhaupt dem Arbeiter in dieser Lage gründlich und wirksam helfen will, Mittel auffinden muß, wodurch dem Arbeiterstande eine neue und reichere Erwerbsquelle neben dem notdürftigen Arbeitslohn eröffnet wird. Die Lösung dieser Aufgabe sei der Probierstein zur Beurteilung des wahren Wertes der gemachten Vorschläge. Obwohl sie daher nicht leugnet, daß die Bestrebungen der liberalen Partei dem Arbeiterstande manche Erleichterungen gewähren können, so hat sie doch zugleich auch überzeugend bewiesen, daß dieselben

nicht imstande sind, den Arbeiterstand vor dem Verfalle zu bewahren, dem er durch die allgemeine Konkurrenz, namentlich mit dem Kapitale, entgegengeht, und noch weniger seinen Wohlstand nachhaltig und allgemein zu verbessern. Sie will deshalb wirksamere und bessere Mittel zur Erreichung dieses Zieles in Vorschlag bringen. Das von ihr proponierte System ist sehr einfach. Wir wollen es ebenso einfach hier darlegen und dann beurteilen, inwieweit es an sich zulässig ist und leistet, was es verspricht. Es ergibt sich aus Folgendem.

Man kann bei jedem großen Geschäfte den Gesamtgewinn dreifach unterscheiden. Er enthält erstens den Tagelohn für die Arbeiter, der die Lebensnotdurft derselben repräsentiert, zweitens die Zinsen des Kapitals, welches in das Geschäft verwendet worden ist, drittens den eigentlichen Geschäftsgewinn, der nach dem Verkaufe der Ware übrig bleibt, wenn der Taglohn, die Zinsen des verwendeten Kapitals und alle sonstigen durch das Geschäft entstandenen Unkosten davon abgezogen werden. Dieser ganze Geschäftsgewinn fällt jetzt ausschließlich dem Kapital zu, während der Arbeiter nicht den mindesten Anteil hat.

Diese Austeilung des überschießenden Gewinnes scheint allerdings der natürlichen Gerechtigkeit und dem an sich richtigen Maßstabe nicht ganz zu entsprechen. Der Arbeiter verwendet sein Fleisch und Blut und nützt zugleich das Kostbarste, was der Mensch an irdischen Gütern hat, seine Gesundheit, damit ab; er verarbeitet täglich gleichsam ein Stück seines Lebens. Der Kapitalinhaber dagegen verwendet in die Arbeit nur eine tote Summe Geldes. Es scheint daher unbillig, wenn der überschießende Gewinn ausschließlich dem toten Kapitale und nicht auch dem verwendeten Fleisch und Blute zufällt. Zwar sind Kapital und Arbeit des

Handarbeiters nicht die einzigen Faktoren, die den Verkaufswert der Ware bestimmen; es kommt auch noch die verwendete Intelligenz, die höhere Betriebsamkeit bei Führung des Geschäftes, die verwendete Mühe beim Verkauf derselben ganz wesentlich hinzu, und so wirken viele Faktoren zusammen, deren Produkt endlich der erzielte Verkaufspreis der Ware ist. Eine Verteilung dieses Gewinnes nach der absoluten natürlichen Gerechtigkeit ist daher wohl unmöglich, da die mitwirkenden Faktoren sich eben der kaufmännischen Buchführung entziehen und sich ihrem wahren Werte nach nicht in Zahlen berechnen lassen. Dennoch bleibt die angegebene Verteilung im Widerspruch mit einem gewissen Instinkt des Gerechtigkeitsgefühls, und wenn man daher ein an sich gerechtes Mittel auffinden könnte, wodurch dem Arbeiter von dem Geschäftsgewinne ein entsprechender Anteil zufiele, so daß die Basis seiner materiellen Existenz dann erstens der Arbeiterlohn, der ihm die Notdurft des Lebens gewährt, und zweitens dieser Anteil am Geschäftsgewinne wäre, der ihm über die strenge Notdurft noch andere Existenzmittel zur größeren Annehmlichkeit des Lebens darreichte, so wäre in der Tat die Verteilung des Gewinnes billiger und die Lage der Arbeiter wesentlich verbessert.

Zu diesem Ziele würde aber folgender Weg führen. Der Arbeiter ist bisher bloßer Taglöhner. Selbst der Kleingewerbsmann und der kleine Handwerker befinden sich den großen Gewerben mit ihren Kapitalien gegenüber in dieser Lage. Es käme daher darauf an, den Arbeiter, der in dem Geschäfte Arbeiter bleiben soll, zugleich auch zum Teilnehmer an demselben zu machen, z. B. den Fabrikarbeiter zugleich auch zum Miteigentümer des Fabrikgeschäftes, in dem er arbeitet. Er hätte dann seinen Tagelohn und später seine Dividende

am Gewinne des ganzen Geschäftes. Da aber die Teilnahme am Geschäfte selbst nur durch das Kapital erkauft werden kann, so liegt eben die ganze Schwierigkeit darin, dem armen Arbeiter mit seinen leeren Händen zu diesem Kapital und dadurch zum Miteigentum zu verhelfen. Die Konkurrenz, die durch Gewerbefreiheit, Handelsfreiheit, Freiheit der Niederlassung usw. unter allen Menschen eintreten soll, so daß dann alle Kräfte nach ihrer innersten Berechtigung und reinen Vernunft- und Naturgesetzen sich gleichmäßig entfalten können und an allen Produkten ihren rechtmäßigen Anteil erhalten, ist ja, wie wir nachgewiesen haben, eine eitle Phantasie. Es konkurrieren nicht nackte Menschen mit gleichen Kräften, sondern Menschen mit dem verschiedensten Kraftmaße; es konkurrieren nicht gleichgestellte Menschen, sondern solche, von denen die einen lediglich mit ihren naürlichen Gaben ausgestattet sind, während die anderen über Kapital und Maschine gebieten können. Wie soll da der Arbeiter sich die nötigen Kapitalien verschaffen, um am Geschäfte und am Geschäftsgewinne Anteil zu erlangen?

In Frankreich und England ist es in der Tat einigen Arbeitern gelungen, diese Aufgabe zu lösen. Sie sind Arbeiter und Geschäftseigentümer zugleich. Günstige Umstände und eine seltene Begabung der Unternehmer hat dieses merkwürdige Resultat zuwege gebracht. Der Erfolg dieser Assoziationen ist ein sehr bedeutender. Man nennt diese Assoziationen jetzt Produktiv-Assoziationen, deren Wesen eben darin besteht, daß die Arbeiter zugleich ganz oder teilweise die Eigentümer des Geschäftes sind, so daß auch der Gewinn desselben ihnen zufällt. So sehr aber auch diese Produktiv-Assoziationen unser ganzes Interesse verdienen, so werden sie doch, insoweit sie lediglich und allein durch

die Kraftanstrengung der Arbeiter selbst geschaffen werden sollen, im Vergleich zur Gesamtmasse des Arbeiterstandes nur in demselben Verhältnisse dastehen, in welchem ein einzelner glücklicher Geschäftsmann, der sich vom Trödelmarkt zum Millionär in die Höhe geschwungen hat, zur Gesamtmasse seiner früheren Standesgenossen steht. Selbst in England haben die eigentlichen Produktiv-Assoziationen im Vergleich zu allen Arbeitern nur eine sehr beschränkte Ausdehnung, und es erheben sich auch von dorther Stimmen, die eine allgemeine Ausdehnung derselben für unmöglich halten. Die ganz auf sich angewiesene und sich selbst überlassene Produktiv-Assoziation wird daher im großen und ganzen die Not des Arbeiterstandes nicht heben.

Hier tritt nun die radikale Partei, die diese Sachlage klar erkennt, mit ihren Vorschlägen auf. Um dem Arbeiterstande das nötige Kapital zu verschaffen und ihm dadurch die Möglichkeit zu bieten, zugleich auch Geschäftseigentümer zu werden, soll der Staat dem Arbeiterstande zu Hilfe eilen und ihm die zu dem Geschäfte nötigen Kapitalien leihen oder schenken. Da aber die Genehmigung dieser Staatshilfe von den Kammern bei ihrer jetzigen Zusammensetzung nicht zu erwarten steht, indem ja wesentlich nur die besitzenden Stände in ihnen repräsentiert sind, von denen man nicht hoffen kann, daß sie diese neue Last ihren eigenen Taschen aufbürden werden, so soll die Masse des Arbeiterstandes zunächst dahin wirken, das direkte Wahlsystem einzuführen. Wenn das Volk dann unmittelbar jene aus seiner Mitte wählt, die in den Ständeversammlungen die Gesetze dekretieren, so wird es ein Leichtes sein, durch Majoritätsbeschlüsse den Staatswillen dahin zu bestimmen, daß die notwendigen Kapitalien dem Arbeiterstande zum Selbstbetriebe des Geschäftes vorge-

streckt werden. So wird dann endlich dem Arbeiterstande gründlich geholfen. Mit Hilfe der ihm vom Staate dargereichten Kapitalien ist er zugleich Arbeiter und Geschäftseigentümer. Der unermeßliche Geschäftsgewinn, der jetzt unseren reichen Kapitalisten und großen Kaufherren den Genuß aller Lebensannehmlichkeiten bietet, wird dann auch dem armen Arbeiterstande zufließen. Es scheint fast ein Mittel gefunden zu sein, es auf Erden dahin zu bringen, daß der Arbeiterstand im Besitze aller irdischen Genüsse arbeitet und die Pein des Schweißes der Arbeit nicht mehr empfindet.

Was sollen wir nun zu diesen Vorschlägen sagen? Sind sie an sich berechtigt? Sind sie praktisch und ausführbar? Sind sie teilweise wahr? Wir müssen diese Fragen nacheinander untersuchen.

Prüfen wir zuerst die Rechtmäßigkeit dieser Vorschläge. Hat der Staat das Recht, in dieser Art die Staatsmittel zu verwenden? Hat eine Kammer, überdies eine Kammer, die vielleicht großenteils aus den Besitzlosen besteht, das Recht, durch Majoritätsbeschlüsse in der vorgeschlagenen Art das Eigentum zu besteuern? Greift dieses Projekt nicht in die rechtmäßigen Grenzen des Eigentumrechtes ein?

Bevor wir diese höchst wichtigen Fragen mit aller Klarheit entscheiden können, müssen wir zuerst eine Untersuchung über die Natur des Eigentums selbst vorausschicken. Wir wissen, daß viele das Eigentum für so in sich selbst gesichert ansehen, daß sie schon durch eine Untersuchung über die Grundlagen dieses Rechtes unangenehm berührt werden, und es deshalb auch vermeiden, sich selbst über diese Frage Rechenschaft zu geben. Das ist aber eine verderbliche Täuschung. Viele haben in früherer Zeit auch die Autorität für so gesichert gehalten, daß sie sich über die Grundlagen

der Autorität nie klar geworden sind, und während sie, selbst im Besitze derselben, die Autorität als eine unbestreitbare, sich von selbst ergebende Berechtigung mit aller Rücksichtslosigkeit geltend machten, haben sie unbewußt durch ihre verderblichen Grundsätze die wahren Grundlagen der Autorität oft mehr erschüttert als ihre größten Feinde. Nichts ist an sich und durch sich selbst unerschütterlich als Gott allein und sein heiliger Wille. Alles andere hat nur eine bedingte Existenz und bedingte Berechtigung. So ist es mit der Autorität, so ist es auch mit dem Eigentum. Auch dieses hat nur eine bedingte Berechtigung, und diese Bedingung ruht lediglich in Gott und in der Religion. Eigentum wie Autorität haben ihre tiefen und allein festen Wurzeln in der Religion, in dem lebendigen Glauben an Gott, im Christentum, das uns den wahren und ewigen Gottesglauben lehrt. Sind diese Wurzeln erst abgeschnitten, dann geht es ihnen wie dem Baume, dem man die Wurzeln abgehauen hat; er sieht äußerlich noch aus wie vorher, aber er hat seine Festigkeit verloren, der erste Windstoß wirft ihn um. Diese innere Kraftlosigkeit, weil die innere Wurzel der in Gott gegründeten wahren Grundsätze angefressen ist, hat sich bei der Autorität schon hinreichend bewiesen. Auch beim Eigentum wird es vielleicht nicht ausbleiben. Wenn die Prinzipien des modernen Staates, der von jeder Religion absieht und Gottesleugnung als ein Recht der Bildung betrachtet, wahr sind, dann ist recht, was die Majorität der Kammern beschließt, und von einem unrechtmäßigen Eingriff dieses Volkswillens in das Eigentumsrecht kann dann keine Rede mehr sein. Wir müssen uns diesen Sachverhalt klar machen.

Das Privateigentum hat zwar zunächst seinen Grund in der natürlichen Ordnung und in ihren ewigen, unabänderlichen Grundlagen. Der Mensch bedarf nämlich zu seiner natürlichen Existenz der Natur, und er kann sich die Natur, ihre Stoffe und Kräfte in einer Weise, die zur Befriedigung seiner wesentlichen Bedürfnisse führt, nur dienstbar machen durch Anerkennung des Privateigentums. Wenn unter den Menschen Friede und Ordnung bezüglich der Benutzung und Verwendung der Güter der Erde bestehen soll, — und Friede und Ordnung sind die erste Bedingung jedes Kulturlebens unter den Völkern, — so muß das Privateigentum mit derselben Notwendigkeit als ein Naturgesetz anerkannt werden wie das Atemholen. Jedes Bestreiten desselben würde unmittelbar zum Kriege aller gegen alle führen und alles Gedeihen auf allen Gebieten des Völker- und Menschenlebens zerstören. Der Satz: Eigentum ist Diebstahl ist daher zweifellos eine Verleugnung eines der ersten und notwendigsten Naturgesetze. So wichtig dies aber auch ist, so genügt es doch in keiner Weise, um dadurch schon dem Eigentumsrechte die nötige Festigkeit zu geben. Wenn nämlich auch das Eigentum an sich, d. h. die Verteilung aller Wertgegenstände an die einzelnen Menschen in der Art, daß der rechtmäßige Besitzer über diesen Gegenstand mit Ausschluß der anderen frei verfügen kann, ein immanentes Gesetz der natürlichen Ordnung ist, dessen Anerkennung man also von allen vernünftigen Menschen fordern kann, so ist doch das Eigentumsrecht im engeren Sinne, wodurch dieses Naturgesetz für die Verhältnisse eines besonderen Volkes zur Anwendung kommt, unmittelbar und direkt kein Naturprodukt, sondern ein Ergebnis menschlicher Tätigkeit. Unsere Zivilgesetzbücher, die das Naturgesetz des Privateigentums ordnen sollen, sind nicht von der Natur, sondern von Menschen verfaßt, von

der gesetzgebenden Gewalt jedes Volkes. Die Form, wie sich diese gesetzgebende Macht, die das Naturgesetz des Eigentumsrechtes für jedes einzelne Volk ordnet, betätigt, ist unendlich mannigfaltig. In unseren Staaten, wo die konstitutionelle Regierungsform besteht, sind es die drei Faktoren der Gesetzgebung. Ebenso mannigfaltig sind aber auch die Motive, die bei Zustandekommen des Eigentumsrechtes in einem Lande im Laufe der Geschichte mitgewirkt haben, und die Grundsätze, von denen jene ausgegangen sind, die berufen waren, die Normen dieses Rechtes in die bestimmte Gesetzesform einzukleiden. Da hat zunächst die Geschichte mitgewirkt mit den unermeßlich vielen unkontrollierbaren Einflüssen, die sie auf die Denkweise der Menschen übt. Jedes Geschlecht will zuletzt von vernünftigen Grundlagen ausgehen; aber bei der Auffassung dieser Vernünftigkeit ist es beeinflußt von allgemeinen Ansichten, von denen es unbewußt lebt und getrieben wird, wie man auch ohne Reflexion die Luft einatmet. Dann hat auf die Entwickelung des Eigentumsrechtes der bestimmte Volkscharakter, der wieder in der Rechtsanschauung des Volksstammes eigentümliche Modifikationen hervorrief, eingewirkt.

Endlich aber und vor allem ist es die Religion und die religiöse Anschauung, die sowohl in bezug auf die Auffassung des Naturgesetzes und seines Grundes im allgemeinen, wie auf die Gesetzgebung insbesondere und auf die Festigkeit des Eigentums den allerentscheidendsten Einfluß geübt hat. Namentlich hat die übernatürliche Offenbarung im Judentum wie ihre Vollendung im Christentum diesen Verhältnissen der Naturordnung die reinste und höchste Verklärung gegeben. Wie sehr wir aber bei der Hinfälligkeit des Menschengeistes für die natürlichen Grundlagen der menschlichen Existenz

einer solchen übernatürlichen Bekräftigung bedürfen, tritt überall zutage. Ohne sie kommt der Menschengeist zuletzt dahin, alles zu bezweifeln, selbst die klarsten Gesetze der Naturordnung; er kann ja sich selbst sogar und die Existenz des Geistes bezweifeln, mit dem er denkt, und das Dasein Gottes, durch den jeder Gedanke Dasein hat, den er denkt. Grund und Mittel seines Denkens kann er leugnen, was bleibt vor einem so hinfälligen Geiste noch sicher? Das durch die Offenbarung gegebene Gebot Gottes: „Du sollst nicht stehlen!" hat daher dem Naturgesetze des Eigentumsrechtes eine unermeßliche Festigkeit verliehen und es erst recht zur Sache des Gewissens gemacht, wodurch das Eigentum mehr geschützt ist als durch alle Gerichtshöfe der Welt. Ferner hat die übernatürliche Offenbarung für die Ausbildung des Eigentumsrechtes auch durch ihre Lehre von der Vorsehung, die die Geschicke der Menschen leitet, so daß es nicht mehr Zufall ist, sondern Gottes Weisheit, nach welcher der eine als Kind des armen Taglöhners, der andere als Kind des reichen Mannes auf die Welt kömmt, und insbesondere durch ihr Gesetz der Nächstenliebe, die die Härten des Eigentumsrechtes wieder aufhebt und den geizigen Eigentümer wieder in einem anderen Sinne am Armen zum Schuldner macht, den weitgreifendsten Einfluß geübt. Aber noch in einer anderen Weise übt die Religion einen mächtigen Einfluß auf das Eigentumsrecht. Das Eigentum hat, wie wir sahen, seinen letzten Grund in dem Gesetze der Naturordnung, die ihrem ganzen Wesen nach von der menschlichen Willkür unabhängig ist, und dem Menschen nur die Wahl läßt, es entweder anzuerkennen oder durch ihre Mißachtung sich selbst zugrunde zu richten; während das Gesetz, welches dieses Naturgesetz in jedem Volke ordnet, seinen Ausdruck und

seine Erklärung durch den Mund der Menschen findet, — ob dieses Organ des Gesetzes nun ein einzelner Fürst, oder ein Fürst in Verbindung mit den Ständen, oder das Volk in seinen Versammlungen ist. Da kommt nun alles darauf an, wie die zur Gesetzgebung berufenen Menschen diese ihre gesetzgebende Tätigkeit, bezüglich ihrer Berechtigung und ihres Grundes, auffassen. Diese Auffassung aber hängt wieder wesentlich von der religiösen Anschauung ab. Die Sätze: „Das Gesetz ist der Wille des Königs", „Das Gesetz ist der Wille des Königs und des Volkes", „Das Gesetz ist der Volkswille", haben noch keinen klaren, einfachen Sinn und berühren noch nicht den Grund der Sache. Es liegt vielmehr in ihnen ein Doppelsinn von der höchsten Bedeutung. Viele glauben, wenn sie sagen: das Gesetz ist der Wille des Königs, den unterscheidenden Gegensatz und den letzten Unterschied von dem Satze: das Gesetz ist der Volkswille, ausgesprochen zu haben. Das ist ganz unrichtig. Ob das Gesetz Volkswille oder Königswille ist, ist im letzten Grunde gleichgültig und einerlei; die Frage aber, die alles entscheidet, ist die, ob das Gesetz Gotteswille oder reiner Menschenwille ist; oder, um die Frage ganz klar zu machen, ob die Menschen, die die gesetzgebende Tätigkeit üben, die das Gesetz in die Form fassen, in der es jetzt für ein Volk gelten soll, bei dieser Tätigkeit lediglich handeln nach ihrem Willen und nach dem Willen derer, die sie bestellt haben, oder aber, ob sie dabei handeln in der Überzeugung, daß sie lediglich den Beruf und die Pflicht haben, einen in der ewigen göttlichen Ordnung begründeten Willen zum Ausdruck zu bringen. Hier gehen eigentlich die Menschen in der Gegenwart auseinander und müssen aus-

einandergehen infolge ihrer religiösen Anschauungen. Dem einen Teil der Menschen, jenen, die an den persönlichen Gott glauben als den Ursprung aller Dinge, die an die Offenbarung, insbesondere an Christus glauben, und an die Wahrheit, daß wir durch ihn auch die natürliche Ordnung der Dinge mit voller Klarheit erkennen, wird Gott und Gottes Wille die höchste Quelle, die Norm des Gesetzes und die Sanktion sein. Dem anderen Teile dagegen, der den persönlichen Gott leugnet, der nicht die Verbindung des menschlichen Gesetzes mit der lex aeterna, dem ewigen Gesetze, das in der ewigen Intelligenz Gottes ruht, anerkennt, der überdies die übernatürliche Offenbarung und Christus leugnet, kann Quelle, Norm und Sanktion des Gesetzes nur der jedesmalige Gesamtmenschenwille sein, und da es einen solchen nicht gibt und er ihn jedenfalls nicht fassen kann, so muß er sich mit einer Fiktion behelfen und bald den König, bald die Majorität einer Kammer oder einer Volksversammlung, bald beide zusammen als die Interpreten dieses Gesamtvolkswillens ansehen. Ich mußte diese Erörterung vorausschicken, um die Rechtmäßigkeit des von der radikalen Partei vorgeschlagenen Mittels zu prüfen.

Wenn es nämlich keinen persönlichen Gott gibt, oder wenn es wahr ist, daß die Frage über die Existenz Gottes noch ein wissenschaftliches Problem ist; wenn also der Standpunkt sämtlicher europäischer Regierungen, die auf allen Lehrkanzeln der Hochschulen unserer gesamten deutschen Jugend diese Frage als Postulat der Wissenschaft in Zweifel ziehen lassen, wenn der Materialismus und der Pantheismus berechtigt sind; wenn alle jene, die da dem Freigemeindlerwesen huldigen, wenn die große liberale Partei recht hat, so ist das ganze Privateigentumsrecht mit allen Gesetzen, die

dasselbe regulieren, lediglich und ausschließlich ganz und gar Menschenwille und nichts als Menschenwille, und ich sehe nicht ein, welches gegründete Bedenken man dann erheben will, wenn die Masse der Menschen, die kein Eigentum besitzen, einmal durch Majorität den Beschluß faßt, daß die Besitzenden ihnen einen Teil als Anleihe überlassen sollen. In diesem Falle kann es nicht ausbleiben, daß sie später noch weiter gehen und statt der Anleihe einen Teil als Eigentum fordern. Das kann sogar geschehen, ohne deshalb das Naturgesetz des Eigentumsrechtes zu bestreiten, und infolge einer so beliebten Deutung desselben. Es hängt dann alles von der Majorität ab, und sie hat namentlich auch über die Frage der Erbfolge des Eigentums, das heißt darüber zu entscheiden, ob und inwiefern das Naturgesetz die Anerkennung des Erbrechtes des Eigentums mit sich bringt. Der sogenannte moderne Staat steht grundsätzlich ganz und gar auf diesem Standpunkt. Wie kann man glauben, daß man die Konsequenzen desselben bezüglich einer Umgestaltung des Eigentumsrechtes aufhalten kann? Die ganze Partei, die jetzt die Presse und alle Ständeversammlungen beherrscht, verkündigt uns ja ohne Unterlaß dieses heilbringende Grundgesetz des neuen Staates, daß ohne Rücksicht auf die Vergangenheit, ohne Rücksicht auf frühere Verträge, insbesondere und vor allem ohne Rücksicht auf das, was der christlichen Kirche gebührt, nur mehr recht ist, was die Ständeversammlung per majora entscheidet. Selbst die Mitwirkung einer königlichen Gewalt und einer ersten Kammer betrachtet sie als eine antiquierte Abnormität, die der Fortschritt baldmöglichst über den Haufen werfen muß, und sie hat auch darin vollkommen recht, wenn jene Professoren recht haben, die Fürsten und Könige dem deutschen Volke zu Lehrern gegeben

5*

haben. Die absolut notwendige Konsequenz dieses ganzen Systemes ist: eine Kammer, und was diese eine Kammer bestimmt, ist Gesetz, und wer sich dagegen auf sein Gewissen, auf seinen Glauben, auf hergebrachtes Recht, auf Christus und Gott beruft, ist Hochverräter, er sündigt gegen die Majestät des Volkswillens. Warum soll denn ums Himmels Willen diese Majorität auf einmal vor dem Geldbeutel der reichen Liberalen stehen bleiben? Wenn sie das Recht hat, unser Gewissen mit Füßen zu treten, unseren Glauben zu verhöhnen, Gott und Christus zu leugnen, so wäre es doch unaussprechlich lächerlich, behaupten zu wollen, daß auf einmal vor dem Geldbeutel der Millionäre diese neue Weltordnung wie verzaubert feststehen bleiben müßte. Nein, nein, davor wird Gott sorgen. Das wird nimmer geschehen. Wir müssen die Konsequenzen unserer Prinzipien bis zum letzten Tropfen austrinken, mögen die Tropfen noch so bitter sein. Wenn diese liberalen Majoritäten mit der Souveränität ihres Willens die tausendjährige Stellung der Kirche mit Hohn wegdekretieren und unser christliches Gewissen in allen seinen Fasern kränken dürfen, dann werden bald andere Majoritäten nachkommen, die ganz und gar auf demselben Boden und mit derselben Majorität, nicht nur Millionen als Subsidien für die Arbeitervereine, sondern noch ganz andere Dinge fordern werden. Vom Standpunkt der liberalen Partei und jener Wissenschaft, die im Namen der Regierung von so vielen Lehrkanzeln gelehrt wird, ist daher, was die Gerechtigkeit der von Lassalle vorgeschlagenen Maßregeln angeht, wohl sicherlich gar kein Bedenken zu erheben. Es ist vielmehr nur ein unendlich bescheidener Anfang ganz anderer Dinge, die da kommen müssen.

Ganz anders verhält sich die Sache bei denen, die an Gott und Christus glauben und die deshalb die Überzeugung haben, daß die Menschen die Gesetze nicht willkürlich *machen*, sondern vielmehr das auf der göttlich gesetzten Ordnung beruhende Recht *finden* und aussprechen sollen; daß das Gesetz seine bindende Kraft nicht aus dem Menschenwillen, sondern aus dem ewigen göttlichen Willen empfängt; die also nicht bloß fragen, was hat die Majorität bestimmt? sondern *was war sie berechtigt zu bestimmen?* Wir glauben nämlich, daß der Beschluß, durch eine solche Subvention dem Arbeiterstande zu helfen, über die von Gott gesetzten rechtmäßigen Grenzen der Tätigkeit der staatlichen Gesetzgebung hinausgeht und in ein Gebiet eingreift, wo die Staatsgewalt kein Recht mehr hat.

Um unsere Bedenken zu begründen, wollen wir einige Gedanken über die natürlichen Grenzen des Eigentumsrechtes, wie sie die christliche Wissenschaft entwickelt, vorausschicken. Nach der einstimmigen Ansicht der katholischen Theologen geht das Privateigentumsrecht nie so weit, daß es auch *dem* Mitmenschen gegenüber, der sich in der äußersten Notdurft (extrema necessitate) befindet, noch geltend gemacht werden kann. Hier tritt in ganz eingreifender Weise der Einfluß zutage, den die Theologie und die Religion auf das Eigentumsrecht übt. Sie kann keinem Menschen in keinem Verhältnis ein absolutes, unbeschränktes Recht einräumen; sie geht von Gott aus, in dem sie die Quelle und den Maßstab aller Dinge findet; nach diesem Maßstab mißt sie dann auch alle Dinge und bestimmt ihre Stellung; sie geht von dem Sitze des Lichtes aus und verfolgt von da alle Strahlen des Lichtes bis zum verborgensten Winkel, in den es fällt, und bestimmt sein Maß und sein Gesetz. Von diesem Standpunkt aus ist Gott allein der absolute Eigen-

tümer, der Mensch nur ein beschränkter Eigentümer, nach dem Maße, wie Gott es angeordnet hat. Gott hat nun alle Menschen auf die Natur angewiesen, daß sie ihre notwendigen Lebensbedürfnisse von derselben empfangen; er hat aber zugleich das Gesetz in die Naturordnung gelegt, daß nur auf dem Wege des Privateigentumes die Herrschaft des Menschen über die Natur und ihre geordnete Benutzung, die zur wahren, höheren Kultur führt, stattfinden kann. So fest daher die Theologie das Recht des Privateigentums hält, so nimmt sie doch zugleich an, daß es dem höheren Rechte, nach welchem alle an die Güter der Natur angewiesen sind, nicht entgegenstehen darf, und daß deshalb jeder, der sich in der äußersten Not befindet, berechtigt ist, wenn ihm gar kein anderes Mittel mehr übrig bleibt, diese äußerste Not zu befriedigen, wo und wie er es vermag. Auf diesen Grund hin darf die Staatsgewalt, wie es auch überall geschehen ist, die Gemeinden verpflichten, also die Eigentümer in den Gemeinden, für ihre Armen zu sorgen, d. h. von ihrem Eigentum so viel herzugeben wie nötig ist, um diesen Armen die Lebensnotdurft zu gewähren.

Über diese Grenze hinaus kennt aber die Theologie eigentlich keine Zwangspflicht zur Milderung der Not der Mitmenschen, sondern nur eine moralische Pflicht, eine Pflicht der christlichen Nächstenliebe. Der Eigentümer kann auf dem gerichtlichen Weg gezwungen werden, alle seine Rechtspflichten zu erfüllen, er kann gezwungen werden, auf dem Wege der Besteuerung die allgemeinen Gemeindesteuern und Staatslasten zu tragen; ich glaube aber nicht, daß der Eigentümer gezwungen werden kann, über jenes vorher angegebene Maß hinaus dem Mitmenschen zur Verbesserung seiner materiellen Lage sein Eigentum abzutreten. Hier tritt

der Unterschied ein zwischen den Pflichten der Gerechtigkeit und den Pflichten der christlichen Nächstenliebe. Die Pflichten der christlichen Nächstenliebe sind ebenso wahre Pflichten wie die Pflichten der bürgerlichen Gerechtigkeit. Der Eigentümer, der das Almosen nicht spendet, wo er es unzweifelhaft spenden müßte, wird auch von den christlichen Lehrern dem Diebe gleichgestellt, und an dem großen Gerichtstage, wo über alles gerichtet wird und die ewige Gerechtigkeit zur vollen Anwendung kommen wird, da wird sogar der ewige Lohn und die ewige Strafe nach den Worten des Heilandes nach der Erfüllung dieser christlichen Liebespflichten bemessen werden. Hier auf Erden aber hat er nicht den ganzen Umfang seiner Gerechtigkeit dem Staate und der Staatsgewalt zur Handhabung durch äußere staatliche Gewalt übertragen, sondern nur einen Teil derselben, nur jenen Teil, der ganz notwendig war, um Ordnung und Frieden auf Erden unter den Menschen zu erhalten. Dadurch ist aber eben den Menschen auf der einen Seite jener große Spielraum eingeräumt, dessen sie bedürfen, um ihre Freiheit zum Verdienst und zur Schuld gebrauchen zu können, auf der anderen Seite aber auch wieder jene Schranke gesetzt, ohne welche der Mißbrauch der Freiheit eine allgemeine Unordnung, einen allgemeinen Kampf hervorrufen würde. Das ist die wunderbare Ökonomie Gottes mit den Menschen hier auf Erden. Die staatliche Zwangsgerechtigkeit geht nur bis auf eine gewisse Grenze, die zum Schutze aller und zur Ordnung notwendig ist. Von da an beginnt das Gebiet der Freiheit, auch der Freiheit des Eigentums, das aber wieder ganz ein Gebiet der Pflicht ist, aber der Pflicht in der höchsten und edelsten Form, wo der Mensch in freier Pflichtbestimmung, in freier Erkenntnis seines Verhältnisses zu Gott, zu den Nebenmenschen und zu

seinem Vermögen, sich seines Vermögens teilweise entäußert, um die Werke der Nächstenliebe zu üben. Die Tätigkeit der Menschen auf dem Gebiete der strengen bürgerlichen Gerechtigkeit, soweit sie von den Gerichten und vom Steuerboten realisiert werden kann, ist noch kaum eine menschliche. Da tritt die freie Selbstbestimmung noch weit zurück, indem der Staatszwang dahinter steht. Dieses Gebiet ist noch ein sehr niedriges, und die bloße Beobachtung der bürgerlichen Gerechtigkeit ist die unterste Stufe des sittlichen Lebens. Wer sich mit dieser Pflichterfüllung begnügt, steht noch auf dem allerniedrigsten Standpunkt des menschlichen Daseins. Über dies Gebiet menschlicher Zwangsgerechtigkeit hinaus liegt jene höhere Gerechtigkeit, die einst Gegenstand des Weltgerichtes sein wird, die uns aber hier zur Übung der Freiheit und freier Selbstbestimmung überlassen ist. Bei ihr sieht der Mensch im Hintergrunde seiner Handlungen nicht Kammermajoritäten und Staatsgesetze und Steuerboten, sondern allein den Willen Gottes, in dem er das höchste und vollkommenste Gut und den Herrn aller Dinge erkennt; hier wird er nicht vor ein Gericht geschleppt, um sich dem Urteil fremder Richter zu unterwerfen, sondern er sitzt in seinem eigenen Gewissen zu Gericht und verurteilt sich selbst nach dem Gesetze Gottes und dem Gesetze Jesu Christi, seinem armen Mitbruder die Werke der christlichen Barmherzigkeit als heilige Schuld zu leisten und ihm einen Teil seines Eigentums als Eigentum abzutreten. Dieses zur Freiheit und freien menschlichen Tätigkeit, ich möchte sagen, zur Würde der Persönlichkeit so wesentlich gehörende Verhältnis wird aber durch das Projekt der durch Majoritäten dekretierten Staatshilfe gänzlich aufgehoben. Es verdient an diesem einzelnen Zuge hervorgehoben zu werden, wie sich der Staat im Mittel-

alter, der auf christlicher Grundlage ruhte, zu dem modernen Staate bezüglich der individuellen Freiheit verhält. Während in jener Zeit die größten Opfer für soziale Zwecke, für Wissenschaft und Religion, für das Ansehen und die Würde der bürgerlichen Gemeinde ganz und ausschließlich durch freiwillige Beiträge, also aus der persönlichen Gesinnung zusammenflossen[1]), können jetzt alle diese Bedürfnisse nur mehr durch ein immer weiter ausgebildetes Steuer- und Zwangsystem, an dem sämtliche Staaten fast zugrunde gehen und bei denen freie Selbstbestimmung und Gesinnung gänzlich in den Hintergrund treten, aufgebracht werden. Wir sehen hier, wie diese Idee des Steuer- und Zwangsystems immer weiter geht, und wie dadurch die moderne Richtung bekundet, daß ihr alle Prinzipien der wahren Freiheit fehlen. Das Christentum führt die Individualität zur vollen Freiheit, der moderne Geist vernichtet die Individualität selbst in ihrem Eigentumsverhältnis.

Mag daher der Vorschlag der radikalen Partei, durch Majoritätsbeschlüsse auf dem Wege der Gesetzgebung und der Steuererhebung dem Arbeiterstand zu helfen, auch noch so menschenfreundlich erscheinen, wir glauben, daß er im Grunde nicht berechtigt und deshalb auch nicht wahrhaft menschenfreundlich ist; daß es nicht in der Befugnis der Staatsgewalt liegt, in dieser Weise und für solche Zwecke in das Recht des Privateigentums einzugreifen; daß mit einem solchen Beschlusse der Staat auf eine verhängnisvolle abschüssige

1) Es gibt eine große Anzahl kleiner Städte in Deutschland, wo Fonds, die in jener Zeit für Spitäler, Schulen, Kirchen und das Gemeinwesen gesammelt wurden und noch vorhanden sind, eine zum Verhältnis der Größe der Gemeinden unglaubliche Höhe erreichen, z. B. in vielen kleinen unmittelbaren Reichsstädten in Süddeutschland.

Bahn geführt würde; daß, wenn eine Versammlung erst beschlossen hätte, dem Arbeiterstande durch Vorschüsse dieser Art zu helfen, bald andere Versammlungen folgen würden, die durch Majoritätsbeschlüsse noch tiefer in das Eigentum eingreifen würden. Wir verkennen nicht die Konsequenz aus den Prinzipien des modernen Staates, die in diesem Vorschlage liegt; wir halten aber diese Prinzipien selbst für verderbenbringend und glauben, daß sie im Widerspruch stehen mit der Ordnung, die Gott festgestellt und uns in den Grundsätzen des Christentums erklärt hat.

Prüfen wir nun aber zweitens nach der Rechtmäßigkeit auch die Zweckmäßigkeit des vorgeschlagenen Verfahrens, also die Frage, ob eine solche Staatshilfe imstande wäre, dem Arbeiterstand im ganzen in der beabsichtigten Art zu helfen, ihn nämlich zum Geschäftsunternehmer zu machen und dadurch seinen Wohlstand wesentlich zu verbessern.

Das Bedenken der Liberalen, daß die Staatshilfe das Prinzip der Selbsthilfe des Arbeiterstandes verletze und deshalb verwerflich sei, ist von ihren Gegnern hinreichend als haltlos nachgewiesen worden. Mit Recht ist ihnen gesagt worden, daß sie selbst ja reichen Kompagnien und großen Industriebesitzern wiederholt Staatshilfe teils durch Garantie der Zinsen, z. B. bei Eisenbahnbauten, teils durch Vorschüsse erwirkt haben, ohne von dieser zarten Rücksicht behindert zu sein, und daß man doch wahrlich eine Hilfe für den Arbeiterstand als eine Art Unwürdigkeit nicht ohne große Inkonsequenz ansehen kann, wenn man sie für die Besitzer des reichen Kapitals zulässig erklärt. Auch der fernere Einwand, daß solche Subventionen nur dann bewilligt und zulässig seien, wenn ein allgemeines Staatsinteresse vorliege, ist ebenso wenig stichhaltig,

da es wahrlich schwer nachzuweisen wäre, daß der Staat mehr Interesse dabei habe, daß z. B. irgendeine Eisenbahn zustande komme, als daß der Wohlstand eines großen Teiles der Arbeiterbevölkerung wesentlich verbessert werde. Zudem leidet auch diese ganze Anschauung insofern an großer innerer Inkonsequenz, als die Liberalen die soziale Selbsthilfe des Arbeiterstandes durch jede materielle Hilfe als gefährdet ansehen, während sie sich zugleich berufen fühlen, die Hilfe ihrer volkswirtschaftlichen Intelligenz demselben Stande in ausgedehntester Weise anzubieten, ja aufzubringen, ohne darin irgendeine Beeinträchtigung der Selbsthilfe des Arbeiterstandes zu finden. So waren auf dem sechsten Kongresse deutscher Volkswirte vom 14. bis 16. September 1863, der sich so eingehend mit den Interessen des Arbeiterstandes beschäftigte, unter 137 Mitgliedern 25 Staatsbeamte, 11 Professoren, 16 Rechtsanwälte, 8 Bankiers, 14 Redakteure, 30, die den Doktortitel führen, 16 Kaufleute usw., und vom gesamten Arbeiterstande nur zwei Handwerker anwesend. Es ist sonderbar, daß diese Herren die soziale Selbsthilfe nicht beeinträchtigt glauben, wenn es sich um die angebliche Vermehrung des geistigen Kapitals des Arbeiterstandes handelt, während sie dieselbe für verletzt erachten, wenn sie das materielle Kapital desselben vermehren sollen.

Dagegen sind wir aus anderen Gründen durchaus davon überzeugt, daß auch diese Projekte nicht geeignet sind, dem Arbeiterstand zu helfen; und was dagegen für die Ausführbarkeit derselben von ihren Vertretern gesagt ist, scheint uns ebenso schwach und mißglückt zu sein, als was die Liberalen für den Wert ihrer Entwürfe geltend machen. Allen Arbeitern, d. h. allen eigentlichen Lohnarbeitern, und überdies allen, die sich im Gewerbestande, unter den Handwerkern und kleinen

Besitzern in ähnlichen Verhältnissen befinden, kann jedenfalls durch diese Staatshilfe nicht auf einmal und zu gleicher Zeit das Mittel geboten werden, an größeren Unternehmungen sich zu beteiligen und dadurch Arbeiter und Geschäftseigentümer zugleich zu werden. Selbst die endliche Möglichkeit dieses Verfahrens angenommen, so könnte es doch nur nach und nach und im Laufe vieler Jahre, bei einer ungestörten, ruhigen und normalen Entwickelung aller Staatsverhältnisse zur Ausführung kommen. Darin liegt aber schon die Unmöglichkeit der Ausführung derselben, und wir können deshalb alle anderen Bedenken dagegen mit Stillschweigen übergehen. Man denke sich nur die Lage. Nehmen wir an, daß der Plan der radikalen Partei den Sieg davongetragen habe. Die Masse des Arbeiterstandes, die große Mehrzahl der Gesamtbevölkerung soll von dem Zustande, mit ihrer ganzen Existenz täglich an den schwankenden Lohn der Arbeit angewiesen zu sein, dadurch befreit werden, daß sie Mitunternehmer an den großen Geschäften wird und so Anteil am Geschäftsgewinn erhält. Für diesen Zweck sollen Produktivassoziationen gebildet werden, und die Kapitalien zu diesen Unternehmungen soll der Staat beschaffen. Denken wir uns ferner, im ganzen Lande würden durch direkte Wahlen die Vertrauensmänner des Arbeiterstandes gewählt, um in der gesetzgebenden Versammlung die Gesetze zu beraten und festzustellen, wie diese Maßregeln auszuführen seien. Es würde sich nun zunächst darum handeln, wie hoch für die ersten Jahre die Staatshilfe zu greifen sei, und für welche Geschäftszweige, für welche Produktivgenossenschaften sie verwendet werden solle. Die zu wählenden Volksmänner treten deshalb unter den Arbeitern in den verschiedenen Landesteilen auf, hören die Wünsche ihrer

Wähler aus dem Arbeiterstande, machen ihre Versprechungen und Verheißungen, während das gesamte Volk von der Überzeugung des modernen Staates erfüllt ist, daß es kein objektives Recht gibt, und daß deshalb alles Recht ist, was die Majoritäten in den Kammern, also auch über Vermögen und Eigentum, entscheiden. Es genügt, diese Situation sich klar zu machen, um zugleich zu erkennen, daß der ganze Plan unausführbar ist, daß daraus eine geordnete, ruhige, staatliche Entwickelung mit wahrem Gedeihen des Arbeiterstandes nicht hervorgehen kann, daß er zu einem allgemeinen Kampfe und zu den fürchterlichsten Revolutionen führen und endlich ohne alles Resultat bleiben müßte. Alle Leidenschaften, die nur in der Menschenbrust auftauchen können, würden auf das Höchste aufgeregt werden, die ungebundenste Selbstsucht würde in dem Herzen der Arbeiter zu toben anfangen. Jeder Arbeiter, jede Gewerbe- und Arbeitergenossenschaft würde sich zuerst und vor allen und am meisten berechtigt halten. Jeder Volksvertreter würde für den Kreis seiner Wahlmänner denselben Standpunkt geltend machen, und vermöge der Feigheit, an der ja jetzt schon so viele Volksvertreter leiden, vermöge dieser erdrückenden Menschenfurcht, nicht wagen, in der Versammlung einem allgemeinen objektiven Vernunftgesetze zu folgen. Wer mit Ruhe betrachtet, wie weit schon jetzt die ständischen Versammlungen von der Idee einer Ausgleichung der Gegensätze in einem allgemeinen Vernunftgesetz, die eigentlich ihnen zugrunde liegt, entfernt sind, der kann beurteilen, wie sehr erst solche Versammlungen jeder idealen Seite entbehren und dagegen eine Bühne des Wettkampfes der gemeinsten Selbstsucht und der niedrigsten Leidenschaften werden würden. Wer sich die Sache so vorstellt, daß eine solche Beratung in

Ruhe und Frieden abgehen könnte, daß alle jene Arbeiter, die von der Wohltat dieser Subsidien noch auf lange Zeit ausgeschlossen blieben, ihre dürftige Lage mit himmlischer Geduld ertragen würden, bis endlich auch sie an die Reihe kämen, der kennt weder die menschlichen Verhältnisse noch die menschlichen Leidenschaften, und ist in Gefahr, jenen Schwärmern anzugehören, die nach ihrem kurzsichtigen rationalistischen Maßstab und allgemeinen Humanitätsdrang den Menschen helfen wollen, während sie dieselben auf das tiefste beschädigen und sie in großes Unglück stürzen.

Wir können daher den Vorschlag der radikalen Partei, dem Arbeiterstande durch allgemeine Staatsunterstützung zu helfen, seiner Rechtmäßigkeit nach nur für höchst bedenklich, seiner Zweckmäßigkeit nach dagegen für durchaus verfehlt halten.

Es bleibt uns nun noch übrig, das vorgeschlagene Mittel, um die Staatshilfe für den Arbeiterstand zu erlangen, nämlich die direkten Wahlen, einer Prüfung zu unterwerfen. Wenn auch dieser Gegenstand an sich nicht unmittelbar zu der Sache gehört, die wir hier behandeln, so ist doch eine etwas eingehendere Besprechung derselben teils jener Verbindung wegen, die ihr mit der Arbeiterfrage gegeben ist, teils ihrer inneren Wichtigkeit wegen wohl gerechtfertigt. Zudem hat auch der Arbeiterstand fast keine andere Berührung mit der Politik und dem Staatsleben, als durch die Wahlen, und auch insofern erscheint es gerechtfertigt, die Wahlangelegenheiten hier zu besprechen.

Die Ständeversammlungen sollen nach ihrer Idee eine wahre Stellvertretung des gesamten Volkes für diejenigen Interessen desselben sein, die durch die Staatsgewalt geschützt und gefördert werden.

Daß eine solche Stellvertretung mit bestimmten

Rechten neben den eigentlichen Organen der Staatsgewalt für die Entwickelung des staatlichen Lebens förderlich sei, ist so allgemein anerkannt, daß sie fast unter allen Völkern und in allen Zeiten mehr und weniger, wenn auch oft in der allerverkümmertsten Gestalt, hervortritt. Sie gehört zu den Einrichtungen, über deren innere Begründung eine Übereinstimmung aller Völker vorhanden ist, die also die beste Probe ihrer Berechtigung bestanden haben. Insbesondere aber ist sie mit dem ganzen Wesen der germanischen Völker tief und innerlich verbunden; eine absolute Regierungsgewalt hat der freie deutsche Mann in unserer Vorzeit gar nicht gekannt.

Die Form aber, in der diese Idee einer Vertretung des gesamten Volkes oder eine Vertretung aller derer, welche die volle Freiheit und Rechtsfähigkeit besitzen, nach dem Maße ihrer wirklichen Stellung im Volksleben verwirklicht werden kann, ist daher um so vollkommener, je mehr sie der Wirklichkeit der vorhandenen Verhältnisse eines Volkes, seiner gesamten Denk- und Rechtsanschauung entspricht; um so unvollkommener und unberechtigter, je weiter sie davon entfernt ist. Die vollkommenste Form der Vertretung war deshalb wohl, wenigstens ihrer Anlage und ihren Grundsätzen nach, die altgermanische in der Gliederung der Stände. Zwar entsprachen die alten ständischen Verfassungen, namentlich in späterer Zeit, vielfach auch nicht mehr den wirklichen Verhältnissen; sie stellten nicht überall mehr das vorhandene Volksleben mit seinen Berechtigungen dar; sie bedurften daher einer weitgreifenden Entwickelung. Sie glichen einem Kleide, das zwar ursprünglich nach dem rechten Maßstabe zugeschnitten war, dem aber der Körper später entwachsen ist. Man hätte eine neue Form nach denselben Grundsätzen für die jetzigen staatlichen

Verhältnisse, mit Berücksichtigung aller wirklichen Berechtigungen, machen sollen. Das hat man aber nicht getan und vielmehr den Boden der Geschichte und aller germanischen Institutionen verlassen, um nach neuem französischen Muster, wie die Kleider, so auch die Gestalt unserer staatlichen Verfassung zurecht zu schneiden. Diese Form aber und die Entwickelung, die dieselbe erhalten hat, ist von jener Idee einer wahren Stellvertretung vielfach so weit abgewichen, daß sie kaum noch ein kleines Teilchen davon an sich trägt. Wir müssen dies näher ins Auge fassen.

Die Berechtigung der Ständeversammlung ruht nämlich, wie wir sagten, in der Voraussetzung, daß sie das gesamte rechtsbefähigte Volk mit seinen wahren Interessen, in seiner wirklichen Denkweise bezüglich seines öffentlichen Lebens vertrete. Diese Vorstellung ist sogar gesetzlich und verfassungsmäßig anerkannt, und durch die Rechtsfiktion, daß die Beschlüsse dieser Körperschaften als Willensmeinung sämtlicher berechtigten Staatsangehörigen zu betrachten seien, in die Staatsgrundgesetze vielfach aufgenommen. Es ist überhaupt höchst bemerkenswert, daß die menschliche Gesellschaft ohne allgemein anerkannte Fiktionen, d. h. solche Sätze, denen man ideale Wahrheiten, und zwar rechtsgültig und gemeinverbindlich unterstellt, wenn es auch nicht an sich gewiß ist, daß sie vollkommen jenen Ideen entsprechen, gar nicht bestehen kann. Eine solche Rechtsfiktion verbindet man mit dem rechtskräftigen Urteil. Sie ist so notwendig, daß ohne sie gar keine Rechtsordnung möglich wäre. Diese Fiktion besteht darin, daß man rechtskräftige Urteile für das Recht an sich, als das absolute Recht ansieht und darnach behandelt, obwohl jeder weiß, daß es möglich und in gar manchen Fällen wirklich ist, daß das Urteil nicht dem objektiven Rechte entspricht.

Eine solche Rechtsfiktion verbindet man ferner mit dem Gesetze selbst. Wir denken uns das bestehende bürgerliche Gesetz und müssen es uns denken als den Ausdruck des absoluten Rechtes, obwohl jeder, der den Wechsel des bürgerlichen Rechts betrachtet, zugeben muß, daß auch diese Annahme von der Wirklichkeit weit entfernt sei. Wir sind so sehr mit unserem ganzen Dasein an das Absolute, an das Unfehlbare, an das an sich Rechte und Wahre angewiesen, d. h. an Gott, der allein an sich und aus sich ewig wahr und recht ist, daß wir uns in allen den Anliegen, die uns Gott zur Selbstverwaltung überlassen hat, einer Fiktion bedienen müssen, wodurch wir gleichsam den absoluten und unfehlbaren Gott, ohne den wir in keinem Verhältnis bestehen können, in unsere Mitte versetzen, um uns in unserer großen Mangelhaftigkeit an ihn anzuklammern. Nur in einem Punkte hat Gott uns vor dieser Ungewißheit bewahrt, nämlich in unseren höchsten Anliegen und Verhältnissen. Da, wo es sich um jene ewigen Grundwahrheiten handelt, die alle anderen Wahrheiten tragen sollen, hat Gott uns ein Tribunal gegeben, dessen Ausspruch uns nicht durch eine dem Irrtum ausgesetzte Fiktion als absolut und wahr erscheint, sondern an sich und ewig wahr ist, nämlich das unfehlbare Lehramt der katholischen Kirche, wenn es uns den wahren Sinn jener Wahrheiten interpretiert, die der Sohn Gottes selbst den Menschen verkündet hat. In das Gebiet der notwendigen Fiktionen, mit denen wir uns hier auf Erden behelfen müssen, gehört nun auch jene, daß die Willensäußerung der Volksvertretung Ausdruck der Wirklichkeit, des wirklichen Volkes, seines Willens und seiner Denkweise sei. So berechtigt aber auch alle diese Fiktionen an sich sind, so schlimm stehen die Dinge, wenn diese Rechtsvermutungen ein offener Lug und Trug werden. Wehe

dem Volke, wenn die Rechtsvermutung, daß die Gerichte in letzter Instanz das objektive Recht sprechen, ein Deckmantel für die absichtliche Ungerechtigkeit wird! Wehe dem Volke, wenn die Rechtsvermutung, daß das Gesetz der Ausdruck der ewigen Gerechtigkeit sei, eine Täuschung wird, um die Ungerechtigkeit damit zu verbergen! Wehe aber auch dem Volke, wenn die Rechtsvermutung, daß die Städteversammlungen das wirkliche Volk in seinen Ständen, in seinen Rechtsverhältnissen, in seinen wahren Interessen, in dem besten und edelsten Teile seines Denkens, Wollens und Fühlens darstellen, eine Lüge geworden ist, durch die eine im geheimen verbundene und verschworene Partei *ihre* Pläne durchzusetzen, *ihre* Interessen, *ihre* Denkweise, *ihren* Willen unter dem Deckmantel des allgemeinen Volkswillens zu verwirklichen strebt.

Solche Zustände sind nun leider kein bloßes Schreckbild mehr; sie sind vielmehr bei der Entwicklung, die der moderne Staat in der französischen Livree genommen hat, schon mehr und weniger Wirklichkeit geworden. Es mag kaum je eine berechtigte Idee so sehr im Widerspruch mit den vorhandenen Tatsachen gestanden haben, als die der Vertretung des Volkes in seinen öffentlichen Angelegenheiten durch die Ständeversammlungen mit der wirklichen Gestaltung des Konstitutionalismus in manchen Ländern. Denken wir uns ein Land, in dem zwei Regierungen bestehen; eine öffentliche Regierung, die sich an die Person des Landesherrn anknüpft, und eine geheime, die sich an einige Professoren, in Verbindung mit den geheimen Gesellschaften, anlehnt. Beide Regierungen sind über das ganze Land verteilt. Die geheime Regierung hat sich genau der bestehenden Landeseinteilung angeschlossen; sie hat ihre Organisation auf jede Landgemeinde aus-

gedehnt; wie dort als letztes Glied der Staatsregierung ein Gemeinderat vorhanden ist, so hat sie in jeder Gemeinde ihre Vertrauensmänner, die mit großer Umsicht in dieses Netz hineingezogen und die blinden Werkzeuge ihrer Pläne sind. Sie steht vielleicht zeitweise mit der öffentlichen Regierung in inniger und vertrauter Harmonie, aber natürlich nur dadurch, daß und so lange als diese gleichfalls ein blindes Werkzeug ihres Willens ist. Die geheime Regierung hat überdies auch das ganze Wahlsystem vollständig und bis ins kleinste geregelt, und kann ihrer Wahlbewegung einen um so größeren Nachdruck geben, als ihr, so lange das Einverständnis besteht, selbst die Organe der Staatsregierung bei ihren Manipulationen zu Gebote stehen. Endlich beherrscht sie zugleich mit wenigen Ausnahmen durch ihren Einfluß und ihr Geld die Presse, und diese ihr hörige Presse muß täglich in tausend und tausend Stimmen dem Volke die Behauptung wiederholen, daß die zustande gekommene Kammer der reine, echte Kern des Volkes sei. Solche Vorstellungen sind aber leider keine törichten Phantasien mehr. Welch eine Unwahrheit, welch ein Betrug am ganzen Volke, welch eine Beschädigung des ganzen Staatswesens läge aber in einem solchen Zustande! Fassen wir ihn noch einmal seiner Wichtigkeit wegen in kurzen Sätzen mit besonderer Beziehung auf das Christentum und die Glaubensüberzeugung des christlichen Volkes zusammen. Die Volksvertretung ruht auf dem Gedanken, daß das wirkliche Volk, wie es in einem Lande lebt, in ihr vertreten sei; sie hat daher die Rechtsvermutung für sich, daß ihr Majoritätsbeschluß in der Tat der wahre Ausdruck der berechtigten Gesinnung des Volkes sei. Nehmen wir nun an, das Verfassungsleben habe in einem Lande eine Entwicklung genommen, wie wir sie

vorher schilderten. Eine Partei im Lande, die sich mit der gesamten christlichen Denkweise des Volkes im feindlichsten Widerspruche befindet, einer allgemein kosmopolitischen, rationalistischen und materialistischen Denkweise mit Fanatismus ergeben ist, das Christentum aber, wie es die Kirche lehrt und das Volk bekennt, haßt und verabscheut, habe sich in der bezeichneten Weise gebildet und organisiert. Sie bringt durch ihren Einfluß eine Kammer von geheimen Parteigenossen zusammen und benützt nun die Macht der verfassungsmäßigen Fiktion, daß die Kammer mit dem Volkswillen identisch sei, um ihr Parteiinteresse, ihren Haß gegen das Christentum und den christlichen Glauben des Volkes auf allen Gebieten des Staatslebens, in der gesamten Gesetzgebung, durch die Schulorganisation usw. zu verwirklichen. Wir wiederholen, welch eine Lüge, welch ein Betrug läge in diesen Zuständen! Welch ein Verbrechen an den Staatsinstitutionen und am wahren Wohle des Volkes!

Dennoch nehmen wir keinen Anstand, zu wiederholen, daß ähnliche Zustände in manchen deutschen Ländern schon vielfach Wirklichkeit geworden sind, daß eine weitverbreitete Partei planmäßig dahin strebt, die Volksvertretung in dieser Art zu einer großen Unwahrheit zu machen und die Idee derselben für Parteizwecke und Geltendmachung schlechter Grundsätze, deren Verwirklichung unser deutsches Volk in den Abgrund des Verderbens stürzen würde, auszubeuten. Die Ständeversammlungen entsprechen schon jetzt in gar vielen Fällen nicht mehr ihrer Idee, ihrer verfassungsmäßigen Voraussetzung; sie stellen sehr oft nicht mehr das Volk dar, sondern nur eine Partei, die dem eigentlichen Volke in ihrer ganzen Denkweise durchaus ferne steht; insbesondere ist das christliche Volk mit seinen

Ansichten, seinen Rechten und Wünschen schon in manchen Ländern durch die schlaue Tätigkeit jener Partei von den Kammern vollständig ausgeschlossen, während die Parteigenossen in ihnen das alleinige Wort und die volle Herrschaft üben. In dieser immer weitergreifenden Verfälschung des ganzen Verfassungslebens erkennen wir aber eine so große und weitgreifende Gefahr, wie sie das deutsche christliche Volk vielleicht noch nicht gehabt hat, und die um so größer und verderblicher ist, je berechtigter die Wahrheit, die dem ganzen ständischen Wesen zugrunde liegt.

Diese große sittliche Korruption, mit der unser Verfassungsleben in den modernen Staaten bedroht ist, hat aber ihren Hauptsitz in den modernen Wahlsystemen. Es liegt natürlich unserer Aufgabe fern, uns erschöpfend über diese schwierige Frage auszusprechen; wir haben aber die Überzeugung, daß das jetzige Wahlsystem, in Verbindung mit dem Institute der Wahlmänner, immer mehr dazu dienen muß, die Ständeversammlungen in die Hände jener Partei zu bringen, die alle anderen an Gefährlichkeit und Betriebsamkeit übertrifft. Obwohl wir daher die Bedenken nicht verkennen, die man den direkten Wahlen im Sinne der demokratischen Partei entgegenstellen kann, so nehmen wir doch keinen Anstand, selbst direkte Wahlen in diesem Sinne dem gegenwärtigen verderblichen Wahlsysteme vorzuziehen. Die direkten Wahlen haben gewiß große Gefahren; sie können in der Hand der Demagogen auch das Volk irreführen, und da es bereits durch die Verfälschungen der liberalen Partei dahin gekommen ist, daß es sich bei den Handlungen des öffentlichen Lebens nicht mehr nach Grundsätzen des Gewissens, sondern nach aufgeregten Leidenschaften bestimmt, so können sie unselige Katastrophen herbeiführen. Die ersten direkten Wahlen würden viel=

leicht uns große Unordnungen bringen. Die Masse unseres Volkes glaubt aber noch an Gott und an Christus; sie kennt noch die zehn Gebote Gottes und das Gewissen. Wir hegen daher die Überzeugung, daß unser deutsches Volk nach solchen Erfahrungen bald wieder dahin kommen würde, den Zusammenhang, in dem auch eine Wahl mit dem Gewissen steht, zu erkennen, und sobald dies einträte, wären wir schon wieder gerettet. Gewiß kann das christliche Volk bei den Wahlhandlungen auch verführt werden; wenn ich aber jenen Teil desselben abrechne, der in manchen Städten tief versunken ist, so hat es doch noch in seinem christlichen Glauben ein Heilmittel in sich, während ich in der großen Menge der liberalen Partei mit ihrem niederen Materialismus kein Heilmittel mehr erkenne. Obwohl wir daher weit davon entfernt sind, in demokratischen direkten Wahlen ein Ideal zu verehren, so nehmen wir doch keinen Anstand, sie den jetzigen Wahlsystemen, die nur zu einer immer größeren Korruption des ganzen Staatslebens führen und uns der Regierung einer unsichtbaren und ungreifbaren Macht überliefern, weitaus vorzuziehen.

VII. Die wahren und praktischen Mittel, dem Arbeiterstande zu helfen.

Die Vorschläge der liberalen wie die der radikalen Partei genügen also offenbar nicht, um das große Problem der Gegenwart zu lösen und die Nahrungsverhältnisse des Arbeiterstandes, den die Grundsätze dieser Parteien großenteils in die Lage gebracht haben, in der er sich jetzt befindet, wirksam zu verbessern und ihn vor der Konsequenz der allgemeinen Konkurrenz,

die ihn auf die äußerste Lebensnotdurft angewiesen hat und ihm diese nur für den Tag bietet, wo er Arbeit findet, zu bewahren.

Mögen im einzelnen die Absichten vieler Mitglieder dieser Parteien noch so wohlwollend sein, und mag auch hie und da ihr Wirken die Lage der Arbeiter vorübergehend und im beschränkten Umfange verbessern, *so sind doch alle ihre Vorschläge nicht entfernt imstande, die Gesamtlage des Arbeiterstandes vor einem immer größeren Ruin zu bewahren, geschweige sie zu verbessern.*

Gibt es denn aber kein wahres Mittel, um dem Arbeiterstand zu helfen? Müssen wir die Entwickelung der Verhältnisse des Arbeiterstandes, wie wir sie hier geschildert haben, wie ein unabwendbares Ereignis geschehen lassen, mit den Händen im Schoße, ohne einzugreifen, ohne helfen zu können?

In England, das uns seiner politischen Freiheit wegen gepriesen und zugleich bezüglich der Entwickelung der Genossenschaften unter dem Arbeiterstande als ein Muster, als ein hohes Ideal, dem wir nachstreben sollen, vorgestellt wird, sehen wir dessenungeachtet die Zustände der großen Masse des Arbeiterstandes, also des weitaus größten Teiles der Bevölkerung, in erschreckender Weise sich verschlechtern. *Die höchste politische Freiheit, die höchste Blüte des genossenschaftlichen Lebens im Arbeiterstande kann die Verschlechterung der sozialen Verhältnisse dort nicht aufhalten.* Einen tiefen Einblick in diese Verhältnisse gewährt uns der Maßstab der Sterblichkeit dieses Standes. Je größer die Sterblichkeit in einer Klasse der Bevölkerung, desto mehr ist sie in ihrem physischen Wohlsein, in

ihren Ernährungsverhältnissen, in ihrer Gesundheit herabgekommen. Man hat in verschiedenen Städten Englands die Bevölkerung in drei Klassen geteilt; in die wohlhabende, in die mittlere und in die ärmere, zu der die Arbeiter gehören. In der ersten Klasse beträgt die durchschnittliche Lebensdauer 35 bis 44, in der letzten Klasse nur 15 bis 19 Jahre. Es ist bezeichnend, daß, als Lassalle in seiner Rede in Frankfurt diese haarsträubenden statistischen Notizen mitteilte, der Ruf: „Schluß" ertönte. So sehr hat sich ein Teil unserer Bevölkerung schon daran gewöhnt, nur mehr schmeichlerische Phrasen zu hören, so wenig kann er mehr die Wahrheit ertragen, wenn sie ihn auch noch so nahe angeht. Solche Zahlen scheinen mir wichtiger zu sein zur Konstatierung der Wirklichkeit und des wahren Wertes aller bisher gemachten Versuche, dem Arbeiterstand in der Lage, worin ihn die modernen volkswirtschaftlichen Grundsätze versetzt haben, zu helfen, als die weitläufigsten Schönredereien.

In Mülhausen im Elsaß war in den Jahren 1823 bis 1834 die Sterblichkeit unter den Kindern der Weber und Spinner im ersten Lebensjahre gerade noch einmal so groß als unter den Kindern der Fabrikherren und Kaufleute. Die Hälfte der Kinder der genannten Arbeiter starb, bevor sie noch das erste Jahr zurückgelegt hatten. Von 100 Fabrikherren und Kaufleuten erreichten 32 ein Lebensalter von mehr als 50 Jahren, während von 100 Webern nur 8 und von 100 Spinnern gar nur 3 über 50 Jahre alt wurden. In einer englischen Fabrikstadt betrug die mittlere Lebensdauer vor dem Aufkommen der Fabriken 31⅔ Jahre, nach Einführung der Fabrikarbeit ist sie auf 19½ Jahr herabgesunken. Es kann daher nicht zweifelhaft sein, daß die Gesundheit und die ganze Lebenskraft des Arbeiterstandes unter

den gegenwärtigen Verhältnissen in einer fortschreitenden Abnahme und Verschlechterung begriffen ist. In Deutschland sind wir noch nicht so weit wie in England. Die Zigarrenmacher in Berlin erreichen noch durchschnittlich eine Lebensdauer von 30 Jahren, während in England die mittlere Lebensdauer dieser Stände in einigen Städten schon bis auf 15 Jahre herabgekommen ist. Wir sind aber in derselben Richtung begriffen. Unsere jetzigen Fabrikarbeiter sind Kinder unseres deutschen Bauernstandes und haben von dorther noch Gesundheit und Lebenskraft mitgebracht. Wie bald wird das vorüber sein; wie bald werden wir auch in Deutschland Gegenden antreffen, in denen jetzt noch ein gesunder, kräftiger Menschenschlag wohnt und wo dann ein sieches, schwaches Krüppelgeschlecht sein verkümmertes Leben hinbringen wird! Ein französischer Schriftsteller hat bereits die Bewohner von Nord-Amerika in folgende drei Klassen geteilt: die schwarzen Arbeiter, nämlich die Sklaven, die weißen Arbeiter, die Proletarier, und endlich die reiche Aristokratie oder die großen Geldmänner. Alle Vorschläge der liberalen und radikalen Partei werden uns vor dieser Konsequenz der modernen volkswirtschaftlichen Grundsätze nicht bewahren. Wenn es keine anderen Potenzen mehr in der Welt gäbe als jene, welche uns die große liberale und die radikale Partei vorschlagen, so ginge Deutschland dem Zustande entgegen, wo wir es in zwei Hälften teilen können: in die reichen Börsenmänner und Spekulanten mit allen ihren Schmarotzern, und die von ihnen absolut abhängige Arbeitermasse, die Proletarier.

Gibt es dagegen keine Mittel mehr? Müssen wir unser deutsches Volk dieser neuen Sklaverei entgegengehen lassen und ruhig zusehen, wenn man noch dazu

diesem Volke den Wahn beibringt, daß dieser Zustand Fortschritt, Freiheit, Aufklärung und Glückseligkeit sei?

Gewiß nicht. Das Christentum hat mit seinem schöpferischen Geiste, seit es in dem Sohne Gottes vom Himmel auf die Erde herabgekommen ist, alle großen Fragen gelöst; auch jene, soweit es auf Erden möglich ist, die mit der Not und der Ernährung der Menschen zusammenhängen. Gott läßt es zu, daß das Christentum auf seinem segenspendenden Wege auf Erden immer wieder neue große Aufgaben zu lösen findet und durch diese Lösung seinen Ursprung von oben und seine göttliche Kraft offenbart. Das Christentum hat den Geist der alten Sklaverei gebrochen. Das schien wahrhaft unmöglich. Bis auf die letzte Spur war die Ahnung von dem gemeinschaftlichen Ursprung der Menschen, von der Bestimmung aller Menschen zu einem hohen Ziele, von einer allen Menschen eigenen hohen Menschenwürde entschwunden. Der Grieche erkannte nur dem freien Griechen, der Römer nur dem römischen Bürger, dem Civis Romanus, den Vollbesitz der Menschenwürde zu. Daß auch der Sklave eine Menschenseele besitze, die ihrem Ursprung und ihrer Bestimmung nach denselben Wert habe wie ihre eigene, lag ganz außerhalb ihrer Vorstellung. Der Sklave wurde dem Tiere ähnlich gehalten und nicht als Mensch behandelt. Das Christentum hat diesem ganzen großen Teile des Menschengeschlechtes die Menschenwürde wiedergegeben. Der Geist des Christentums hat aus den Sklaven der ländlichen Bevölkerung teilweise unsern deutschen Bauernstand entwickelt und aus den Sklaven in den Städten unsern deutschen Bürgerstand. Der Geist des Christentums hat unermeßliche Mittel angesammelt, um in zahllosen Anstalten, die für alle Bedürfnisse bestimmt waren, dem armen

Arbeiter zu Hilfe zu eilen. Der antichristliche Zeitgeist ist auf dem besten Wege, das alte Sklaventum in neuer Form wiederherzustellen, und er wird dabei von einer ungläubigen, materialistischen Wissenschaft mächtig unterstützt. Die Ableitung des Menschen von der Materie muß das Herz des Menschen seinem Mitbruder gegenüber versteinern. Wir zertreten ja den Stoff und vernichten ihn nach unserm Bedürfnisse, wir töten das Tier und schlachten es, je nachdem wir desselben bedürfen. Wenn nun der Mensch nichts anderes ist als eine Ausgestaltung des Stoffes, als eine Fortentwickelung aus dem Pflanzen- und Tierreich bis zum Menschendasein, wo fängt dann die Grenze an, wo wir ihn nicht mehr als Pflanze zertreten und als Tiere töten, sondern als Menschen achten und lieben müssen? Die Selbstsucht wird diese Grenzen, die ein seichter Humanismus ziehen will, bald durchbrechen, und das neue Sklaventum, unterstützt durch diesen gemeinen Materialismus, droht grausamer und härter zu werden, als das alte war. Wenn die früheren großen christlichen Denker dem alten Sklaventum entgegentraten, so sagten sie den heidnischen Sklavenhaltern: Gott hat dem Menschen die Herrschaft über die Natur und die Herrschaft über die Tiere gegeben; er hat dir aber nicht die gleiche Herrschaft über deinen Mitmenschen gegeben, du stehst als Mensch ihm gleich gegenüber. Als am 7. Februar 1249 zwischen dem deutschen Orden und dem neubekehrten Preußen der Friede geschlossen wurde, sprach der päpstliche Legat die erhabenen Worte: „Es sind die Neubekehrten belehrt worden, daß alle Menschen gleich sind, wofern sie nicht sündigen, und daß allein die Sünde die Menschen elend und zu Knechten macht." Die neue materialistische Wissenschaft sucht die Größe dieser Gedanken der Menschheit wieder zu entreißen, indem sie

den Menschen dem Tiere gleich macht; sie rühmt sich dessen als der höchsten Aufklärung; sie führt dadurch notwendig auch den Zustand wieder zurück, wo der Mensch als Tier behandelt werden konnte.

Die ganze Wucht dieser Entwickelung liegt aber auf dem Arbeiterstand. Da ist es wieder die Aufgabe des Christentums, die Welt auch von dieser neuen Form der Sklaverei zu befreien und an dieser Aufgabe seine göttliche Kraft und sein ewig neues Leben zu betätigen. Ich zweifle nicht, daß diese Erkenntnis immer weiter sich verbreiten wird. Der Geist Christi, aus dem die christliche Liebe ausströmt in alle Christenherzen, wird immer mehr der Arbeiterfrage die Aufmerksamkeit der Christen zuwenden. Ob die abschüssige Bewegung des gesamten Arbeiterstandes zum Proletariat bis zur letzten Stufe fortschreiten muß, um uns alle Konsequenzen des Unglaubens und des flachen Liberalismus vor Augen zu stellen, ist ungewiß, wie es sich auch jetzt noch nicht bestimmen läßt, welche neuen Wege die christliche Liebe und der christliche Geist einschlagen wird, um aus der sozialen Not einen neuen großen Triumph des Christentums zu bereiten. Ich bin daher auch weit entfernt, mir anzumaßen, schon jetzt alle diese Wege und Mittel, durch die das Christentum nach diesem Ziele streben wird, vorherbestimmen und gleichsam in einem fertigen System abhandeln zu wollen. Ich habe schon mein Ziel erreicht, wenn ich durch diese Besprechung etwas dazu beitrage, die Christenherzen und die Christenliebe auf dieses große Gebiet, das Gott ihrer christlichen Tätigkeit angewiesen hat, aufmerksam zu machen. Wenn ich es daher dennoch unternehme, einige Mittel hervorzuheben, durch die wir im Geiste des Christentums dem Arbeiterstande helfen können, so sollen das nur bescheidene Gedanken sein, und ich werde mich von ganzem Herzen freuen,

wenn diese wichtige Frage bald von Männern besprochen werden sollte, die zur Lösung derselben mehr befähigt sind als ich.

Vor allem will ich den allgemeinen Gedanken, auf den ich wiederholt zurückkomme, hier förmlich an die Spitze stellen, daß das Christentum und die Kirche auf die sozialen Verhältnisse nicht unmittelbar und durch äußere, mehr oder weniger mechanische Mittel und Einrichtungen, sondern zunächst und vorzüglich durch den Geist einwirkt, den es den Menschen einflößt. So hat es ja auch die alte Sklaverei lediglich dadurch abgeschafft, daß es den Menschen seine göttlichen Ideen und den Geist der Liebe mitteilte. Dadurch wurden die Herren bewogen, selbst ihre Sklaven freizugeben, und dadurch wurde auch der Geist der Völker und der Gesetzgebungen umgewandelt.

So ist es auch mit der Lösung der sozialen Fragen in unserer Zeit. Die von uns bisher besprochenen Ursachen der damaligen Lage der Arbeiter sowie die Bösartigkeit der aus diesen Ursachen hervorgegangenen Wirkungen und Folgen haben ihren wesentlichen und tiefsten Grund in dem Abfall vom Geiste des Christentums, der in den letzten Jahrhunderten stattgefunden hat. Weil die Geister nicht mehr von den höchsten und ewigen Wahrheiten erleuchtet sind, darum sind sie auch auf den niederen menschlichen Gebieten der politischen und sozialen Fragen falschen Prinzipien, abstrakten Einseitigkeiten und jenem liberalen Fanatismus anheimgefallen, der, ohne Verständnis für den lebendigen Organismus der Gesellschaft, wohl eine große Macht besitzt, aufzulösen und zu zerstören, aber nichts erbauen kann. Weil ferner nicht mehr der Geist und die Kraft des Christentums den Egoismus und seine Leidenschaften im Zaume hält, darum sehen wir auf dem sozialen Ge-

biete sich so gefahrdrohende Zustände entwickeln. Hier kann und wird daher die Heilung nur von innen heraus erfolgen. In dem Maße, wie die göttlichen Wahrheiten des Christentums wieder die Geister erleuchten, wird man auch auf dem Gebiete der Volkswirtschaft und dem ihm so nahe verbundenen der Politik die richtigen Prinzipien und die rechte Weise ihrer Durchführung, man wird mit der göttlichen auch die wahre politische und soziale Weisheit wiederfinden. Dann werden auch Regierungen und Gesetzgebungen, anstatt so vielfach zerstörend, oder auch hemmend und transigierend zu verfahren, durch eine der wirklichen Lage der Dinge entsprechende Organisation der Gewerbe und weiterhin der Gemeinden und aller lebenskräftigen Verbände eine gesunde Neugestaltung der gesellschaftlichen und ökonomischen Verhältnisse möglich machen und befördern. In Verbindung hiermit will ich noch den allgemeinen Gedanken hervorheben, den der treffliche Perin, Professor der Nationalökonomie in Löwen, in seinem Werke über Reichtum und Armut so gründlich entwickelt hat, daß nämlich der Geist des Christentums, wie er ein Geist der Liebe, so auch wesentlich ein Geist der Selbstverleugnung ist, und daß durch diesen Geist einer aus höheren religiösen Motiven entsprungenen Selbstbeherrschung und Selbstbeschränkung auch das Gedeihen des allgemeinen Wohlstandes bedingt ist. Damit die Macht des Reichtums nicht die Armen erdrücke, dazu ist notwendig, daß die Reichen sich selbst beschränken und nicht alles, was einer rein egoistischen Ausbeutung aller den Reichen zustehenden Mittel möglich wäre, sich auch erlauben. Ebenso kann aber auch nur dieser Geist der Selbstverleugnung und der Bescheidenheit, den allein das Christentum erzeugt, den aber der moderne Unglaube in sein gerades Gegenteil, in einen

Geist der Begierlichkeit und Unzufriedenheit verkehrt, der arbeitenden Klasse jene Sittlichkeit und Mäßigung, jene Arbeitsamkeit, Sparsamkeit und Genügsamkeit verleihen, wovon ihr und ihrer Arbeitgeber wahres Beste abhängt. Auch darüber dürfen wir uns nicht täuschen, daß nur unter solchen Arbeitern, in denen der Geist des Christentums lebt, wahrhaft gedeihliche Genossenschaften, namentlich die Produktivgenossenschaften, wovon wir unten reden, auf die Dauer möglich sein werden; wie auch nur echt christliche Kapitalisten und Fabrikherren geeignet und geneigt sein werden, mit ihren Arbeitern in eine gewisse Gemeinschaft des Gewinnes zu treten. Ich wende mich nun zur Betrachtung einiger Punkte, die mir besonders wichtig scheinen.

Das erste Hilfsmittel, welches die Kirche dem Arbeiterstande auch fortan bieten wird, ist die Gründung und Leitung der Anstalten für den arbeitsunfähigen Arbeiter.

Wir haben schon bemerkt, daß die große liberale Partei, nachdem sie zuerst das christliche Almosen, um ihre hochgepriesene Selbsthilfe recht in den Vordergrund zu stellen, mit großer Mißgunst behandelt hat, doch auch anfängt, die Gründung der Anstalten für arbeitsunfähige Arbeiter in den Kreis ihrer Tätigkeit hereinzuziehen. Dieses Gebiet wird aber auch in Zukunft wie bisher vor allem dem Christentum, der Kirche und der christlichen Nächstenliebe angehören. Fast alle Fonds, Häuser und Anstalten, die in diesem Augenblick im christlichen Europa diesen Zwecken dienen, verdanken wir dem Christentum und seinem Geiste. Was im Vergleich dazu der Humanismus geschaffen hat, ist unbedeutend. Der gesamte arbeitsunfähig gewordene und auf fremde Hilfe angewiesene Arbeiterstand verdankt auch jetzt noch dem Christentum, dessen Segnungen er selbst oft nicht mehr er-

kennt, alle die Hilfe, die er in den zahlreichen Zufluchtsstätten der Armut, in den Krankenhäusern, in den Armenhäusern, in den Invalidenanstalten usw. findet. Aber nicht nur die Fonds für ähnliche Anstalten hat der christliche Geist aufgebracht, sondern auch die innere Einrichtung derselben, die Pflege, die dort der arbeitsunfähige Arbeiter findet, kann nur das Christentum in einer Weise bieten, daß dadurch das Elend der Armen in der höchst möglichen Weise gemildert wird. Der hilflose Arbeiter hat noch nicht, wie wir schon oben bemerkt haben, die wahre Hilfe gefunden, wenn er in einer Anstalt Aufnahme findet, sondern es kömmt darauf an, daß er in ihr auch die rechte Pflege, die liebevolle Behandlung finde. Ich glaube nun zwar, daß es auch dem Humanismus gelingen wird, hie und da unter besonders günstigen Verhältnissen eine Zeitlang, namentlich durch den Einfluß einzelner hervorragender Persönlichkeiten und für die Dauer ihres Lebens dergleichen Anstalten auf eine gewisse Höhe guter innerer Einrichtungen zu bringen. Schon die Konkurrenz mit den christlichen Anstalten zwingt ihn zur äußersten Kraftanstrengung und nötigt ihn, einzelne Musteranstalten herzustellen, die vielleicht noch mit größerem Glanze eingerichtet sind und die deshalb den Schein an sich tragen, ebenbürtig neben jenen zu bestehen. Im ganzen und großen aber wird es allen Parteien, die jetzt der Welt helfen wollen ohne die übernatürlichen Kräfte und Gaben, die Gott im Christentum niedergelegt hat, nimmermehr gelingen, den Arbeitern, die arbeitslos geworden sind, in den verschiedenen Zufluchtsstätten neben der Aufnahme auch noch eine Behandlung, eine Pflege zu bieten, wie das Christentum es vermag. Die innere Einrichtung und Leitung der Krankenhäuser und Armenhäuser ist etwas unendlich Schwieriges. Mit dem

Alter wird der arbeitsunfähige Arbeiter immer hilfloser und hilfsbedürftiger. Er wird schwach am Leib und schwach am Geiste. Die Fehler und Leidenschaften, die bösen Angewöhnungen des früheren Lebens treten dabei immer mehr zutage. Neigung zur Unreinlichkeit, oft in erschreckendem Maße, Trägheit, Trunksucht, Zanksucht usw. finden sich da zusammen. Es gibt vielleicht kein Haus, wo so die ganze Armseligkeit der Menschennatur sich zusammenfindet wie in solchen Anstalten. Wer da aushalten und alle diese geistliche und leibliche Gebrechlichkeit mit liebevoller Pflege überwinden will, der muß mit einem Herzen hinkommen, das von einer mehr als bloß menschlichen und irdischen Liebe erfüllt ist. Wo das nicht der Fall ist, da werden auch die besten und wohlwollendsten Hausväter dem vielen Schlechten gegenüber nach und nach erlahmen, sie werden sich an das Elend dieser Menschen gewöhnen und bald in Gefahr kommen, in ihrer Handlungsweise vielfach die Gesetze der höheren Nächstenliebe zu verletzen. So weit ich Gelegenheit gehabt habe, in meinem Leben ähnliche Anstalten kennen zu lernen, habe ich mich davon überzeugt, daß trotz aller Humanitätsgrundsätze, die von den Aufsicht führenden Behörden in überreichem Maße ausgesprochen werden, doch die meisten Anstalten unter rein weltlicher Pflege große Gebrechen der inneren Einrichtung haben, und daß viele von ihnen sich in einem Zustande der Verwahrlosung befinden, wo auf der einen Seite Schmutz, Trägheit und Liederlichkeit herrschen, auf der andern Seite aber eine abgestumpfte Gleichgültigkeit gegen all dieses Elend. Der tägliche Umgang und die jahrelange Pflege der armen Kranken und der armen Invaliden ist ein so mühevolles Geschäft, daß die Menschennatur, nur auf sich angewiesen, dazu nicht ausreicht. Selbst Eltern- und

Kindesliebe unterliegen oft unter dieser Last bei langjährigen Krankheiten und Altersschwächen. Wie mancher alter Vater wird von den Kindern lieblos behandelt, weil das Gefühl der Kinder durch die lange Dauer des Elendes mehr oder weniger abgestumpft ist! Wie soll da eine Pflege, bei welcher selbst die Kindesliebe oft nicht mehr ausreicht, von Menschen geübt werden, die lediglich des Lohnes wegen sich diesem Geschäfte widmen? Nur die übernatürliche Liebe, die Christus in die Menschenherzen ausgießt, vermag eine Kraft zu verleihen, die den Armen in den Zufluchtsstätten des menschlichen Elendes eine Pflege zuwendet, so andauernd und so liebevoll, wie der Arme sie in der Tat bedarf. Ich weiß wohl, daß eine Partei des Liberalismus sich verschworen hat zur Anfeindung der christlichen Barmherzigkeit in der Person der katholischen Ordensschwestern. Wir haben ja das non plus ultra davon in den letzten Jahren zuerst in Wien, dann in Augsburg, dann hier in Mainz erlebt. Ich weiß aber auch, daß diese Anfeindung nicht aus liebevoller Fürsorge für die armen, kranken und hilfsbedürftigen Arbeiter, sondern ganz allein aus Parteiinteresse hervorgegangen ist; ich weiß, daß es nichts Unwahreres, nichts Inhumaneres, nichts Menschenfeindlicheres gibt, als diese Anfeindung. Hier in Mainz habe ich es vor Augen gesehen, und ich kann als Augenzeuge mitreden von der ganzen Niederträchtigkeit, die aus bloßem Haß gegen die Religion den Versuch gemacht hat, den armen Arbeitern in unseren Kranken- und Invalidenhäusern die liebevollste Pflege zu entziehen, die ihnen nur auf Erden geboten werden kann. Ich werde mir noch eine Gelegenheit nehmen, wo ich von dem, was ich in dieser Hinsicht hier erlebt habe, zur bleibenden Belehrung und zum Heile der Armen ein rücksichtsloses und wahres Zeug-

nis offen ablegen werde. Das Christentum und die Kirche wird aber trotz aller dieser Anfeindungen fortfahren, die Werke des barmherzigen Samaritaners an allen arbeitsunfähig gewordenen Arbeitern mit Liebe zu üben und dadurch einen Teil der Aufgabe für Linderung der Not des Arbeiterstandes zu erfüllen. Die Kranken- und Armenpfleger der Kirche sind wahre Freunde des Arbeiterstandes, die ihm mehr Liebe an Krankenbetten und in der Pflege des Alters erweisen, als alle diese hohlen Schwätzer der liberalen Partei zusammengenommen, deren Liebe nur in Redensarten und in der Ausgießung ihres antichristlichen Parteihasses besteht.

Wie sehr aber die Fürsorge für den erwerbsunfähigen Arbeiter ausschließlich dem Christentum angehört, erhellt unwiderleglich daraus, daß die hochgepriesene Kultur des alten Heidentums, der Hellenen wie der Römer, dieselbe gar nicht kannte. Unsere Neuheiden sind nicht imstande, aus der Zeit des antiken Heidentums eine einzige Anstalt zur Milderung des unermeßlichen Elendes der Unfreien zu nennen; sie können in sämtlichen heidnischen Schriftstellern nicht einen Zug auffinden, der uns Kunde brächte, daß im Heidentum doch wenigstens ein Bewußtsein dieser Tätigkeit und Fürsorge vorhanden war. Das ist wahrhaft bezeichnend und höchst bemerkenswert. Die Sorge für die Hilflosen gehört dem Christentum und der Kirche in der Vergangenheit und in der Zukunft. Der Humanismus kann sie einigermaßen nachahmen, aber das, was er zustande bringt, wird immer eine arme Karikatur dieser Tätigkeit des Christentums sein. Dagegen liegt in den Verhältnissen der Zeit eine mächtige Anregung für alle christlichen Seelen, sich dieser Weise der Fürsorge für den arbeitsunfähigen Arbeiter durch

Gründung zweckmäßiger Anstalten zuzuwenden, und zugleich eine ebenso dringende Aufforderung an alle katholischen Orden, die sich der Leitung dieser Anstalten widmen, in der Kraft der Liebe Christi ein solches Maß der Liebe zu den armen alten und kranken Arbeitern zu entwickeln, daß sie durch die Macht der Liebe den Geist der Lüge zuschanden machen.

Das zweite Hilfsmittel, welches die Kirche dem Arbeiterstande bietet, um auch seiner materiellen Not Abhilfe zu gewähren, ist die christliche Familie mit ihrer Grundlage, der christlichen Ehe. Die christliche Familie gewährt dem Arbeiterstande drei wesentliche Vorteile, die auch für seine wirtschaftlichen Verhältnisse von ganz tief eingreifender Bedeutung sind.

Eine Gefahr, die den Arbeiterstand bedroht, liegt in der Auflösung aller wahrhaft organischen Bande, die sein Einzelleben schützen und hüten. Wir erinnern nur an die erste Gruppe der von der liberalen Partei vorgeschlagenen Hilfsmittel. Wie weit diese Auflösung in der Zukunft gehen wird, können wir nicht ermessen. Auch die Familie soll davon nicht ausgeschlossen bleiben. Unter jenen Maßregeln finden wir ja auch schon den Grundsatz, daß die Eheschließung von allen Hemmnissen irgendwelcher Art befreit werden soll. Wir wollen nicht leugnen, daß in manchen Gegenden die Schließung der Ehe ungebührlich erschwert ist; auf der andern Seite ist aber eine gewisse Beschränkung berechtigt, in der Vernunft wie im Christentum wohlbegründet, und eine Aufhebung aller Beschränkungen kann nur den Leichtsinn bei Schließung der Ehe befördern und dadurch die Familie beschädigen. Hierher gehört aber ferner auch das allgemeine Bestreben, die Ehe als ein rein bürgerliches Institut zu betrachten, die Zivilehe ein-

zuführen und bürgerlich die Ehe ganz von der Kirche zu trennen. Die Festigkeit der Familie ruht durchaus in der Religion und in der christlichen Lehre von der Ehe. Insbesondere ist die Auffassung der katholischen Kirche, daß die Ehe ein Sakrament ist und daß das Eheband nur durch den Tod gelöst werden kann, die unerschütterliche Grundlage ihrer Festigkeit. Wenn die Ehe lediglich als bürgerliches Institut betrachtet wird, und wenn diese Anschauung in einem Volke durchdringen könnte, so wäre es um die christliche Familie und um die christliche Ehe geschehen. Es würde dann die eheliche Verbindung bald auch als ein bürgerlicher Vertrag erscheinen, den man nach Belieben durch gegenseitige Einwilligung wieder aufheben kann, und die Zahl der bürgerlichen Ehescheidungsgründe würde sich ins Unbestimmte vermehren. Dieser Zeitrichtung wird aber die Kirche und das Christentum in Verbindung mit dem Gewissen des christlichen Volkes einen siegreichen Widerstand entgegenstellen, und es wird ihr nicht gelingen, weder durch Zivilehe, noch durch Beförderung leichtfertiger Ehebündnisse, noch durch Erleichterung der Ehetrennung diesen von Gott gesetzten Organismus, der in seiner segenspendenden Kraft für alle Glieder der Familie unermeßlich ist, zu zerstören.

Eine andere Gefahr für den Arbeiterstand liegt in dem Einfluß, den ärmliche Lebensverhältnisse auf die Gesundheit und Lebensdauer der Menschen ausüben. Zunächst ist dies eine Folge schlechter Nahrung, schlechter Luft und kümmerlicher Lebensweise. Aber nicht nur Nahrung, Luft und Wohnung entscheiden über das physische Wohlsein der Menschen, sondern ein anderes Verhältnis übt hier noch einen weit größeren Einfluß, nämlich die Keuschheit der Sitte in einem Volke. Sie verbreitet ihren physischen Einfluß bis auf die spä-

testen Geschlechter. Wenn wir oft bei einem Volke bei kaum ausreichender Nahrung blühende Gesundheit antreffen, so ist der Hauptgrund dabei keusche, reine Sitte. Wenn zur schlechten Nahrung, zur ungesunden Luft in elenden Wohnungen auch noch Liederlichkeit und Unsittlichkeit hinzukommen, dann ist ein Volk auf dem Wege seines größten Verfalles. Dem Zusammenwirken dieser Faktoren kann auf die Dauer der edelste Volksstamm nicht widerstehen. Die tiefe Versunkenheit der Sklaven in den altheidnischen Zeiten hatte hauptsächlich hierin ihren Grund, und die rohe Sinnlichkeit dieser armen Menschen war eine Hauptursache für ihre Herren, sie den Tieren gleich zu behandeln. Es ist vollkommen unbegründet, anzunehmen, daß irgend ein Volk an sich vor solchen Zuständen durch seine Natur geschützt sei, und diese Ansicht ruht im Grunde schon wieder auf der heidnischen Vorstellung, daß die Natur selbst die Menschen unterscheide, und die einen zum Wohlstand und zur höheren geistigen Kultur, die andern aber zur Knechtschaft und zu einem tierischen Dasein bestimme. Armut und Liederlichkeit zusammen können in jedem Volke die versunkensten Zustände des Heidentums wieder hervorrufen; hierfür sind in jeder großen Stadt Europas die zahlreichsten Beweise aufzufinden. Diese Faktoren, die Menschen zu verderben, würden aber im vollsten Maße wirksam werden in dem gesamten ärmeren Arbeiterstande, wenn es gelingen könnte, dem Arbeiter die Familie und die Ehe zu zerstören. Durch die anderen volkswirtschaftlichen Prinzipien ist ein großer Teil des Arbeiterstandes bereits auf die niederste Notdurft des Lebens herabgedrückt; durch die Auflösung der christlichen Familie würde ihm aber das tötende Gift der Unzucht mit allen seinen entsetzlichen Wirkungen in das Herz gegossen. Es geht ja doch

schon, wie wir alle Tage sehen, ein so unreiner Geist in der Welt um. Wie viele Blätter dienen ihm, natürlich noch in dem Maße, das einem Volke gegenüber geboten ist, welches noch wesentlich christlich ist. Entsittlichende Vergnügungen werden täglich dem Volke angeboten, ja in den Organen der liberalen Partei als die Mittel des höchsten und wahrsten Lebensgenusses demselben angepriesen. Die Erzählungen, die sie bringen, sind vielfach Verherrlichungen der Sittenlosigkeit und aller jener sittlichen Vergehen, die insbesondere die christliche Ehe und die christliche Familie zerstören. Vom Theater in den großen Städten, wo angeblich die Bildung gepflegt wird, und den eleganten Romanen, die für diese Stände geschrieben werden, bis herab zu den kleinen Volksblättern, die man verbreitet und kolportiert, ist es ja vielfach Frivolität, Sinnlichkeit und selbst Ehebruch, die in zahllosen Wendungen und Schilderungen dargestellt werden. Dagegen ist die christliche Kirche eben deshalb Gegenstand des Hasses, weil sie ihrem göttlichen Gebote nach verpflichtet ist, gegen die Sittenlosigkeit anzukämpfen. Und wo deshalb irgend ein Mensch, der die Religion übt, sich eines sittlichen Vergehens schuldig macht, wird dies mit höhnischer Freude von der sittenlosen Presse zu einer Waffe gegen die Religion gebraucht. Sie verkündet mit Triumphgeschrei jeden ähnlichen Fehltritt und raubt dem Volke und der Welt immer mehr den Glauben an wahre hohe Sittlichkeit und Keuschheit des Lebens. Die Annoncen vieler Blätter bieten eine Art Chronik der täglichen Liederlichkeit und geben dem Volke die genaueste Kenntnis von allen verborgenen Wegen, auf denen dieses Laster einherschleicht. In England hat diese Richtung bereits eine solche Höhe erreicht, daß Blätter, die ausschließlich diese unselige Seite des Menschenlebens in

Erzählungen, Romanen und in der Art einer öffentlich geführten Heiratsvermittelung für das Volk, für die Arbeiter, für die dienende Klasse darstellen, in Hunderttausenden von Exemplaren abgesetzt werden. Ich zweifle nicht, daß diese Zustände in England unter der arbeitenden Bevölkerung in England wesentlich dazu mitgewirkt haben, in einigen Klassen und Gegenden die Lebensdauer bis auf das durchschnittliche Lebensalter von fünfzehn Jahren herabzubringen. Was hätten wir aber erst zu erwarten, wenn unter solchen Verhältnissen die unbedingte Freiheit, Ehebündnisse zu schließen und zu lösen, eingeführt würde, und die Zivilehe zugleich im Geiste der Aufklärerei Herrschaft über das Volk gewinnen könnte! Es liegt in der Natur der Sache, daß die Arbeiter sich vielfach in großen Massen zusammenfinden. Sie ziehen in großen Scharen zur Arbeit und kehren so von der Arbeit zurück; sie leben zusammen in großer Menge in den Arbeitshäusern; auch die verschiedenen Geschlechter sind bei allen diesen Gelegenheiten durcheinander geworfen. Was würde aus diesen Arbeitern werden, wenn das Christentum seine Lehre über Sittenreinheit, über Keuschheit, über Sünde nicht mehr geltend machen könnte, und wenn unter allen reizenden Gelegenheiten und Gefahren man dieser Volksmasse zurief: Es gibt kein festes Eheband mehr, ihr dürft heiraten und auseinanderlaufen, wie ihr wollt! Die Unzucht ist eine Gefahr, die früh an den Menschen herantritt und die oft in früher Zeit ihre allerfürchterlichsten Einflüsse übt, so daß sie sich jeder verhütenden Aufsicht fast entzieht. Nur ein christliches Mutter- und Vaterherz, ausgerüstet mit der ganzen Feinheit des Gefühles, die das Christentum gewährt, vermag in Verbindung mit denjenigen Mitteln, welche die Religion bietet, die zarte Menschenpflanze vor diesem

Pesthauche zu bewahren und ein reines, keusches Geschlecht heranzuziehen. Leichtsinnig geschlossene und leichtsinnig aufgelöste Ehen können dem armen Kinde, das diesen Gefahren hilflos gegenübersteht, weil es sie nicht kennt, diesen Schutz nicht entfernt gewähren. Was müßte aus allen diesen Arbeiterkindern aus solchen leichtfertig geschlossenen und leichtfertig getrennten Ehebündnissen, die täglich allen Gefahren der Verführung und des bösen Beispiels ausgesetzt sind, endlich werden? Physisch auf den elendesten Notbehelf angewiesen, ohne liebevolle Elternpflege und Elternaufsicht, würden sie in der Unzucht eine Entschädigung für ihr elendes Erdendasein finden wollen, und um so gewisser und schneller geistig und physisch zugrunde gehen. Solche Zustände sind keine Hirngespinnste, sondern vielmehr schon überall in gewissen Verhältnissen in der Entwickelung begriffen, wo die modernen Grundsätze in die Arbeitermassen eingedrungen und die Reinheit des ehelichen und Familienlebens zu beschädigen angefangen haben. Man kann ohne tiefe Wehmut nicht daran denken, daß diese Richtung tiefer in unseren deutschen Arbeiterstand eindringen könnte. Die Macht des Christentums wird das verhindern und Gott, der seiner Kirche mit seiner Allmacht zur Seite steht. Die christliche Ehe mit ihrer hohen Idee der Unauflösbarkeit und Heiligkeit wird diesem Gifte in dem Menschengeschlechte einen siegenden Widerstand entgegenstellen. Die Kirche wird dem Arbeiterstande die Ehe und den Arbeiterkindern die christliche Familie, das christliche Vater- und Mutterherz retten. Das aber ist die erste und notwendigste Bedingung, die Arbeiterfrage zu lösen. So lange noch unsere Arbeiter die christliche Familie haben, der Mann das christliche Weib, das Weib den christlichen Mann, die Kinder christliche Eltern, die Eltern gute christliche Kin-

der, die das vierte Gebot noch kennen, so lange hat die Zerrüttung im Arbeiterstande eine feste Schranke, die sie nie überschreiten kann.

Auch selbst der geringe Lohn des Arbeiters wird in der christlichen Familie gewissermaßen vervielfältigt, und das ist der dritte Vorteil, den sie ihm bietet. Der Arbeiter hat dadurch freilich noch keinen höheren Lohn, aber sein Lohn erhält einen durchaus anderen und erhöhten Wert. Der Gulden, den der Arbeiter einem christlichen Weibe gibt, erhält durch ihre Pflege einen ganz anderen Wert und Nutzen als der Gulden, den ein leichtsinniges Weib für den Hausstand von ihrem Manne empfängt; und der Gulden, den ein guter christlicher Mann verdient, hat einen ganz anderen Wert zur Befriedigung der Bedürfnisse als jener, den der leichtsinnige Arbeiter einnimmt, und den er durch ein lüderliches Leben im Wirtshaus am Abend wieder verschleudert. Dies tritt noch viel mehr in den Zeiten der Not, der Arbeitslosigkeit, der Krankheit ein. Welchen Wert hat da die christliche Familie mit ihrer festen inneren Einrichtung, mit ihrer unerschöpflichen Opfer- und Liebeskraft für den Arbeiter und seine Kinder!

Das sind die Wirkungen der christlichen Ehe, der christlichen Familie für die wirtschaftlichen Verhältnisse des Arbeiterstandes; sie gewährt ihm zum Schutze seines Daseins die beste und notwendigste, die von Gott gegründete Genossenschaft, ohne welche alle anderen, sie mögen heißen wie sie wollen, für ihn keinen Wert haben, — sie hält von dem Arbeiter, schon vor der Geburt im Leben der Eltern und dann die Jugend und das Leben hindurch, die Folgen der Unzucht ab und stellt ihn unter den Schutz der Tochter des Himmels, der Sittenreinheit, — sie vermehrt ihm endlich den armen Lohn durch die Liebe und sorgfältige Sparsamkeit eines guten christ-

lichen Weibes. Im Hinblick auf diese Wahrheiten nehme ich daher keinen Anstand, zu behaupten, daß die christliche Familie und die christliche Ehe mit ihren Grundlagen in der Lehre und in den Gnadengaben der katholischen Kirche schon für sich einen unendlich größeren Wert für die Lösung der Arbeiterfrage haben als alle Vorschläge und Bemühungen der liberalen und radikalen Partei.

Das dritte Hilfsmittel, wodurch das Christentum dem Arbeiterstande hilft, besteht in seinen Wahrheiten und Lehren, die dem Arbeiterstande zugleich die wahre Bildung geben. Wenn die liberale Partei dem Arbeiterstande in ihrer Lehre von der Selbsthilfe und in ihren Arbeiterbildungsvereinen eine höhere Ausbildung verspricht, so ist das, in wieweit dabei von den Bildungsmitteln des Christentums abgesehen wird, leerer Schein und eitle Täuschung. Nur das Christentum bietet ihm die wahre Bildung. Wie ein Brotkörnlein, das von einem Tische auf die Erde herabgefallen ist, sich verhält zu der reichbesetzten Tafel, so verhalten sich alle diese Bildungsmittel einer rationalistischen Weltanschauung zu denen des Christentums. Das Christentum mit seinen unermeßlichen Heilkräften kennen sie nicht, und wenn sie dann einige vom Christentum gleichsam herabgefallene Brosamen finden, so preisen sie diese der Welt an, als ob sie ein neues unbekanntes Heilmittel gefunden hätten, während das, was sie haben, nur ein kleines verkümmertes Teilchen ist von dem, was das Christentum den Menschen anbietet.

Das Christentum gibt dem Menschen den bewußten Besitz und den vollen Gebrauch aller seiner Kräfte. Das Christentum hat ihm allein seine volle Persönlichkeit wiedergegeben. Das Heidentum kannte nicht den Wert des einzelnen Menschen. Den Griechen und Römern

war das ganze übrige Menschengeschlecht in seinem Werte unbekannt. Aber auch in ihrem eigenen Volke kannten sie nicht den Wert des Menschen. Die ganze eine Hälfte des Volkes, die Weiber, standen bei den Griechen auf einer niederen Stufe der Menschenwürde. Auch die Würde des Kindes war ihnen unbekannt. Es durfte aus den verschiedensten Gründen verkauft und getötet werden. Der Mensch ging auf in dem Bürger, und sein ganzer Wert ruhte in dem Nutzen, den er dem Gemeinwesen brachte. Für sich war der Mensch kaum da. Einen Arbeiterstand mit gleichen ebenbürtigen Menschenrechten kannte das Heidentum nicht. Das Christentum hat erst allen Menschen durch seine Lehren ihren persönlichen Wert wiedergegeben. „Bei uns“, sagt der Apostel, „ist kein Fremdling, kein Jude, keine Beschneidung, kein Barbar, kein Scythe, kein Knecht, kein Freier, sondern alles in allem Christus[1].“ Das sagte der Apostel in bezug auf die Würde, die alle im Christentum empfangen. Ähnliches hätte er auch schon von jener Würde sagen können, die alle Menschen dadurch besitzen, daß sie das natürliche Bild Gottes in ihrer Seele tragen. Das war aber eine erhabene, wunderbare, weltumgestaltende Lehre, im vollendetsten Gegensatz zu allen Vorstellungen, die bei Juden und Heiden, bei Griechen und Barbaren, bei Freien und Sklaven bestanden. Diesen Gedanken hat das Christentum über die Welt ausgebreitet. Er ist in Millionen Seelen der Unfreien und der Sklaven, die in ihrer Erniedrigung sich daran gewöhnt hatten, ihr Dasein fast dem der Tiere gleichzustellen, eingedrungen wie ein lichter Strahl von oben. Sie erwachten dadurch gleichsam wie aus einem tiefen Schlafe, und die Ahnung der Seele von

1) Col. 3, 11.

ihrer Menschenwürde und ihrer hohen Bestimmung kam wieder zu ihrem vollen Bewußtsein. Das Christentum hat aber seine Lehre von der Menschenwürde nicht durch hohle Redensarten verkündet, sondern in vollen Wahrheiten, die ihnen diese Würde verständlich machten. Das ist der große Unterschied auch jetzt noch zwischen dem Christentum und dem Humanismus. Dieser redet auch von Menschenwürde, aber ohne Ideen, ohne Wahrheiten, die den Grund dieser Würde klar machen. Das Christentum, wenn es dem Menschen seine Würde vor Augen stellt, sagt ihm, wenn er auch auf der untersten Stufe des menschlichen Daseins steht: Tief in deinem Innern, verborgen unter dieser äußeren elenden Hülle, die dich bekleidet, besitzest du ein Bild in deiner Seele von wunderbarer Schönheit und unendlichem Werte; einen Abglanz des ewigen, unendlichen Wesens, ein Gleichnis seiner ewigen Schönheit und Herrlichkeit. Dieses Bild in dir ist der Grund der tiefen Sehnsucht, die du auch im tiefsten Elend wie ein dir unerklärliches Heimweh in dir fühlst. Es gibt deiner Seele jene unbegreifliche Unersättlichkeit, die deine Wünsche immer weiter trägt und dich nicht ruhen läßt, wenn du auch Flügel hättest und von einem Stern zum anderen hinaufsteigen und jedes Gestirn dein eigen nennen könntest. Diese deine Würde ruhte in dir wie ein Edelstein tief im Schachte eines Gebirges, mit hohen Erdschichten bedeckt, unter allem menschlichen Elend, aller Not und Verkommenheit. Deshalb ist der Sohn Gottes vom Himmel auf die Erde herabgestiegen, weil er diesen Edelstein von unendlichem Wert tief in der Erde vergraben gesehen hat, um dieses Bild Gottes in dir aus der Sklaverei dieses irdischen Daseins zu befreien und es durch seine Lehren und seine Gnade wieder zur Herrlichkeit und Glorie der Kindschaft Gottes zu erheben. So redete das Chri=

stentum von der Würde des Menschen zu dem Juden wie zu dem Fremdling, zu dem Griechen wie zu dem Barbaren, zu dem Herrn wie zu dem Knechte, und so geschah es denn, daß auf der ganzen Erde erfüllt wurde das Wort des Apostels: „Kein Fremdling, kein Jude usw., sondern Christus alles in allem." Wenn das Christentum also zu allen Menschen von ihrer Würde sprach, so hatte seine Lehre einen vollen Inhalt. Auch der Humanismus und die große vom Christentum abgefallene liberale Partei redet von Menschenwürde. Wenn wir sie aber fragen, worin ihre Menschenwürde bestehe, so können sie uns keine Antwort geben. Im Sinne des Materialismus, Pantheismus, des Atheismus ist die Rede von Menschenwürde hohles Gerede, das den Menschen weder selbst erheben noch ihn bestimmen kann, seinen Mitbruder aus Achtung vor seiner Würde zu ehren.

Mit der Lehre von der Menschenwürde hat aber das Christentum allen Ständen, insbesondere aber dem in der Sklaverei schmachtenden Arbeiterstande, zugleich das Bewußtsein der persönlichen Pflicht zur Ausbildung aller seiner Fähigkeiten gegeben. In der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, insbesondere aber in der durch das Christentum so fest eingeprägten Lehre von dem Gewissen, die mit jener von der persönlichen ewigen Fortdauer so innig verbunden ist, ruht der tiefste und mächtigste Beweggrund zur Entwicklung aller seiner Fähigkeiten und zum Gebrauch aller seiner Kräfte. Die Selbsthilfe der liberalen Partei ist wieder jenes vom Tische des Christentums herabgefallene Stücklein Brot. Gewiß muß der Mensch sich selbst auch helfen. Das gilt nicht nur von seiner materiellen Existenz, sondern weit mehr noch von seinem geistigen Leben. Es ist ein Grundsatz seiner Natur, daß er an allem Großen und

Guten nur insoweit Anteil hat, als er auch in entsprechender Weise in allen seinen Tätigkeiten sich entwickelt und entfaltet. Die Trägheit ist deshalb nach der Lehre des Christentums eine der sieben Hauptsünden, und nach dem alten Sprüchworte ist „Müßiggang aller Laster Anfang". Zur wahren Selbsthilfe oder, um es besser zu sagen, zum wahren Gebrauch seiner Kräfte und Fähigkeiten an Leib und Seele kommt aber der Mensch nicht dadurch, daß das Wort Selbsthilfe in Arbeiterbildungsvereinen bis zur äußersten Langeweile immer wiederholt wird, sondern durch Leben schaffende Beweggründe, die ihn antreiben, seine Trägheit zu überwinden und alle seine Kräfte in Bewegung zu setzen. Die liberalen und radikalen Parteien haben aber hierzu keine anderen Beweggründe als entweder den Hunger oder, wie die Radikalen vorschlagen, eine möglichste Reizung des Arbeiterstandes zu allen denkbaren Genüssen, damit dann dieser künstliche Hunger nach Befriedigung dieser Genüsse ihn zu dieser Anstrengung der Arbeit antreibe. Wie sind doch alle diese gebildeten Menschen niedrig geworden, die sich vom Christentum und seinen ewigen Ideen losgesagt haben!

Das Christentum verleiht aber nicht nur dem Arbeiter eine tiefe Einsicht in seine Menschenwürde, und den höchsten Beweggrund, sich auf Antrieb des Gewissens nach allen Kräften auszubilden, sondern es gibt ihm zugleich auch jene Gedanken, die seine Vernunft und sein Herz bei einer verhältnismäßig niederen Stellung unter mancherlei Entbehrungen glücklich machen können. Pascal hat so schön gesagt, daß derjenige, der die Grundlagen des Glaubens verwirft, weil er sie nicht vollkommen begreift, damit zugleich auf den wahren und klaren Begriff für alle anderen Dinge, die ihn täglich umgeben, verzichten muß; er verwirft das erste Glied

einer Kette von Gedanken, weil dieses erste Glied ihm ein Geheimnis ist, und indem er dieses erste Glied verwirft, macht er sich damit die ganze Welt zu lauter unbegreiflichen Geheimnissen. Umgekehrt: der Gläubige geht von einem Geheimnis aus und nimmt es an, weil ja Gott selbst, von dem wir unser Wesen und Dasein haben, uns in seinem unendlichen Wesen ein Geheimnis ist. Indem er aber das erste Geheimnis demütig annimmt, ist ihm die ganze Welt klar und offen. Der Ungläubige, weil er kein Geheimnis will, verwirft das erste und hüllt dadurch sein ganzes Leben, seinen Ursprung, sein Dasein, sein Ende in tiefe, geheimnisvolle Finsternis. Der Gläubige nimmt das erste Geheimnis demütig von Gott an — und sein Ursprung, sein Wesen, seine Bestimmung werden ihm dadurch licht, hell und klar. So geht es auch dem Arbeiterstande mit seinem Dasein. Wer das erste Glied, die Offenbarung, das Wort Gottes verworfen hat, der muß als Arbeiter sich in einen unaufhörlichen, unauflöslichen, immer quälenden Widerspruch verwickelt finden. Alles spricht ihm von Natur und natürlich und nimmt den Schein an, als ob sich das Menschenleben in so einfacher natürlicher Weise entwickelte, wie die Bäume wachsen und vergehen, und doch findet er in seiner ganzen Existenz mit seiner angeblich so begreiflichen Natur lauter Unbegreiflichkeiten. Christus hat gesagt: „Ihr werdet immer Arme bei euch haben.“ So ist es; wir werden immer Arme und viele Armen bei uns behalten, und der größte Teil des Menschengeschlechtes wird in Mühe und Arbeit sein Brot verdienen müssen, und von den sinnlichen Genüssen des Lebens mit wenigen Ausnahmen ausgeschlossen bleiben. Alle anderen Verheißungen sind eitle Phantasien oder Betrügereien am Volke. Diese arme Existenz, wie sie der Anteil des Arbeiterstandes fast

immer bleiben wird; diese mühevolle Arbeit im Schweiße des Angesichtes vom Morgen früh, wo der Arbeiter aufsteht, bis zum Abend, wo er sich müde zu Bette legt; dieses sich täglich begnügen müssen, selbst bei guten Verhältnissen, mit dem, was der Mensch an Nahrung, Kleidung und Wohnung zu einer gesunden und ausreichenden Existenz im wahren Sinne des Wortes bedarf — und über dieses Maß wird es die große Masse des Menschengeschlechtes nie hinausbringen, — diese Existenz, die ihm an den eigentlichen irdischen Lebensgenüssen nur hie und da in ganz beschränktem Maße Anteil gibt, ist aber ein unerträglicher Widerspruch mit dem innersten Verlangen nach Glückseligkeit, wenn in der Tat das Dasein des Menschen auf sein irdisches Dasein beschränkt ist, und wenn sein ganzer Durst nach Glück und Zufriedenheit nur durch irdische Dinge befriedigt werden soll. Und das ist ja doch der Standpunkt, den der ungläubige Liberalismus einnimmt, und für den er unseren Arbeiterstand erziehen will. Was helfen da dem Arbeiter die Versammlungen mit schönen Redensarten, was helfen ihm die Arbeiterbildungsbibliotheken, Konzerte, Theater, Familienfeste usw.? Der Arbeiterstand hat in seinem Innern denselben Drang nach Glückseligkeit wie die reichen Kapitalisten, Fabrikanten und Geldmänner, die diesen Durst alle Tage mit den raffiniertesten Genüssen, die die Welt bieten kann, zu befriedigen suchen. Mit Konzerten, Familienfesten und Bibliotheken läßt sich aber dieser Durst nicht stillen. Wenn es keine anderen Genüsse gibt als die irdischen, und kein anderes Dasein als das irdische, so sind die vielen Arbeiter, die große Mehrzahl aller Menschen elende, unglückliche, jammervolle Menschen, die nicht einen einzigen Gedanken

haben, mit dem sie ihr Dasein und diesen Widerspruch in ihrem Dasein sich erklären können. Sie sind Menschen wie die Reichen; sie haben das Bedürfnis, glücklich zu sein wie sie, und dennoch sind sie von allen diesen Genüssen mit Ausnahme von einer Stunde in jeder Woche zu einem Familienfeste und zu einem Vortrag ausgeschlossen und sollen außerdem im Schweiße des Angesichts das Gegenteil der sinnlichen Genüsse, die mühevolle Arbeit betreiben, um einer kleinen Minderzahl der Menschen den Überfluß zu bereiten, den sie entbehren müssen. Das ganze Leben eines solchen Arbeiters muß ihm als ein Rätsel, eine Unbegreiflichkeit, eine Ungerechtigkeit seiner Mitmenschen erscheinen, die ihn mit Haß und Abneigung gegen alle erfüllen muß, die Anteil an jenen Gütern haben. Da arbeiten einige hundert Fabrikarbeiter, um einem reichen liberalen Fabrikanten, der sie vielleicht um ihren Glauben betrogen hat, alle Genüsse des irdischen Daseins zu verschaffen, und der an einem Tage zur Befriedigung seines inneren Glückseligkeitsdranges sich mehr irdische Genüsse verschafft als alle seine Arbeiter mit demselben Drange das ganze Jahr hindurch. Denken wir uns endlich einen solchen Arbeiter am Ende seines Lebens. Was muß er da von der Natur denken, wenn er alle diese Arbeitstage, diese Mühen, diese Leiden, diese hundert und hunderte von Stunden mühevoller Arbeit, diesen Hunger auf die eine Seite der Wage legt und auf die andere Seite diese paar Brocken sogenannter irdischer Freuden, die er unter Trunkenheit und Schelten genossen hat, und nun sich sagen muß: Mein Dasein ist zu Ende; ich hatte in mir mein Leben lang ein unaussprechliches Verlangen nach Glück, Friede und Ruhe, ich muß annehmen, daß die Natur mir diesen Drang gegeben hat, ich glaube,

daß es keine anderen Güter gibt als diese irdischen Güter, um diesen Seelendrang zu befriedigen; ich bin aber von allen diesen Gütern, die allein Güter sind, ausgeschlossen gewesen; ich habe mein ganzes Dasein deshalb verfehlt, und mein Dasein selbst ist mir ein unerklärliches Rätsel. Das ist die Arbeiterbildung, die der Unglaube dem Arbeiterstande bietet.

Wie ganz anders ist das alles für den Arbeiter, dem das Licht des Christentums leuchtet. Das Christentum ist zwar für alle Stände, und Gott will, daß alle Menschen vollkommen und selig werden durch Christus. Dadurch aber, daß der Sohn Gottes Arbeiter geworden, hat er zu erkennen gegeben, daß er zu dem Teile der Menschheit, der von allen irdischen Genüssen ausgeschlossen ist, in einem ganz besonderen Verhältnis steht. Der gläubige Arbeiter glaubt, was Christus ihm sagt, wenn er auch die Geheimnisse Gottes nicht begreifen kann, denn er weiß ja, daß sein Geist nicht Gottes Geist ist. Dafür aber ist ihm alles licht und klar bei seiner Arbeit alle Tage seines Lebens bis zur Sterbestunde. Er hat lichte Gedanken und Grundsätze, die ihn begleiten, die ihm den Drang seiner Seele nach Glück und Ruhe wie die Last und Mühe des Lebens mit seinen Arbeiten und Entbehrungen erklären und ausgleichen; Gedanken, die er in seiner innersten Lebenserfahrung für wahr findet. Er glaubt an die Parabel vom reichen Prasser und armen Lazarus; er glaubt an ein persönliches ewiges Leben; er glaubt an einen hohen Wert dieser mühevollen täglichen Arbeit, abgesehen von jenem täglichen Wert, der bezahlt wird vom Lohnherrn; er lernt aus der Erfahrung innere Seelengüter kennen, die nicht in Essen und Trinken, Theatern und Konzerten oder liberalen Festen bestehen, und die ihm die Vorboten der ewigen Güter

sind. Er lernt aus der Erfahrung die Hand einer liebevollen Vorsehung kennen, die ihm mitten in seiner Entbehrung Zeichen einer göttlichen, väterlichen Liebe darreicht; er findet in jedem Worte des Evangeliums Trost, Friede und Freude; er findet in den Gnadenmitteln des Christentums Stärke und Kraft; er lernt, wenn er den Gottessohn in Armut und in Arbeit sieht, selbst die Armut und die Arbeit mehr schätzen als den Reichtum und die Ruhe. Er glaubt endlich an einen ewigen, unendlich gerechten Gott, der einst auf einer gerechten Wagschale das ganze Menschengeschlecht mit allen seinen Gedanken, Worten und Taten abwägen und dann ohne Rücksicht auf die Person das Los eines jeden für die Ewigkeit bestimmen wird. Das ist der reichbesetzte Tisch der Wahrheiten, zu dem das Christentum den Arbeiterstand einladet; und das sind, dem entgegen, jene von diesem Tische abgefallenen Brocken, die die liberale und radikale Partei dem Arbeiterstande hinreichen.

Das Christentum gewährt endlich dem Arbeiterstande jene Tugenden zu seiner Ausbildung, die ihm auch für seine materielle Existenz so notwendig sind und gleichfalls dazu beitragen, seinen elenden Taglohn gleichsam zu vermehren und zu versüßen; es gibt ihm eine innere Freudigkeit des Herzens und einen inneren Frieden, die die Arbeit erleichtern; es leitet ihn an zur Mäßigkeit, Sparsamkeit und Enthaltsamkeit, die den Wohlstand vermehrt; es bietet ihm Familienfreuden, die ihm das Wirtshaus entbehrlich machen; es bewahrt ihn vor dem Einfluß böser Leidenschaften und erhält ihn dadurch gesund und kräftig, daß ihm die Arbeit um so viel leichter werde.

So gewährt das Christentum dem Arbeiter die wahren Mittel zur Selbsthilfe, indem es die ganze Per-

sönlichkeit des Menschen zur Entfaltung aller seiner Kräfte anleitet, und gewährt ihm die wahre Bildung, indem es ihm Wahrheiten und Tugenden verkündet, die allein bilden können.

Das vierte Hilfsmittel des Christentums zur Verbesserung der materiellen Lage des Arbeiterstandes besteht in den sozialen Kräften desselben.

Der Arbeiter kommt zuerst in seiner Persönlichkeit, in seinen individuellen Kräften und Fähigkeiten in Betracht. Der göttliche Lehrmeister vergleicht den Menschen mit einem Verwalter, der von seinem Herrn Talente empfangen hat, der eine fünf Talente, der andere zwei Talente, der andere ein Talent. Jeder hat die Pflicht, nach dem ganzen Umfang der ihm anvertrauten Mittel sie anzuwenden und nutzbar zu machen. Der träge Knecht aber, der das Talent unbenützt läßt, wird dafür endlich von seinem Herrn zur Rechenschaft gezogen. So hat das Christentum seit achtzehnhundert Jahren alle Menschen und alle Arbeiter ermahnt und aufgefordert, alle ihnen anvertrauten Kräfte an Leib und Seele zu gebrauchen und anzuwenden. Die liberale Partei nennt das Selbsthilfe und preist unter diesem neuen Namen dies der Welt als neue Erfindung an. Hiervon haben wir im vorigen Punkte gesprochen.

Der Arbeiter kommt aber auch in seiner Verbindung mit den Mitmenschen in Betracht. Sein Leben entfaltet sich in dieser doppelten Beziehung, in der Entwickelung und Entfaltung seiner eigenen Kräfte und in dem Geben und Nehmen der Hilfe bezüglich seiner Mitmenschen. Das ist die soziale, die genossenschaftliche Seite seines Daseins, die ihm ebenso wesentlich ist wie die individuelle, persönliche. Nur wenn beide Faktoren zusammenwirken, erhält der Mensch nach dem ihm von

Gott für seine Ausbildung gegebenen Gesetze seine volle Entwickelung. Die liberale Partei nennt das soziale Selbsthilfe, ein, wie wir schon bemerkten, sehr wenig zutreffender Ausdruck. Wenn damit gesagt sein soll, daß der Arbeiter, in Genossenschaften vereinigt, sich mit Ausschluß jeder fremden Hilfe selbst helfen soll, daß also die Genossenschaften als solche jede fremde Hilfe ablehnen müssen, so ist das eine Willkürlichkeit, die durch nichts motiviert ist und mit dem ganzen Wirken der liberalen Partei, die ja ihre moralische und intellektuelle Hilfe ohne Unterlaß den Arbeiter-Assoziationen anbietet, im vollen Widerspruch steht. Wenn der Arbeiter und wenn die Genossenschaft sich selbst hilft, so viel sie kann, die fremde Hilfe also nicht als Vorwand der persönlichen Trägheit in Anspruch nimmt, dann haben sie auch ein natürliches und vernünftiges Recht, überall und von allen Seiten Hilfe anzunehmen, wo sie ihnen rechtmäßig angeboten und der Förderung ihrer Interessen dienlich ist. Nun ist aber das ganze genossenschaftliche Wesen ein Natur- und Grundgesetz des Menschenwesens, und das Christentum kann daher allen Bestrebungen der Gegenwart, durch Pflege der Genossenschaften dem Arbeiterstande zu helfen, nur die freudigste Unterstützung gewähren. Es wäre eine große Torheit, wenn wir uns diesen Bestrebungen fremd gegenüber verhalten wollten, weil in diesem Augenblick die Anregung zu denselben vielfach von Männern ausgeht, die dem Christentum entfremdet sind. Die Luft bleibt doch Gottes Luft, wenn sie auch der Gottesleugner einatmet, und das Brot, das wir genießen, bleibt doch die von Gott uns gewährte Nahrung, wenn der Bäcker, der es backt, auch ein Gottloser ist. So geht es auch mit dem Vereinswesen; es ruht auf der göttlichen Ordnung und ist wesentlich christlich, wenn auch die Männer,

die es pflegen, den göttlichen Willen nicht darin erkennen und es sogar vielfach mißbrauchen.

Das Vereinswesen ist aber nicht nur an sich berechtigt und deshalb unserer Unterstützung würdig, sondern das Christentum hat überdies allein die höheren Kräfte, die erforderlich sind, um es zu seiner Vollendung zu bringen und für den Arbeiterstand wahrhaft segensreich zu machen. Es verhält sich auch hier wieder so, wie wir es vorher bei der Arbeiterbildung durch den Liberalismus betrachteten. Das, was uns die große, liberale Partei in dieser Hinsicht anbietet als ihr eigentümlich, sind Brosamen, die vom Tische des Christentums herabgefallen sind. Wie die großen Wahrheiten, die den Arbeiter bilden (seine Individualität und Persönlichkeit), im Christentum liegen, so hat auch das Christentum die wahren und großen Ideen und die lebendigen Kräfte, die die Genossenschaften zu lebendigen und lebenskräftigen Korporationen oder Körperschaften ausgestalten. Es ist ein sinnreiches Wort, wenn wir gewisse Genossenschaften Körperschaften nennen. Der Körper ist ja die vollendetste Vereinigung der Teile, die durch das höchste Lebensprinzip, durch die Seele verbunden sind. Wir nennen daher solche Genossenschaften Korporationen, die gewissermaßen eine Seele in sich tragen und dadurch die Teile der Genossenschaft vereinigen. Das ist aber das Eigentümliche an dem ganzen christlichen Genossenschaftswesen. Mag auch der unmittelbare Zweck der Genossenschaft ein ganz irdischer, dem gewöhnlichen Leben zugewendet sein, so empfängt sie doch einen höheren bindenden Geist, wenn sie durch christliche Elemente gebildet ist. Auf dem sozialen Gebiete zeigt sich recht eigentlich das Wesen des Christentums. Seine Aufgabe ist es, das, was uns der Liberalismus in dem modernen Genossenschafts-

wesen zum Heile des Volkes bietet, in einer viel höheren Weise auszuführen. Wir wollen diesen Gedanken noch etwas näher erklären.

Das göttliche Gebot: Du sollst Gott über alles lieben und deinen Nächsten wie dich selbst, enthält, wie der heilige Augustinus sagt, drei Grundgebote, das Gebot der Liebe Gottes, das Gebot der Selbstliebe und das Gebot der Nächstenliebe. Wer Gott wahrhaft über alles liebt, sagt derselbe Heilige, der braucht nie zu befürchten, daß seine Selbstliebe eine verkehrte werde; denn die Selbstliebe, die in ihrer Entartung der Grund aller Übel ist, wird dann durch die Gottesliebe so geordnet, geregelt und geleitet, daß sie sich ganz in den Schranken bewegt, die ihr die göttliche Ordnung, die ja für alle Dinge die vollendete Harmonie bestimmt hat, anweist. Die durch die Gottesliebe bestimmte, geordnete Selbstliebe wird dann aber auch das vollkommenste Maß der Nächstenliebe. Wie nämlich der Mensch, der mit allen seinen Kräften das an sich und unendlich Gute über alles liebt, in dieser Liebe den vollkommensten Maßstab für die Selbstliebe hat und nichts mehr in dem eigenen Selbst anerkennt, duldet und liebt, was nicht mit diesem Maßstabe übereinstimmt, so hat er auch in dieser, in der Gottesliebe geläuterten, gereinigten und verklärten Selbstliebe den höchsten Maßstab für die Nächstenliebe. Etwas Vollkommeneres gibt es nicht, und etwas Höheres kann kein Menschengeist erdenken, als in dieser Ordnung das Gebot erfüllen: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“; oder mit anderen Worten desselben göttlichen Lehrmeisters: „Was du willst, das dir die Menschen tun, das sollst du ihnen auch tun,“ und dieses Gebot auf alle Menschen ohne Ausnahme anwenden. Das ganze Christentum mit allen seinen Lehren ist nur eine Erklärung dieses einen

Gebotes, und alle Gnadenmittel des Christentums sind nur Hilfsmittel, deren die durch Selbstsucht tief verdorbene Menschennatur bedarf, um zu dieser Höhe reiner Gottesliebe wieder emporzusteigen. Das ist aber auch die belebende Kraft, das ist das höhere Lebensprinzip, welches das Christentum allen Genossenschaften, die von ihrem Geiste getragen sind, mitteilt. Mag der Zweck noch so verschieden sein, der viele zu einer Genossenschaft zusammenführt; mögen sich die Arbeiter verbinden, um sich durch gegenseitige Hilfe in ihrer materiellen Not zu unterstützen; mögen sich andere zu geselligen, zu wissenschaftlichen Zwecken zusammenfinden; sobald sie als Christen zusammentreten, und im Geiste des Christentums, ist neben diesem Zwecke *ein höheres, ein geistigeres, ein heiligeres Band vorhanden, das die Glieder umfaßt und sie unvermerkt wie eine Seelenkraft, die in ihnen wirkt, aus einer bloßen Genossenschaft zu einer inneren lebendigen Körperschaft umgestaltet.* Das war mit den Genossenschaften der Fall, in jenen Zeiten, wo das Christentum mit seinem Geiste alle Verhältnisse durchdrang. Ohne daß die Menschen, die sich zu den verschiedensten Zwecken zusammenfanden, sich dessen bewußt waren, nahm jegliche Verbindung bald eine innerlich lebendige, moralische, geistige Zusammengehörigkeit und korporative Gestaltung an. Das ist der unermeßliche Unterschied zwischen dem Genossenschaftswesen im Christentum und dem im modernen Geiste. In diesem sind Genossenschaften Vereine, die kein anderes Band haben als den nächsten Zweck dieser Vereine. Der Konsumverein gibt den Mitgliedern das billigere Brot, der Vorschußverein das Kapital zu billigeren Zinsen, der Rohstoffverein den Stoff zu billigerem Preise usw. Dieser Zweck des

Vereines ist das ganze Wesen desselben, und über das Maß dieses Zweckes besteht unter ihnen kein anderes Band. Die Selbstsucht mit allen ihren Übergriffen in das Recht des Nächsten bedroht vielmehr in jedem Augenblicke das gemeinschaftliche Erreichen dieses gemeinschaftlichen Zweckes. Wo dagegen Menschen im Geiste des Christentums sich vereinigen, da besteht unter ihnen bewußt oder unbewußt, unabhängig von diesem nächsten Zweck der Verbindung, ein anderes hohes, hehres Band, das wie eine leuchtende und erwärmende Sonne sein Licht über alle Mitglieder ausströmt. Die Quelle des Lichtes, die Quelle des Lebens, die Quelle aller Kraft ist unter ihnen in dem Glauben und in der Liebe gegenwärtig. V o r der neuen Verbindung, die sie schließen, sind sie verbunden in diesem Lebensbaume, den Gott auf Erden gepflanzt hat; und aus dieser höchsten Verbindung nimmt dann auch die zu bildende Genossenschaft eine innere Lebenskraft, ein inneres lebendiges Prinzip in sich auf. Die Genossenschaften des Christentums sind mit einem Worte lebendige Organismen, getragen von einem inneren Lebensprinzip; die Genossenschaften des modernen Liberalismus dagegen mechanische Zusammenfügungen von Menschen, zusammengefügt lediglich nach einem äußeren Nützlichkeitsgrund. Die Zukunft dieser ganzen Bewegung auf dem Gebiete des genossenschaftlichen Wesens gehört daher dem Christentum an. Man hat die alten christlichen Genossenschaften niedergerissen und ist noch damit beschäftigt, die letzten Reste, den letzten Stein dieses herrlichen Baues zu beseitigen; man will einen Neubau aufführen. Dieser ist aber eine elende Hütte, — ein Bau auf Sand. Das Christentum muß diesen Bau von neuem beginnen und dadurch den Arbeitergenossenschaften ihre wahre Bedeutung, ihre wahre Lebenskraft, ihren wahren Nutzen wiedergeben.

Da wir bisher von den Versuchen, dem Arbeiterstande durch Bildung von Genossenschaften zu helfen, nur diejenigen der liberalen Partei, welche fast ausschließlich in den von Schulze-Delitzsch ins Leben gerufenen bestehen, erwähnt haben, so müssen wir noch zwei andere hier berühren, die für den Teil der Arbeiter, der sich dem Handwerk widmet, unternommen sind. Sie können große Bedeutung gewinnen und verdienen deshalb auch die Unterstützung aller christlich Gesinnten im höchsten Grade.

Wir meinen hier erstens das Unternehmen des Handwerkervereins, der seit einigen Jahren entstanden ist und den Handwerkerstand wieder in eine zusammenhängende Genossenschaft vereinigen will. Der Gedanke, der diesem Versuche zugrunde liegt, ist gewiß ein tief berechtigter, der eine Lösung finden muß. Wir wünschen von ganzem Herzen, daß schon der jetzt gemachte Versuch zu einem Resultate führen möge. Wenn die Regierungen nicht im Dienste der liberalen Partei, von der ich auf keinem Gebiete Gutes erwarte, sondern mit Selbständigkeit und Sachkenntnis dem Handwerkerstande eine Ordnung bieten würden, in der er sich wieder zur nötigen Selbständigkeit und zu einer lebenskräftigen Genossenschaft entfalten könnte, so würden wir das für eine der weitgreifendsten und segensreichsten Maßregeln halten, deren Resultate sich gar nicht vorher bestimmen ließen. Es scheint aber fast, als ob wir ein- für allemal auf eine schöpferisch entwickelnde Tätigkeit der Regierungen in der Gegenwart verzichten müßten. Um so wichtiger ist es aber, daß alle schöpferischen und schaffenden christlichen Kräfte dieses Bestreben, den Handwerkerstand wieder zu einem Stande zu machen, so viel sie vermögen, unterstützen.

Das zweite Unternehmen, das wir an dieser Stelle noch erwähnen müssen, sind die Gesellenvereine.

Da sie hauptsächlich auf katholischem Gebiete entstanden sind, so dürfen wir sie mit allem Rechte einen katholischen Beitrag zur Lösung der Arbeiterfrage nennen. Schon das bisherige Resultat derselben übertrifft alle Erwartung und zeigt uns zugleich, was aus diesen Gesellenvereinen werden kann, wenn ihre ganze Entwickelung bis zum vollen Abschluß gebracht wird. Gott hat sich eines Gesellen bedient, um dieses Werk in Angriff zu nehmen, und nachdem er ihn in den Priesterstand erhoben, hat er den hochwürdigen Herrn Kolping, diesen alten Gesellen, zu einem wahren Vater des Gesellenstandes gemacht. Möge Gott ihn forthin als Werkzeug gebrauchen, um dieses Werk zu befestigen. Das wird mehr und mehr geschehen, wenn das genossenschaftliche Prinzip, getragen vom Geiste des Christentums, sich immer mehr in diesen Vereinen entfaltet und sie alle zu lebendigen Gliedern eines Körpers macht.

Als fünftes Hilfsmittel, dem Arbeiterstande durch das Christentum zu helfen, nennen wir endlich die Förderung der Produktivassoziationen durch die besonderen Mittel, die eben nur dem Christentum zu Gebote stehen.

Das Wesen der Produktivassoziationen haben wir in der Teilnahme der Arbeiter am Geschäftsbetriebe selbst erkannt. Der Arbeiter ist in ihnen zugleich Geschäftsunternehmer und Arbeiter und hat daher einen doppelten Anteil an dem Einkommen, den Arbeiterlohn und seinen Anteil an dem eigentlichen Geschäftsgewinne.

Es ist nicht nötig, hier den großen Wert der Produktivassoziationen für die Verbesserung der Lage des Arbeiterstandes weiter zu begründen. Wir wissen nicht, ob es jemals gelingen wird, allen Arbeitern oder auch nur dem größten Teil derselben die Vorteile dieser Genossenschaften zu bieten. Es liegt aber in ihnen eine

herrliche Idee, die unsere Teilnahme und Unterstützung im allerhöchsten Grade verdient. Sie bietet, soweit sie ausführbar ist, die unmittelbarste und handgreiflichste Lösung des gestellten Problems, da sie ja außer dem durch den Marktpreis auf die niedrigste Stufe herabgedrückten Arbeiterlohn, den der Arbeiter jetzt erhält, dem Arbeiter noch eine neue Quelle des Einkommens eröffnet. Lassalle will diesen Plan verwirklichen durch Kapitalvorschüsse aus der Staatskasse. Wir haben die Ansicht ausgesprochen, daß wir diese Hilfe wenigstens als allgemeines Prinzip, d. h. als eine Zwangspflicht für die wohlhabenden Klassen, in Weise einer aufzubringenden Steuer aus ihrem Vermögen dem Arbeiterstande die nötigen Kapitalien zu geben, für einen Eingriff in das Eigentumsrecht und eine Überschreitung der rechtmäßigen Grenzen des staatlichen Besteuerungsrechtes ansehen müssen, und daß wir ferner auch die Ausführbarkeit dieser Maßregel in der Art, daß damit eine friedliche, geordnete, staatliche Entwickelung bestehen könnte, bezweifeln müssen. Der verdienstvolle Professor Huber will deshalb denselben Gedanken teils durch Anstrengung der Arbeiter selbst, teils durch freiwillige Unterstützungen verwirklichen und schlägt vor, überall in ganz kleinen Verhältnissen mit diesen Assoziationen zu beginnen. Die Schwierigkeit, die Produktivassoziationen zu gründen, liegt hiernach in der Beschaffung der nötigen Kapitalien. Die großen Geschäftsunternehmer sind die reichen Kapitalisten oder jene Gesellschaften, die Millionen zusammenschießen. Diese reichen Gesellschaften oder Kapitalisten machen aber die Konkurrenz anderer Geschäfte derselben Art unmöglich, wenn ihnen nicht auch bedeutende Kapitalien zu Gebote stehen. Geschäftsunternehmungen armer Arbeiter mit geringem oder gar keinem Kapital werden ja von diesen Riesengeschäften,

die überall entstehen, in immer wachsenden kolossalen Verhältnissen, förmlich zertreten und erdrückt. Woher sollen deshalb die Arbeiter die Kapitalien nehmen? Wenn der Lassallesche Plan unberechtigt und unausführbar ist, wie wir unbedingt glauben, und wenn es daher keine anderen Mittel gibt, als die Herr Professor Huber vorschlägt, so wäre man versucht, den ganzen herrlichen Gedanken der Produktivassoziationen als eine schöne, unfruchtbare Phantasie aufzugeben oder jedenfalls darauf zu verzichten, ihn in einer solchen Ausdehnung zu realisieren, daß dadurch doch wenigstens einem namhaften Teile der armen Arbeiter geholfen werde. Es behält immer seinen Wert, wenn von Tausenden, die dem Ertrinken nahe sind, auch nur einer gerettet wird. Die Rettung des einen ist aber im Vergleich zur Not aller Ertrinkenden immer nur eine sehr schwache und ungenügende Hilfe. Vom bloß natürlichen Standpunkt aus möchte ich dies auf den Arbeiterstand anwenden bezüglich der Gründung der Produktivassoziationen. Ich fürchte, daß es mit den Mitteln, die die Welt aufzubieten hat, nimmermehr gelingen wird, den herrlichen Gedanken der Produktivassoziationen in einer Ausdehnung auszuführen, der mit der Masse des Arbeiterstandes und mit der Größe der Arbeiternot in irgend einem Verhältnis steht. Was wird es aber der unermeßlich großen Masse des Arbeiterstandes helfen, wenn es hie und da unter besonders glücklichen Verhältnissen einigen wenigen unter ihnen glückt, eine solche Genossenschaft zustande zu bringen und, während ihre Arbeitsbrüder mit dem elenden Arbeitslohne verkümmern, sich durch Teilnahme am Geschäftsgewinne eine etwas behaglichere Existenz zu verschaffen?

So oft ich aber diese Verhältnisse und Schwierigkeiten überlegt habe, so oft ist auch die Zuversicht und

die freudige Hoffnung in mir aufgelebt, daß die Kräfte, die im Christentum die Herzen bewegen, auch auf diesem Gebiete dem Arbeiterstande zu Hilfe eilen und die Idee der Produktivassoziationen im größeren Umfange verwirklichen werden. Es gehören dazu große Kapitalien, und ich bin weit von dem Gedanken entfernt, daß sich diese Hilfe für den Arbeiterstand wie auf einmal und plötzlich und überall verwirklichen werde; ich sehe aber diese Verwirklichung wie von ferne und hoffe, daß die Fundamente hierzu von christlichen Seelen bald hier, bald dort in Angriff genommen werden. Das Christentum ist bei allen seinen Unternehmungen eine Kraft, die von innen heraus wirkt, langsam voranschreitet, dann aber auch unfehlbar die allererhabensten und unerwartetsten Dinge zum Heile der Menschen vollbringt. Es mögen noch viele Zwischenfälle eintreten, bis dieses Wirken des Christentums die nötige Ausdehnung gewinnt. Der Geist des Christentums hat auch Jahrhunderte gearbeitet, bis die großen alten römischen Familien ihre Sklaven zu Tausenden entließen und ihnen die Freiheit gaben. Vielleicht wird noch mancher Schulze-Delitzsch auftreten und dem Arbeiterstande Rettung und Heil verkünden, bis auch der Turm, den der letzte von ihnen aufbaut, zusammenstürzt und dem armen Arbeitervolke die neue traurige Erfahrung bietet, daß es getäuscht ist und seine Hoffnungen eitel waren. Vielleicht muß sogar die Welt auch das Lassallesche Programm praktisch durchprobieren und nach allen großen Trübsalen, die aus diesem gefährlichen Manöver, namentlich wenn es in die Hände schlechter Demagogen übergehen sollte, entstehen können, an sich selbst erfahren, daß auch die Demokraten ihnen nicht zu helfen vermögen, wenn sie ihre philantropischen Ideen auf den bloßen Flugsand menschlicher

Ansichten, statt auf den Fels des Christentums bauen. Wie und wann daher das Christentum auch in dieser Weise dem Arbeiterstande helfen wird, können wir nicht wissen. Dagegen zweifeln wir nicht, daß, was immer Wahres und Gutes und Ausführbares in der Idee der Produktivassoziationen liegt, durch das Christentum vollbracht werden wird. Freilich steht in diesem Augenblicke jener Stand, der hier Großes wirken könnte, der Stand der reichen Kaufleute, der reichen Industrie und der großen Kapitalisten in seiner Mehrzahl dem Christentum ziemlich ferne; er bildet ja jetzt vor allem die bewegende, bezahlende, besoldende Macht der großen liberalen Partei. Doch hat auch hier noch das Christentum seine treuen Anhänger, und was anderen abgeht, braucht nicht immer so zu bleiben. Es war eine Zeit, da auch die alten reichen römischen Patrizierfamilien, in denen die römische Matrone nur zum Putze ihres Körpers sich von einigen hundert Sklavinnen bedienen ließ, dem Christentume sehr ferne standen, und doch kam die Zeit, wo die Kinder dieser Familien die Sklaven entließen, mit ihrem ganzen Vermögen Italien mit Wohltätigkeitsanstalten für die armen Sklaven bedeckten und selbst aus Liebe für Christus ihr Leben dahingaben. Das Christentum ist so wunderbar! Wer heute sein Feind ist, fällt morgen vor dem Kreuze anbetend nieder, und der Sohn des Mannes, der Christum verflucht hat, gibt aus Liebe zu Christus sein Blut dahin. Doch dem sei, wie ihm wolle; das Christentum ist so überreich an Mitteln, daß es, wenn es so Gottes Wille ist, die Herzen der Christen auf dieses Gebiet hinzulenken, nicht schwer fallen wird, nach und nach auch die größten Kapitalisten zusammenzubringen, die zur Schaffung der Produktivassoziationen nötig wären. Es sind zwei Systeme der Besteuerung, das eine übt der

Staat, das andere das Christentum. Der Staat besteuert durch äußeren Zwang nach Steuergesetzen, Steuerlisten und durch Steuerboten, das Christentum besteuert durch das innere Gesetz der Liebe, und der Steuerzwang und die Steuertaxe und der Steuerbote sind da der freie Wille und das Gewissen. Alle großen Staaten Europas gehen fort und fort mit ihren Steuersystemen zugrunde, und aus diesen Geldverlegenheiten ist jenes Geheimnis der Iniquität und Korruption, jenes weltumspinnende Netz der Börsenspekulation mit aller sittlichen Korruption, die aus diesem Sumpfe entsteht, hervorgegangen. Das Christentum dagegen mit seinem Steuersystem hat noch für alle seine großen Unternehmen immer den reichsten Überfluß aller denkbaren Mittel gefunden. Welche Kapitalien hat das Christentum durch seine freiwilligen Besteuerungen im Gewissen und im Herzen guter Christen schon zusammengebracht? Wenn wir an alle diese Kirchen, alle diese Klöster, alle diese Anstalten der christlichen Liebe, für jede denkbare menschliche Not und Gebrechlichkeit, alle die in der ganzen Welt gegründeten Pfarreien und Bistümer, alle die in der ganzen Welt angesammelten Armenfonds, alle die durch das Christentum gegründeten Schulen und Lehranstalten, alle diese alten Universitätsfonds denken und uns vorstellen, daß fast das alles ohne Ausnahme durch freiwillige Gaben geschaffen und gegründet ist, welche Vorstellung müssen wir uns dann von der Lebenskraft des Christentums machen? Und so war das Christentum nicht nur in alten Tagen, ganz so ist es ja heute noch. Wenn wir die Wohltätigkeitsanstalten, die in der Dauer unseres Lebens durch freiwillige Gaben geschaffen wurden, zusammenrechneten, welche Summe würde sich ergeben? Hat doch diese freiwillige Besteuerung des christlichen Geistes in den letz-

ten fünf Jahren allein dem Hl. Vater dreiundzwanzig Millionen dargereicht. Mögen unsere Gegner von dem Nutzen der Verwendung dieser Gaben denken, was sie wollen; sie müssen doch wenigstens zugeben, daß eine Kirche, die eine solche Realität zutage bringt, eine entsprechende innere Kraft besitzt, die sie nicht haben. Wie sollten da dem Christentum die Mittel vorenthalten bleiben zur Schaffung der nötigen Anstalten für den Arbeiterstand?

Das, was die Herzen angeregt hat zu allen Werken der Barmherzigkeit im Christentum, ist das übernatürliche Feuer, das Jesus, der Sohn Gottes, auf die Welt gebracht hat, und von dem er selbst gesagt hat: „Ich habe ein Feuer auf die Welt gebracht, und was will ich anders, als daß es brenne." So kommen die christlichen Werke zustande. Aus diesem göttlichen Feuermeer der Liebe fällt ein zündender Funke bald in dieses, bald in jenes Christenherz, und wenn es sich dort zur Flamme entzündet, dann wirkt es die großen Werke und die großen freiwilligen Opfer, die nötig sind, um große und wunderbare Dinge ins Leben zu rufen. Das ist meine Hoffnung und mein Vertrauen für die Zukunft. Je mehr die Welt mit allen ihren Unternehmungen, dem Arbeiterstande zu helfen, Bankerott macht, desto gewisser naht die Zeit, wo Gott durch das Christentum dem Arbeiterstande wieder helfen wird.

Möge daher Gott in seiner Gnade bald die Männer erwecken, die diese fruchtbare Idee der Produktivassoziationen im Namen Gottes auf dem Boden des Christentums in Angriff nehmen und zum Heile des Arbeiterstandes zur Ausführung bringen. Ein großer Teil der Arbeiter in den zahlreichsten Fabrikbezirken ist jetzt in Händen glaubensloser Männer und an ihren Lohn angewiesen; ihre Existenz ist doppelt gefährdet. Sie hängen

nicht nur mit ihrer Lebensnotdurft von dem Tagelohn, der ihnen täglich entzogen werden kann, ab; sie sind überdies in Gefahr, daß ihre reichen Fabrikherren ihnen für diesen elenden Lohn auch noch ihren Glauben und ihr Gewissen abkaufen. Das ist ja so überaus betrübend und empörend bei dieser neuen Sklaverei unserer Tage. Wie manche reiche Fabrikherren benutzen den ganzen Einfluß, den sie dadurch haben, daß diese armen Leute ihnen dienen müssen, um ihnen ihren Christenglauben aus der Seele zu reißen. Ich sage, dadurch, daß sie ihnen dienen *müssen*; denn wenn man mir antwortet, daß der Fabrikarbeiter freiwillig arbeite, so antworte ich, daß diese Freiwilligkeit eine Täuschung ist. Hier verhält es sich wieder wie mit der Konkurrenz und wie mit diesem ganzen liberalen volkswirtschaftlichen System, es ist voll Schein und Widerspruch mit der Wirklichkeit. Der arme Arbeiter lebt da in seiner Heimat, in der Nähe des Geschäftes. Man sagt ihm, es besteht Freizügigkeit, du kannst dir wo anders dein Brot suchen. Wie kann aber dieser Mann mit Frau und Familie auf Reisen gehen, um diesen Versuch zu machen! Er kann nicht einen Tag den Tagelohn entbehren, ohne zu hungern; wie kann er auf den Zufall hin, ob er Arbeit findet, wochenlang auf Reisen gehen und nicht nur den Lohn entbehren, sondern auch die Reisekosten bestreiten! Er würde dem offenbaren Bettel und Hungertode entgegengehen; für ihn besteht keine Freizügigkeit, denn er kann keinen Gebrauch davon machen; er ist durch Naturgesetze an den Platz seiner Heimat gebunden. Die liberale Partei sagt ihm ferner: es besteht Gewerbefreiheit, wähle dir auf der ganzen weiten Welt ein anderes Gewerbe, du brauchst dich mit dem Tagelohn des Fabrikherrn nicht zu begnügen; wenn du es tust, ist es deine Sache. Das ist aber alles wieder

unwahr. Der arme Arbeiter, von dem wir reden, ist Familienvater; er hat die ersten zehn besten Jahre seiner Jugend in der Fabrik gearbeitet; er hat dort schon den besten Teil seiner Gesundheit zugesetzt; er hat auch bei der Teilung der Arbeit in der Fabrik keine andere Geschicklichkeit erlangt, als diese eine kleine mechanische Verrichtung, dieses eine Stück einer Gesamtarbeit, das für sich gar keinen Wert hat. Seine Fabriklebensdauer ist vielleicht höchstens vierzig Jahre, und er fängt jetzt schon an, kränklich zu werden, da, wo er zugleich die meisten Bedürfnisse hat. Mag die liberale Partei noch so viel von Gewerbefreiheit reden, für diesen Mann (und das ist fast der Zustand aller Arbeiter in der Welt in einem gewissen Alter) gibt es weder Gewerbefreiheit noch Freizügigkeit; er ist, wenn er nicht verhungern will, mit seiner Familie an diesen bestimmten Ort und an dieses bestimmte Geschäft angewiesen; er muß bei diesem reichen Fabrikherrn arbeiten, und dieses muß ist für ihn ebenso zwingend, wie für jeden Sklaven, dem man das muß mit der Peitsche und Kette beibringt. So sind zahllose Arbeiter in den Fabrikbezirken, und die Not dieser armen Menschen, die so von dem Willen ihres Fabrikherrn abhängen und von dieser Abhängigkeit das tiefste Bewußtsein haben, mißbraucht man oft noch, während man zugleich von Humanität und Toleranz in Redensarten überfließt, um sie religiös und sittlich zu ruinieren. Wer kennt nicht solche Fabrikherren, deren große Arbeitshäuser nichts mehr sind als Anstalten, wo unser armes, armes Christenvolk, namentlich unsere christliche Jugend, Liederlichkeit, Religionsspötterei und jede schlechte Leidenschaft lernt? Was würde es nun für eine Wirkung haben, wenn man beginnen könnte, in diesen modernen Sklavenbezirken der weißen Sklaverei, wo das arme christliche Volk von unchrist-

lichen Fabrikherren mißbraucht wird, auf christlicher Basis eingerichtete Produktivassoziationen zu gründen? Wenn die christliche Liebe die nötigen Hilfsmittel zusammenbrächte, die zu einer Geschäftseinrichtung nötig sind, und nun die Arbeiter aufforderte, bei diesem Geschäft unter der Bedingung zu arbeiten, daß ein Teil des Gewinnes, der nicht zum Geschäftsbetrieb und nötigen Reservefonds notwendig ist, ihnen von der christlichen Liebe als Eigentum zufließen solle? Der Erfolg würde groß sein, und dieser fluchwürdige Einfluß einer von Gott abgefallenen Industrie auf unsern Arbeiterstand wäre vielleicht damit bleibend gebrochen. Möge die Aufmerksamkeit aller christlichen Denker, die durch den christlichen Geist angetrieben sind, über die Not des Arbeiterstandes und die Mittel, ihnen zu helfen, nachzudenken, sich diesem Gegenstande zuwenden; möge Gott die Menschen erwecken, die Einsicht und Mittel haben, für diesen Zweck zu arbeiten. Wenn man mit solchen Industriezweigen begänne, welche kein sehr bedeutendes Kapital erfordern und dem Unternehmen am Anfang keine allzu große Ausdehnung geben würde, so müßte die Ausführung nicht gar zu schwer sein. Es gibt auch Stände in unserer Zeit, die den Drang haben, für ihre Mitmenschen Gutes zu wirken. Der Adel hat in früherer Zeit einen Teil der großen Klosterstiftungen der Kirche als Opfer dargebracht. Mir scheint, es könnte kaum etwas Christlicheres und Gottgefälligeres geben, als wenn eine Korporation zusammenträte, um für diesen Zweck an einer Stelle, wo die Not der Arbeiter besonders groß ist, eine derartige Produktivassoziation der Arbeiter auf christlicher Grundlage zu begründen.

Zur Förderung dieser großen Angelegenheit ist es vor allem notwendig, daß der Gedanke der Produktivassoziationen selbst und die Art und Weise der möglichen

Ausführung derselben nach allen Seiten hin besprochen und klar gemacht werde. Nur wenn die Einsicht in die Wichtigkeit dieser Verbindungen für den Arbeiterstand, sowohl im Arbeiterstand selbst, wie außerhalb desselben, eine große und allgemeine Verbreitung findet, wenn recht viele von ihrem großen Nutzen lebhaft überzeugt sind, wenn sie zugleich sehen, in welcher Weise und durch welche Mittel ihre Ausführung möglich ist, können wir hoffen, daß sich die Versuche mehren werden, sie ins Leben zu rufen.

VIII. Schlußbemerkungen.

Der Zweck dieser Schrift ist, den Arbeitern und allen, die sich mit Liebe um die Verhältnisse des Arbeiterstandes bekümmern, nachzuweisen, *daß nur das Christentum die Mittel bietet, um die Verhältnisse des Arbeiterstandes mit Erfolg zu bessern, und daß ohne diese Hilfe die Zustände des Arbeiterstandes trotz aller vielfachen Bemühungen unaufhaltsam abwärts gehen und sich wieder den Zuständen annähern, in denen der Arbeiterstand sich im Heidentum befand.*

Die Geschichte ist ein unwiderlegbarer Zeuge für die Wahrheit dieser ganzen Ausführung. Alles das, was ich gesagt habe, wird durch sämtliche Tatsachen der Geschichte verkündigt und bezeugt.

Das hochgebildete Volk der *Griechen*, dessen Kultur uns heute noch als Muster vorgehalten wird, verachtete die Handarbeit. Der Betrieb eines Gewerbes wurde für den freien Griechen für schimpflich und erniedrigend gehalten. Die Idee der sogenannten Selbst-

hilfe durch Arbeit war den Griechen unbekannt. Handarbeit war ihnen Sache des Sklaven. Die Götter Griechenlands, die uns der beliebteste deutsche Dichter hochgepriesen hat, hatten kein Herz für den Sklaven-, für den Arbeiterstand. In Attika lebten nach der Bevölkerungsaufnahme des Demetrius Phalereus 20 000 griechische Bürger und 400 000 Sklaven, die Sklavinnen nicht mitgerechnet; in Sparta 36 000 Bürger, 244 000 Heloten und 120 000 Periöken, die im Grund alle Sklaven waren; in Korinth waren 460 000, in Aegina sogar 470 000 Sklaven. Die griechischen Philosophen lehrten, daß die Sklaverei eine von der Natur gegründete Institution sei, die unabänderlich und immer fortbestehen müsse. Eine Erhebung des gesamten Arbeiterstandes zu der Stellung, die er im Christentum hat, davon hatten sie auch nicht einmal eine Ahnung. Der Sklave war ihnen eine Sache, wie jede andere Sache, die zu ihrem Eigentum gehörte, lediglich ein Instrument, um dem Freien zu dienen. Die größten und edelsten Philosophen unter den Griechen stimmten der Ansicht bei, daß jeder Sklave grundverdorben und schlecht sei und keine anderen Triebfedern für sein Tun habe, als Furcht und Sinnlichkeit. Selbst der ideale Plato gibt den Rat, sie strenge zu behandeln, sie fleißig zu züchtigen und stellt es als Kennzeichen eines wohlerzogenen Menschen auf, seine Sklaven zu verachten. Das war die Ansicht vom Arbeiterstande, als die Götter Griechenlands ihre Herrschaft übten.

Ähnlich war es in Rom. Die Römer hatten dieselbe Ansicht von der Sklaverei und von der Arbeit. Anfänglich stand wenigstens noch der Landbau und der Betrieb einiger Handwerke bei ihnen in Ehren. Später hörte auch dies auf, und endlich war jede Handarbeit, Landbau und Gewerbebetrieb Sache der Sklaven. Alles

das, was in unseren christlichen Ländern der gesamte Arbeiterstand treibt, war den Sklaven überlassen. Die Behandlung der Sklaven war aber noch grausamer und entsetzlicher als bei den Griechen. Grausamkeiten, die im Römerreich täglich in allen Teilen der Welt unter der Herrschaft des heidnischen Geistes zu Tausenden vorkamen, würden in unseren Tagen, wo der Geist des Christentums das Gefühl gebildet hat, die ganze Welt in Aufregung bringen. Der einzige Zweck des Daseins der Sklaven war die Befriedigung der Lüste der Römer. So konnte es denn endlich geschehen, daß die Römer keine größeren Freuden kannten, als bei jenen entsetzlichen Spielen anwesend zu sein, wo die Sklaven bald hungrigen Löwen und Tigern vorgeworfen wurden, und es ihre Lust war, diese unglücklichen Menschen von den wilden Bestien zerreißen zu sehen; bald, als Gladiatoren ausgebildet, zu Tausenden miteinander kämpfen mußten, und der Jubel und die Freude des Volkes darin bestand, ihre klaffenden Wunden, ihr Röcheln, ihr Hinsterben zu sehen. Das war der Arbeiterstand unter den Göttern Roms.

Ganz so stand es um den Arbeiterstand und die Arbeit bei allen anderen heidnischen Völkern, selbst bei unseren deutschen Vorfahren. Auch bei den Germanen war die Arbeit Sache der Sklaven. Auch unsere germanischen Voreltern verachteten die Arbeit. Ihre Arbeit war der Krieg, die Jagd und außerdem träge Ruhe oder Teilnahme am Spiele und Trinkgelagen. Merkwürdig ist es, daß selbst jene Arbeit, die bei den Römern noch im Anfange in besonderer Achtung stand, der Landbau, der später in allen germanischen Ländern eine so große Wichtigkeit erlangt und unserem Bauernstande, dem Mark des deutschen Volkes, das Dasein gegeben hat, dem heidnischen Germanen verächtlich war. Die Sklaven

und die Weiber mußten den Acker bebauen. Dagegen hatten die germanischen Sklaven, die zum Landbau verwendet wurden, eine vielfach bessere Stellung als die römischen.

Nur allein im Judenvolke war es anders, und schon hierin erkennen wir seine providentielle Stellung. Zwar bestand auch dort dem Namen nach eine gewisse Art der Sklaverei. Wie aber das Judentum selbst in der Mitte aller Völker als ein Zeugnis und Denkmal der göttlichen Erbarmungen dastand und wie mit dem Finger auf den Erlöser der Welt hinwies, der die geistige Sklaverei der Menschen und damit auch die leibliche aufheben sollte, so war auch in dem, den Erlöser vorbildenden Volke Gottes die Sklaverei bereits im Vorbilde aufgehoben und ihres heidnischen Charakters der Menschenverachtung und Grausamkeit entkleidet. Die jüdische Sklaverei steht einzig in der ganzen alten Welt da, wie auch der Begriff der Juden von der Arbeit. Der Jude arbeitete neben seinem Sklaven, er gewährte ihm die Sabbatruhe wie dem eigenen Volke und war verpflichtet, gewisse menschliche Rechte bei demselben anzuerkennen.

Von all diesen jammervollen Zuständen hat nun Christus die Welt befreit. Er hat nicht nur die Seelen der Menschen von den Fesseln der Sünde und der Lüge erlöst; er hat auch zugleich dem ganzen Arbeiterstande ein neues und menschliches Dasein auf Erden gegeben. Die erhabene Wahrheit der Heiligen Schrift: „Gott erschuf den Menschen nach seinem Bilde; nach seinem Bilde und Gleichnisse erschuf er ihn," war im Heidentum so tief in der Erniedrigung, dem Jammer und Elend des größten Teiles aller Menschen, der Sklaven, begraben, daß die letzte Erinnerung daran geschwunden schien. Christus

hat sie wieder allen Menschen, auch dem ärmsten und elendesten Knechte, verkündet. Er hat mit göttlicher Macht die Sklavenketten, die so fest geschmiedet waren, daß man sie für Naturgesetze hielt, mit denen der Mensch geboren werde, zerschlagen, so daß sie überall anfingen, sich von den gefesselten Menschengliedern zu lösen. Aber noch wunderbarer, als diese Befreiung selbst, ist die Art und Weise, wie dies geschehen ist. Der tiefsinnige Möhler bemerkt so wahr, daß das vielleicht die wunderbarste Tat des Christentums sei, daß bei Aufhebung der Sklaverei von christlichen Sklaven nicht ein einziger Versuch gemacht worden ist, die Freiheit gewalttätig zu erlangen. Die Kirchengeschichte erwähnt nicht eines Falles, wo durch die Lehren des Christentums die Sklaven mit Aufruhr und Gewalt die Ketten der Knechtschaft gesprengt oder gar ihre Herren ermordet hätten. Schon der Apostel Paulus zeigt uns an einem Beispiele, mitten aus dem Leben gegriffen, wie das Christentum diese Frage zu lösen habe. Der Sklave Onesimus war seinem Herrn entflohen, kam nach Rom und wurde dort Christ. Der heilige Paulus schickte ihn nun zwar seinem Herrn zurück, aber das Begleitungsschreiben an Philemon ist so abgefaßt, daß es zugleich als der antizipierte Freiheitsbrief für alle Sklaven in der christlichen Weltordnung angesehen werden kann. Wenn die Christen die Sklaven so behandeln sollten, wie es hier der heilige Paulus von Philemon verlangt, dann mußte die Sklaverei bald und zwar ein friedliches Ende nehmen. „Wenn du mich also für einen Mitgenossen hältst," schreibt der große Apostel, „so nimm ihn auf wie mich; nicht mehr als Sklaven, sondern an der Stelle des Sklaven, einen vielgeliebten Bruder, der

mir vorzüglich lieb ist, wie viel mehr aber dir" (17, 16). Und das waren keine vergeblichen Worte: „In der Zuversicht auf deine Folgsamkeit", so konnte der heilige Paulus sagen, „habe ich dir geschrieben, denn ich weiß, daß du mehr tun wirst, als ich sage." Dieses Mehr haben auch die Christen im großen und ganzen geleistet; sie behandelten die Sklaven nicht bloß als Brüder in Christo, sondern haben nach und nach allen die Freiheit geschenkt. So hat Christus die Sklaverei durch die Verkündigung ewiger Wahrheiten überwunden. Wie der Körper, der innerlich gesundet, nach und nach auch die äußeren Zeichen der Krankheit, die Beulen und den Aussatz auf der Haut, verliert, so ist es mit allen Verhältnissen des Menschengeschlechtes und der Wirkung des Christentums in ihnen. Es ist ein von Gott in die Menschheit hineingelegter geistiger, göttlicher Sauerteig, der nach und nach die ganze Masse mit seiner göttlichen, erlösenden Kraft durchsäuert. Es heilt die Menschen von innen heraus, weil auch alle äußeren unseligen Zustände im Innern ihren Grund haben; es heilt zuerst die Seele, weil die Seele der Sitz aller äußeren Krankheiten ist, die die Menschen an sich tragen. So lösten sich allmählich im Laufe der Jahrhunderte die Ketten der Sklaverei durch einen inneren, wunderbaren, geistigen Prozeß. Im Mittelalter war er in allen christlichen Ländern fast vollendet. Von da an sehen wir an der Stelle der Sklaven des Heidentums den christlichen Arbeiterstand, den christlichen Gewerbestand heranwachsen und zugleich die Wertschätzung der Arbeit sich so gänzlich umgestalten, daß das, was den Heiden eine Schande war, bei den Christen eine Quelle der Tugend und der Ehre wird.

Wenn aber die Geschichte die Wahrheit unserer

ganzen Ausführung beweist, daß nur Christus und das Christentum dem Arbeiterstand geholfen haben, und daß deshalb auch in Zukunft nur mit Hilfe dieser göttlichen Kraft die Arbeiterfrage gelöst werden kann, so muß ich noch eine Zweideutigkeit beseitigen, die in diesen Worten liegen kann. Man möchte es jetzt mit Christus machen, wie die Römer es mit den Göttern machten. In Rom war ein großer Tempel, das Pantheon, d. h. für alle Götter, und in diesem Tempel wurden auch die Götter jener Völker aufgenommen, die die Römer nach und nach ihrer Weltherrschaft unterworfen hatten. So erlangten diese Götzen der unterworfenen Völker die hohe Ehre, in die Gemeinschaft der Götter Roms aufgenommen zu werden, und dadurch erst den wahren Götteradel zu empfangen. Die falsche Aufklärung baut jetzt auch an einem solchen Pantheon, und dort soll Christus unter den Göttern aller Völker seinen Platz haben. Man will ihn ehren, aber unter der Bedingung, daß man ihn neben die Götter Griechenlands und neben die Götter Roms, neben Zoroaster, Confucius, Sakya-Muni und Sokrates und die Götzen und falschen Propheten unserer Tage stellen darf. In diesem Sinne redet man von Christus und vom Christentum. Alle Weisen der Welt sollen seinesgleichen sein. Wenn wir Christen uns dies gefallen lassen, so will man uns gestatten, ihn für den Weisesten unter den Weisen zu halten. Das ist die große Lüge der Gegenwart, die an der Christenheit geübt werden soll. Unter diesem Schafspelz soll der Wolf ins Christenvolk eindringen. Jede Lüge wird jetzt behängt mit dem Worte christlich und Christentum. Man hat ein Mittel gefunden, dieses heilige Wort in jedem beliebigen Sinne zu gebrauchen. Seitdem das Christentum in die Welt eingetreten ist, hat es viele Feinde

gehabt, und für die Reinheit seiner Lehre, für seine Einrichtungen, für seine Gesetze und Sakramente einen Kampf bis auf das Blut gekämpft; in dem modernen heuchlerischen Wortsinne kann es keinen Gegner des Christentums mehr geben; jeder Irrlehrer und jeder Prediger eines neuen Wahnes hat das Recht, sich für einen wahren Christen auszugeben; selbst jene Henkersknechte, die Christum gekreuzigt haben, können in diesem Sinne behaupten, Christen, Christenfreunde und Christenverehrer gewesen zu sein. Das ist der große Betrug, der jetzt am Volke und auch am Arbeiterstande geübt wird. Die Welt ist voll von jenen Menschen, die Christum geistigerweise kreuzigen; und wenn jene, die an Christus glauben, gegen sie auftreten, so antworten sie ihnen, daß eben sie die wahren Vertreter des wahren und echten Christentums seien. Das ist unsere wahrhaft unglückselige Lage, das ist die beklagenswerteste Anfeindung, die das Christentum je erlitten hat. Wenn die Namen so vieler bekannt wären, die unter dem Worte Christus die christliche Kirche anfeinden, so würden wir eine große Schar Juden und eine ebenso große Schar frecher Gottesleugner finden, die sich für die wahren Vertreter des Christentums täglich dem Volke anpreisen. Wenn ich daher in dieser Schrift von den Segnungen des Christentums für die Arbeiter geredet habe, so hatte ich nur jenes wahre Christentum im Auge, das da auf den Glauben an die Gottheit Christi gegründet ist, das von ihm seine göttliche Kraft und seine göttliche Weihe, das in dieser Kraft die Welt umgestaltet hat. Jenes Allerwelts-Christentum ist ein Truggebilde, das weder die alte Sklaverei gebrochen hat, noch imstande ist, in der Zukunft den Arbeiter vor gefühlloser Macht der Selbstsucht zu bewahren. Hätten die ersten Christen Christus in das Pantheon

aufstellen lassen, so wären sie nicht blutig verfolgt worden; man hätte sie im römischen Reiche geduldet wie die Diener aller anderen Nationalgötter. Vom ersten Augenblicke an ist das Christentum mit dem Anspruch aufgetreten, die allein wahre Religion zu sein, und diesen Anspruch gründet es ganz und ausschließlich auf den Glauben an die Gottheit Jesu Christi. Für diese Wahrheit ist Christus selbst gestorben; für diesen Glauben haben die Christen den Haß der Welt auf sich geladen. Alle anderen, die sich für Christen ausgeben, gleichen den Henkern, die Christum kreuzigen, und bei dieser Tat das Gewand eines Jüngers des Herrn umhängen. Nur Jesus Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, kann auch in Zukunft dem Arbeiterstande helfen. Wenn der Glaube an ihn und an seinen Geist die Welt durchdringt, dann ist die Arbeiterfrage gelöst. Wenn dagegen der Glaube an ihn und an seine Gottheit aus der Welt verschwinden, wenn der Geist sich weiter verbreiten sollte, den die liberale Partei vertritt, dann werden alle großen Unternehmungen für den Arbeiterstand scheitern, der Arbeiterstand selbst aber wieder in jene Lage geraten, in der er sich befand, als die Götter des Pantheons über die Welt regierten. Möchte der Arbeiterstand das erkennen, möchte er sich von den Freunden abwenden, die ihm den Glauben an die Gottheit Jesu Christi rauben wollen. Das sind seine größten und gefährlichsten Feinde, das sind die ersten Sendlinge jenes Geistes, der für ihn Ketten schmiedet.

Dieser Gedanke, daß nur das Christentum, das in seiner Verbindung mit Christus, in dem, wie der Apostel sagt, die Fülle der Gottheit wohnt, übernatürliche und göttliche Kraft besitzt, dem Arbeiterstand helfen kann, würde mich, wie von selbst, zu dem anderen führen,

der den Gegenstand erst zum Abschluß brächte, daß nämlich nur die katholische Kirche die von Gott gesetzte Anstalt ist, die diesen wahren, vollen Christenglauben mit der Anbetung der Gottheit Jesu Christi und allen unermeßlichen Segnungen, die aus diesem Glauben über das ganze Menschengeschlecht sich ergießen, zu tragen und zu erhalten imstande ist. Alles aber, was ich bisher geschrieben habe, habe ich nicht nur an katholische Christen, sondern an alle gerichtet, die ein Herz für den Arbeiterstand haben und den Glauben an Christus, den Sohn Gottes, mit uns teilen. Ich müßte daher befürchten, durch diese Ausführung meinen Leserkreis zu beschränken. Ich verzichte deshalb darauf mit der schmerzlichen Erinnerung an die unseligen Folgen dieser Trennung und mit der Überzeugung, daß eben in dieser Trennung der Hauptgrund liegt, weshalb viele Fragen der Welt jetzt so schwer zu lösen sind. Die Arbeiterfrage ist eine von den vielen großen Fragen, von deren Lösung das Heil des Menschengeschlechtes abhängt. Ich zweifle nicht, daß sie leicht zu lösen wären, wenn die Spaltungen nicht vorhanden wären, welche die Christenheit trennen. Möge Gott uns wieder geben, was wir alle noch im apostolischen Glauben bekennen, wenn wir noch an allen Orten zusammen beten: „Ich glaube an eine heilige katholische Kirche."

Ich hätte noch schließlich den in dieser Schrift wiederholt berührten Gedanken näher begründen können, eine wie merkwürdige Ähnlichkeit in der Entwickelung der politischen und sozialen Verhältnisse in der Gegenwart, teils mit den politischen Zuständen des Heidentums, teils mit den Lehren des modernen Materialismus besteht; wie verderblich beide Systeme auf die

Stellung des Arbeiterstandes einwirken müßten, wenn sich diese Wechselwirkungen vollkommen entwickeln könnten; und wie daher auch deshalb weder ein allgemeiner und vager Humanismus, noch ein allgemeiner und vager Christianismus, sondern nur die positiven Glaubenslehren, Dogmen und realen Kräfte des Christentums, die übernatürlichen klaren Wahrheiten des Christentums dieser Entwicklung einen Damm entgegenzustellen vermögen. Alle Maßregeln der modernen liberalen Partei für den Arbeiterstand sind genau formuliert nach der materialistischen Lehre von Stoff, Stoffwechsel und mechanischer Stoffgesetze als Urgrund alles Seins, während alle politischen Bestrebungen des modernen Staates ganz genau formuliert sind nach der Idee des antiken Staates, der weder individuelle und korporative Freiheit und Selbständigkeit, noch persönliches Gewissen, noch persönliche Menschenwürde kannte, sondern lediglich den Wert des Menschen nach seiner politischen Stellung und nach seiner Teilnahme am Staatswesen und an der Staatsgewalt beurteilt. An der Hand dieser beiden Gedanken kann man alle Geheimnisse der modernen Volkswirtschaft wie des modernen fortschrittlichen Staates mit voller Sicherheit ergründen und sich wieder ein klares Bild davon machen, was alle unsere falschen liberalen Bestrebungen für den Arbeiterstand zuwege bringen würden. Ich verzichte aber auf die Ausführung, um nicht zu weitläufig zu werden, und begnüge mich damit, diese Gedanken bloß angedeutet zu haben.

Sozialcaritative Fürsorge der Kirche für die Arbeiterschaft.

Bischöfliches Referat für die Konferenz der hochwürdigsten Bischöfe Deutschlands zu Fulda im September 1869[1]).

Der vorliegende Gegenstand berührt die sog. soziale Frage, das schwierigste und wichtigste Problem der Gegenwart.

Es fragt sich:

1. Gilt diese Frage auch für Deutschland?
2. Kann und soll die Kirche hier helfen?
3. Welches sind die Heilmittel?
4. Wie kann die Kirche zur praktischen Einführung derselben beitragen?

I.

Gilt die soziale Frage auch für Deutschland? — Das Wesen der sozialen Frage besteht darin, daß

1. nach Beseitigung der Schranken, welche früher den selbständigen Handwerksmann in seinem Erwerbe schützten, durch Einführung des Freihandelsystems, der Gewerbefreiheit, der Freizügigkeit, durch Aufhebung der Wuchergesetze usw. das Kapital im Bunde mit der Maschine und dem Prinzip der Arbeitsteilung sowie den

---

1) Dieses Kettelersche Referat ist mit Ermächtigung des Vorsitzenden der Bischofskonferenz zuerst in den „Christlich-Sozialen Blättern" (Jahrg. 1869 Nr. 10) veröffentlicht worden.

leichten Transport- und Kommunikationsmitteln eine solche Übermacht erlangt hat, daß nicht bloß der Handwerker, sondern überhaupt der sog. kleine Mann im Geschäft, Handel und im Grundbesitz mit seiner bloßen Arbeitskraft auf die Dauer unmöglich die Konkurrenz mit der mehr und mehr zentralisierten Kapitalmacht[1]) zu ertragen vermag; daß er auf seine selbständige Stellung verzichten und als Stück-, Lohn- und Fabrikarbeiter, als Pächter und Taglöhner in ein abhängiges Verhältnis geraten; daß infolge dessen der Mittelstand, eine der Hauptstützen des Staates und der Kirche, nach und nach verschwinden[2]) und an dessen Stelle die der modernen Zeit eigentümliche Masse der besitz- und freudelosen, der unzufriedenen und lebensmüden Proletarier treten muß; daß

2. das Verhältnis des Arbeitgebers zum Arbeitnehmer nicht mehr nach sittlichen, die Menschenwürde respektierenden Gesetzen, nicht durch die wohlwollende Teilnahme christlicher Nächstenliebe geregelt ist, sondern lediglich nach den Gesetzen kaufmännischer Berechnung bestimmt wird, um bei der Produktion die größtmögliche Verminderung der Herstellungskosten zu erzielen und so siegreich mit andern Produzenten zu konkurrieren.

3. Diesem verkehrten Verhältnis entspringen eine Reihe materieller, physischer und moralischer Übelstände für den Arbeiter:

a) Der Lohn des Arbeiters richtet sich nicht nach seinen Verdiensten oder seinen wirklichen Bedürfnissen, sondern nach dem „ehernen ökonomischen Gesetz", welches unter der Herrschaft von Angebot und Nachfrage nach

---

1) Vgl. Schüren, „Zur Lösung der soz. Frage". Leipzig, 1860.

2) Vgl. Moufang, Die Handwerkerfrage. Mainz, 1864.

Arbeit, den durchschnittlichen Arbeitslohn immer auf den eben notwendigen Lebensunterhalt reduziert.

b) Der Arbeiter hat nicht einmal Garantie für die Fortdauer seines kummervollen Daseins. Bei Geschäftsstockungen, in Krankheitsfällen, bei Altersschwäche ist er ohne Verdienst, ein verlorener Mann.

c) Der Arbeiter hat — die seltensten Ausnahmen abgerechnet — keine Hoffnung, sich jemals aus seiner gedrückten Lage erheben zu können wie der selbständige Handwerker.

d) In dem Berufe des modernen Arbeiters ist nichts geeignet, ihn geistig und moralisch zu heben. Er arbeitet und müht sich ab nicht für sich, sondern für den Kapitalisten; unter dem Einfluß des materialistischen Geistes, welcher das moderne Industriewesen beherrscht, kommt er als Ware, als lebendige Maschine in Berechnung und fängt an, sich selbst mehr und mehr als Maschine zu fühlen; die lange Arbeitszeit, die Härte und die geisttötende Einförmigkeit der Beschäftigung macht ihn stumpfsinnig; die Hoffnungslosigkeit, seine Lage zu bessern, die Unsicherheit der Zukunft, die Hilflosigkeit in seiner isolierten Stellung rauben ihm allen männlichen Mut, alles Selbstvertrauen und erfüllen nach und nach sein Herz mit einer bis an Verzweiflung grenzenden Unzufriedenheit, mit Erbitterung und Haß gegen die höheren Stände, die sich des Genusses der Güter dieser Welt, welche seiner Hände Arbeit herbeischafft, im Überfluß erfreuen.

e) Das alles wird noch vermehrt durch das Elend seiner Lebensweise in Wohnung, Kleidung und Nahrung und führt zu unmäßigem Genuß geistiger Getränke, zur Untergrabung der Gesundheit, zu ungeregeltem Geschlechtsverkehr, zur Auflösung des Familienlebens, zur

Versunkenheit des weiblichen Geschlechtes, zur Vernachlässigung jeder Kindererziehung.

f) Für die Gnaden des Christentums, so lange sie nur auf dem Wege der gewöhnlichen Pastoration geboten werden, ist eine solche Arbeiterbevölkerung im großen und ganzen vollkommen unempfänglich und unzugänglich[1]). Es müssen zuerst Einrichtungen zur Humanisierung dieser verwilderten Massen geschaffen werden, bevor man an deren Christianisierung denken kann[2]).

Je größere Fortschritte ein Land in dem modernen Industriewesen gemacht hat, desto allgemeiner und schreiender treten diese Mißstände ein, so daß der Arbeiter rat- und hilfelos in Verhältnissen dahinlebt, welche des Menschen unwürdig sind und ihn samt Frau und Kind für Zeit und Ewigkeit ruinieren. So weit ist es gekommen, daß in dem Eldorado des Fortschrittes in der Industrie, daß in England neben kolossalem, von Jahr zu Jahr sich steigerndem Nationalreichtum, der Hungertod der Armen — eine in der Geschichte des Christentums unter ähnlichen Verhältnissen unerhörte Tatsache — eine ständige Rubrik in den Sterbelisten bildet.

Was nun speziell Deutschland betrifft, so haben die sozialen Übelstände wohl noch nirgends eine solche Höhe erreicht wie z. B. in England. Aber die Gefahr ist im Anzug, und es fehlt nicht an deutschen Fabrikbezirken, wo ähnliche Zustände bereits in der Entwicklung begriffen sind. Es ist aber gar nicht abzusehen, daß

---

1) In vielen katholischen Gegenden sind jedoch diese Zustände unter den Arbeitern teils noch gar nicht, teils nur in ihren Anfängen eingetreten. In anderen, namentlich in manchen großen Städten, sind sie auch bei uns vorhanden.

2) Huber, „Die latente Assoziation". Vgl. Marlo, „Organisation der Arbeit". I. S. 102 ff.

das moderne Industriesystem in naher Zukunft durch ein anderes, besseres ersetzt werde. Vielmehr muß auch in Deutschland die Zentralisation des Kapitals, der fabrikmäßige Großbetrieb auf allen Gebieten mehr und mehr voranschreiten und in gleichem Maße die Auflösung des Handwerkerstandes, des Kleingewerbes befördern und die Zahl der unselbständigen Arbeiter und der besitzlosen Masse vermehren. Wir dürfen und können nichts anderes erwarten, und keine irdische Macht ist imstande, dieser Entwicklung der Dinge Einhalt zu tun. Dieselben Ursachen müssen auch in Deutschland notwendig dieselben Wirkungen hervorbringen.

II.

Kann und soll die Kirche hier helfen? — Die Antwort auf diese Frage kann keinen Augenblick zweifelhaft sein. Wenn die Kirche hier nicht zu helfen vermag, dann muß man an einer friedlichen Lösung der sozialen Frage verzweifeln. „Wo finden wir eine neue Liebeskraft — daran liegt es doch hauptsächlich!" — so lautet, wie Huber[1]) erzählt, der „Schmerzensschrei" eines der tüchtigsten Führer der Rochdale-Pioniere. Sittliche Schäden und der Mangel sittlicher Heilkräfte bilden den tiefsten Grund der sozialen Frage, und darum kann das Christentum allein hier Hilfe schaffen, weil es die einzige Kraft auf Erden ist, welche bis in die Seele der Menschen dringt, sie zu heilen, die Masse des Volkes innerlich zu erneuern vermag.

Daß aber auf diesem Felde „ein spezifisch katholischer Beruf" liegt, erkennt selbst der Protestant Huber an, indem, wie er sagt, „auf katholischer Seite . . . die Mittel, namentlich der eigentlichen, aber im weitern

1) Die genossenschaftl. Selbsthilfe S. 36.

Sinne, kirchlichen Einwirkung durch die größere Vollständigkeit und praktische Zweckmäßigkeit des kirchlichen Organismus, die größere Anzahl kirchlicher Arbeiter im Weinberge, die massenhafte Organisation geistlicher und weltlicher Brüderschaften und großenteils auch durch das Verhältnis der geistlichen Arbeiter zum Volke sehr viel wirksamer sind oder doch sehr viel wirksamer gemacht werden könnten als die entsprechenden Momente auf evangelischer Seite[1])."

Die Kirche kann und soll hier helfen; alle ihre Interessen sind hiebei beteiligt. Freilich befaßt sie sich zunächst nicht mit dem Kapital und Industrie, sondern mit dem ewigen Seelenheile der Menschen durch Verkündung der christlichen Glaubenswahrheiten, durch Pflege christlicher Tugend und wahrer Nächstenliebe.

Aber gerade dieses von Christus ihr übertragene Amt kann sie an Millionen von Seelen nicht üben, wenn sie die soziale Frage ignorieren und ihr gegenüber sich auf die gewöhnliche hergebrachte Pastoration beschränken wollte. „In diesem — um nochmal Huber sprechen zu lassen — mit wenigen Ausnahmen, allgemein beharrlichen, ja verstockten Ignorieren dieser Dinge, wobei das leibliche und geistige Wohl von Millionen so tief beteiliget ist, denen nun einmal mit der christlichen und geistlichen Routine nicht beizukommen, sondern nur mit dem tatkräftigen Vorkampfe und der Vorarbeit christlicher Liebe und Bildung auch und vor allem auf diesem sozialen Gebiete, — in diesem Gebahren liegt eine größere Gefahr für die christliche Kirche und Welt, als in so vielen Punkten, um derentwillen sie sich in innerem Hader selbst aufreibt[2])."

---

1) Hist. pol. Blätter 1862. Bd. 49. S. 628f.
2) Huber, Die Rochdaler Pioniers. Vorwort.

Die Kirche muß hier helfen, denn die soziale Frage ist mit ihrem Lehr- und Hirtenamte unzertrennlich verbunden. Oder hat nicht

1. das Lehramt der Kirche auf den Konzilien sich wiederholt mit dem Mißbrauch des Kapitals beschäftiget und Wucher und Zins für die damaligen sozialen Verhältnisse aus dogmatischen Gründen verworfen[1])? Warum soll sich die Kirche nicht auch in der Gegenwart mit einem verwandten Gegenstande beschäftigen dürfen?

2. Die soziale Frage berührt das depositum fidei. Wenn es auch nicht evident sein sollte, daß das Prinzip der modernen Volkswirtschaftslehre, welche man treffend als den „Krieg aller gegen alle" charakterisierte, an sich mit dem Naturgesetz und mit den Lehren der christlichen Nächstenliebe in offenem Widerspruche sich befinde, so steht doch außer Zweifel, daß ein gewisser Grad der Entwicklung dieses Systems, welcher in einigen Ländern eine körperlich, geistig und moralisch krüppelhafte, den Gnaden des Christentums gänzlich unzugängliche Fabrikbevölkerung mit innerer Notwendigkeit herangezogen hat, mit der Würde des Menschen, geschweige denn des Christen, mit der von Gott gewollten Bestimmung der Güter dieser Welt zum Unterhalt des Menschengeschlechtes, mit der von Gott gewollten Fortpflanzung, Pflege und Erziehung der Menschen durch die Familie, und am meisten mit den Geboten der christlichen Nächstenliebe, welche nicht nur dem Handeln des einzelnen Menschen, sondern auch der Organisation des sozialen Lebens im großen und ganzen zur Richtschnur dienen müssen, allerdings in offenem Widerspruch steht

---

1) Einsichtige und wohlwollende Geschichtsforscher schenken dieser Tätigkeit mehr und mehr ihre volle Anerkennung. S. Geschichte der volkswirtschaftlichen Literatur im Mittelalter, von Dr. H. C. W. Contzen. S. 69 ff.

und verdient, aus dogmatischen Gründen verworfen zu werden.

Daß gewisse Grenzen einzuhalten sind, wenn nicht die freie Konkurrenz ein allgemeines „Sauve-qui-peut"[1]) werden soll, „ein Schlachtfeld, auf welchem die Kleinen von den Großen verschlungen werden", geben selbst die Staatsökonomen liberaler Richtung zu. So lehrt z. B. Roscher zu Leipzig: „Wie von jeder Freiheit, so gilt auch von der volkswirtschaftlichen, daß die Aufhebung des äußern Zwanges nur da haltbar und gemeinnützlich ist, wo eine strenge Selbstbeherrschung an die Stelle getreten[2])."

3. Ferner gehört es zum Amte der Kirche, der materialistischen Auffassung gegenüber, welche den Arbeiter nicht mehr als Menschen, sondern nur als Arbeitskraft, als Maschine, als Sache in Betracht zieht und egoistisch ausbeutet, den Arbeitgebern die Lehre des hl. Paulus einzuschärfen: Si quis autem suorum et maxime domesticorum curam non habet, fidem negavit et est infideli deterior. I. Tim. 5, 8[3]).

In dieser Beziehung stellt Lassalle selbst das Verhältnis des Sklaven zu seinem Herrn noch höher, da es immerhin ein menschliches war, und der Sklave als moralisches Wesen angesehen und demgemäß behandelt wurde.

4. Die Kirche muß hier in außerordentlicher Weise eintreten, wenn sie die von Christus übertragene Sendung zum Seelenheil der Menschen an einem großen

---

1) „Es rette sich, wer kann!"

2) System der Volkswirtschaft. Stuttgart 1861. I. S. 175.

3) Wenn aber jemand für die Seinigen, und besonders für die Hausgenossen nicht Sorge trägt, der hat den Glauben verleugnet und ist ärger als ein Ungläubiger.

Teile der Arbeitermassen üben will, und diese aus einer, der occasio proxima peccandi (der nächsten Gelegenheit zu sündigen) analogen Lage, in der sie sich befinden oder in die sie zu geraten drohen, und welche ihnen die Erfüllung der Christenpflichten moralisch unmöglich macht, mit aller Kraft zu befreien bestrebt sein.

5. Die Kirche muß ex caritate (aus Liebe) helfen, indem solche Arbeiter sich in der äußersten Not befinden, aus der sie sich selbst nicht herauszuwinden wissen. In einem solchen Falle ist Hilfeleistung eine strenge Pflicht, welche auf der Kirche um so mehr lastet, da sie nach dem Geständnisse selbst solcher, die ihr nicht angehören, hier im Grunde allein zu helfen vermag. Sie muß es aber tun aus der Fülle ihrer Liebesmacht, aus Barmherzigkeit. Sonst wird ihr der ungläubige Arbeiter zurufen: „Was helfen mir eure guten Lehren und eure Vertröstungen auf eine andere Welt, wenn ihr mich in dieser Welt mit Weib und Kind in Hunger und Not darben laßt. Ihr suchet nicht mein Wohl, ihr sucht etwas anderes[1])."

6. Die Kirche muß durch Lösung dieser für menschliche Kräfte allzu schweren Aufgabe, durch dieses größte Liebeswerk, dessen unser Jahrhundert bedarf, sich erweisen vor der Welt als die vom Sohne Gottes selbst gegründete Heilsanstalt, da seine Jünger nach seinem eigenen Worte an den Werken der Nächstenliebe offenbar werden sollen.

7. Endlich muß sich die Kirche um die Arbeiter annehmen, weil sie sonst überall in Hände von Parteien fallen, die sich um Christentum entweder gar nicht kümmern oder dasselbe befeinden (Schulze-Delitzsch, So-

---

1) Vgl. Katholik 1868 Bd. 20 S. 343, ferner G. Ratzinger, Geschichte der kirchlichen Armenpflege S. 413 f.

zialdemokratie), oder wenigstens außer der katholischen Kirche stehen.

III.

Welches sind die Heilmittel? — Hier könnte man vielleicht die Ansicht geltend machen, daß die Arbeiterfrage und deren Lösung noch allzu verworren und noch nicht soweit gereift sei, daß von seiten der Kirche schon jetzt die Sache in größerm Maßstab mit der gehörigen Ruhe und Sicherheit und mit Hoffnung auf guten Erfolg praktisch ergriffen werden könnte. — Eine solche Ansicht ist aber nicht richtig. Die Frage ist vollkommen reif. Das Vorhandensein oder die allmähliche Entwickelung der geschilderten Übelstände wird von allen Parteien zugegeben. Ebenso steht fest, daß keine Macht der Welt die Fortentwickelung der modernen Volkswirtschaft, das Umsichgreifen der zentralisierten Massenproduktion zu hindern vermag; es steht ferner fest, daß damit die immer größere Ausdehnung und Verbreitung der geschilderten Arbeiterübel gleichen Schritt hält, sofern nicht auf anderem Wege Rat und Hilfe geschaffen wird.

Da also das ganze System nicht umzustoßen ist, so kommt es darauf an, es zu mildern, für alle einzelnen schlimmen Folgen desselben die entsprechenden Heilmittel zu suchen und auch die Arbeiter, soweit möglich, an dem, was an dem Systeme gut ist, an dessen Segnungen Anteil nehmen zu lassen.

Wie das zu erreichen sei, steht freilich nicht fest, wenn man sich hiebei nach den theoretischen, großenteils unfruchtbaren Diskussionen gewisser politischer und Arbeiterparteien richten wollte; die Frage scheint aber im allgemeinen befriedigend, in einzelnen Fällen vollkommen gelöst, sofern man sich auf dem praktischen Gebiete umsieht und die Erfolge betrachtet, welche wohlwollende Fabrikbesitzer und christliche Männer durch

Beförderung oder Gründung von Vereinen und Anstalten zum Wohle ihrer Arbeiter erzielt haben. Namentlich hat Frankreich schon vielfach den Beweis geliefert, daß es möglich sei, die Übelstände des Fabrikwesens zu beseitigen, ohne die Interessen der Fabrikbesitzer zu schädigen. Was in dieser Hinsicht bereits im Elsaß geleistet wurde, ist wahrhaft staunenswert. Les Institutions privées du Haut-Rhin; notes remises au comité départemental pour l'exposition universelle de 1867 par A. Pennot geben hierüber höchst interessante Mitteilungen. Von noch größerem Interesse ist „der offizielle Bericht" des Preisgerichtes der Pariser Ausstellung von 1867, verfaßt von dem gegenwärtigen Ackerbau- und Handelsminister Alfred Le Roux, übersetzt von Dr. Steinbeis (Stuttgart 1868), über „die Pflege der Eintracht in Fabriken und Ortschaften und Sicherung des Wohlstandes, der Sittlichkeit und Intelligenz in den Arbeiterkreisen".

Wir sehen daraus, daß es christlich und edel denkenden Männern gelungen ist, die materielle Not des Arbeiterstandes zu heben, dessen physische Leiden und moralische Gebrechen zu beseitigen, Wohlstand, Bildung, Religion und Sittlichkeit, Zufriedenheit und die Segnungen eines christlichen Familienlebens unter der Fabrikbevölkerung zu verbreiten. Beständen allerorts ähnliche Anstalten, dann wäre die Arbeiterfrage im großen und ganzen gelöst.

Der Größe des Elendes und der Menge der Bedürfnisse dieses Standes entspricht eine ebenso lange Reihe der mannigfaltigsten Vorkehrungen und Institutionen. Das Preisgericht von Paris führt dieselben in folgender Ordnung auf[1]):

---

1) Siehe den angeführten offiziellen Bericht von Le Roux S. 205 ff.

I. Anstalten zur Fürsorge gegen Not und Verarmung.

1. Hilfskassen für Erkrankungen und Verwundungen mit Beisteuern der Arbeiter oder der Werkbesitzer. — In Aachen wurden im Jahre 1854 sechs solcher Kassenverbände gegründet, welche bereits einen Reservefond von 100 000 Taler besitzen. In Wesserling[1]) bestehen gleichfalls sechs Kassen. Die Ausgaben von 1864 betrugen 21 570 Franken, das Vermögen der Kassen am Schlusse des Jahres 106 187. Vier Kassen bewilligten auch Pensionen und zwar monatlich 140 Franken an 79 Greise oder Invaliden. Die Unterstützungskasse der belgischen Gesellschaft Vieille Montagne hat schon jetzt einen Reservefonds von 600 000 Franken. — 2. Hospitäler. Ein solches haben z. B. die Niederbronnerschwestern in Mülhausen für 60 bis 70 Fabrikmädchen eröffnet, die monatlich 12 bis 20 Franken zu zahlen haben[2]). — 3. Hilfeleistungen für Wöchnerinnen[3]). — 4. Sorge für die Neugebornen. — 5. Teilnahme an den Lebensversicherungsanstalten. — 6. Ruhegehalte. — 7. Pensionen an Witwen und Waisen. — 8. Leichenbestattungsvereine. — 9. Bäder und Waschanstalten. — 10. Konsum- und Kreditvereine. — 11. Einrichtung der Werkstätten nach Gesundheitsregeln usw.

II. Anstalten zur Beseitigung des Lasters.

1. Unterdrückung der Trunksucht. — Das Bergwerk zu Höganäs in Schweden sank wegen Vernachläs-

---

1) Pennot, Les Institut. pag. 59.

2) A. a. O. S. 47. Vgl. Le Roux S. 97 über die Anstalten des Herrn Karl Metz in Freiburg i. B.

3) Le Roux S. 86 ff.

sigung der Arbeiter so herab, daß die Gesellschaft, um den Betrieb nicht einstellen zu müssen, sich zu bedeutenden Opfern bereit erklärte, um den sittlichen Zustand des Arbeiterpersonals zu heben. Unter anderm herrschte auch die Trunksucht und in ihrem Gefolge die eingerostetsten Laster. Um dieses Übel anzugreifen, wurde ein Geistlicher in Anspruch genommen, der religiöse Sinn gehoben, und jetzt ist ein Beispiel von Trunksucht dort so selten, daß die Errichtung einer Mäßigkeitsgesellschaft als gegenstandslos bezeichnet werden konnte[1]). — 2. Entfernung oder Überwachung der Schenken. — 3. Maßregeln gegen das Konkubinat. In wenigen Jahren wurden in dem französischen Fabrikbezirke am Oberrhein, namentlich durch die Tätigkeit der Gesellschaft vom hl. Franz Regis 2000 Konkubinate aufgehoben und 4000 uneheliche Kinder legitimiert[2]). — 4. Beseitigung des blauen Montags. — 5. Gute Beispiele der Werkbesitzer. — 6. Gute Disziplin der Werkstätten. Dadurch und durch Pflege religiösen Sinnes ist es Herrn Mame zu Tours gelungen, 530 Arbeiterinnen in seiner Druckerei zu beschäftigen, von welchen im Laufe eines Jahres kaum eine oder zwei in ihrer Aufführung etwas zu wünschen übrig ließen, was eine disziplinarische Maßregel erfordert hätte[3]). — 7. Moralische Umwandlung einzelner besonders verdorbener Persönlichkeiten[4]).

III. Anstalten zur Hebung des intellektuellen und moralischen Zustandes des Arbeiters.

1. Sorgfalt für Religionsunterricht und Gottes-

---

1) Le Roux S. 74 ff. — 2) Pennot S. 93.

3) Le Roux S. 66. Ebenso ist die Sittlichkeit der in der Fabrik des Baron von Diergardt in Viersen beschäftigten Mädchen musterhaft. Le Roux S. 24.

4) Siehe Le Roux S. 24.

dienst. Erbauung von Bethäusern. Für das Arbeiterpersonal der Bleistiftfabrik zu Stein bei Nürnberg wurde eine eigene Pfarrei gegründet. Der Bau der Kirche belief sich auf 118 000 Franken[1]). — 2. Errichtung von Schulen, Lehrwerkstätten, Bibliotheken, Lehrsälen usw. usw. Für diese Zwecke, welche die Grundlage der Reorganisation des Arbeiterstandes bilden, sind in den von dem Preisgerichte angeführten Fabrikbezirken Hunderttausende ausgegeben und die besten Resultate erzielt worden. So z. B. beschäftigt die Fabrik zu Zornhoff (Niederrhein) 1000 Arbeiter, welche eine Bevölkerung von 4000 Menschen repräsentieren, die sich, dank der Bemühungen des Besitzers Goldenberg, durch ihre Sittlichkeit und Religiosität auszeichnet. Trotz der Nähe der Stadt und der häufigen Verbindungen mit derselben kommen fast nie uneheliche Geburten vor[2]).

IV. Auf die Verbesserung der Lage der Arbeiter abzielende Organisation der Arbeit und der Löhnung.

1. Arbeit in Akkord. — 2. Prämien. — Krupp in Essen hat bereits für treu geleistete Dienste 200 Prämien an seine Arbeiter verteilt, die sich zusammen auf 512 500 Franken belaufen[3]). — 3. Systeme von Arbeitsvergebungen, durch die der Arbeiter gewissermaßen zur Stellung des Meisters vorrückt. — 4. Erhöhung der Löhne mit der Dauer des Dienstes. — 5. Beteiligung des Arbeiters an dem Gewinn[4]).

---

1) Le Roux S. 93.
2) Le Roux S. 59.
3) Le Roux S. 83.
4) Vgl. das Industrial-Partnershipsystem, Augsburg 1868, welches System W. Bochert, Besitzer eines großen Messingwerkes in Berlin, auf deutschen Boden verpflanzte.

V. Unterstützungen, um den Arbeiter seßhaft zu machen.

1. Geldvorschüsse zur Erwerbung einer Wohnung[1]), zur Erwerbung von Grundstücken, Stallvieh. — In Mülhausen (Oberrhein) haben die Fabrikbesitzer — Dollfus an der Spitze — ein freundliches Arbeiterstädtchen erbaut von 800 Häusern, jedes mit einem kleinen Garten versehen, wovon im Jahre 1867 bereits 684 an die Arbeiter verkauft waren. Die Regierung bewilligte zu dem großen Unternehmen, welches auch anderwärts mit dem besten Erfolge nachgeahmt wurde, eine Unterstützung von 300 000 Franken[2]). — 2. Lieferung der Nahrungsmittel zu ermäßigten Preisen. — 3. Opfer zur Vermeidung von Arbeitseinstellung usw.

VI. Angewöhnung an Sparsamkeit.

1. Ersparniskassen. — 2. Größe der Einlagen usw.

VII. Eintracht zwischen dem Arbeiterpersonal.

1. Vermeidung der Arbeitseinstellungen. — Derartige Störungen pflegen in Fabriken, wo für die Arbeiter gesorgt wird, gar nie vorzukommen. — 2. Fortsetzung des Betriebs bei politischen Unruhen. — Während der Unruhen von 1848 und mitten unter der Aufregung, die in der Gegend von Viersen herrschte, votierten die Arbeiter des schon genannten Herrn von Diergardt ihm Dank- und Ergebenheitsadressen[3]).

VIII. Permanenz guter Beziehungen.

1. Traditionelle Anhänglichkeit der Arbeiter an

---

1) Vgl. „Der Arbeiterfreund" von Brämer, 2. Jahrgang 1864: „über Baugenossenschaften" S. 182—228.

2) Pennot, Les Cités ouvrières du Haut-Rhin und Instit. privées pag. 39. seq.

3) Le Roux S. 23, vgl. S. 102.

das sie beschäftigende Werk. — 2. Persönliche Beziehungen zwischen dem Werkbesitzer und den Arbeitern.

In dieser Beziehung könnten die rühmlichsten Züge angeführt werden. Dank der Fürsorge des Grafen von Laderel erweist die Arbeiterbevölkerung von tausend Personen an seiner Borsäurefabrik zu Larderello in Toskana seit Begründung dieser Industrie, mithin seit 50 Jahren, ohne je eine Spur von Widerspenstigkeit zu zeigen, ihrem Fabrikherrn die herzlichste Anhänglichkeit. Diese wohlhabenden und glücklichen Familien, fährt Le Roux in seinem Berichte S. 72 fort, diese sittlich erzogene und unterrichtete Bevölkerung fühlt sich gewissermaßen mit ihrer industriellen Anstalt verschmolzen[1]).

IX. Verbindung landwirtschaftlicher und industrieller Arbeiten.

1. Gleichzeitige Beschäftigung der in den Fabriken Angestellten mit Anbau der ihnen samt Wohnung vermieteten oder verkauften Gärten oder eigener Grundstücke. — 2. Verbindung eines größern landwirtschaftlichen Gutes mit dem industriellen Etablissement und dessen Betrieb von dem Besitzer oder seinen Arbeitern.

Dadurch werden die Familienbande gestärkt, Frau und Kinder an den eigenen Herd gefesselt, die Gesundheit wird gefördert, der Verdienstlosigkeit bei industriellen Krisen einigermaßen entgegengearbeitet. Ein solches System haben unter andern die Gebrüder Stumm zu Neunkirchen bei Saarbrücken organisiert[2]).

X. Sorgfalt für die Unverdorbenheit der Mädchen.

1. Nichtverwendung der Mädchen in den Fabriken,

---

1) Vgl. Le Roux S. 95.
2) Le Roux S. 88.

selbst zum Nachteil der Industrie. — Mehrere Etablissements haben diesen Grundsatz adoptiert. — 2. Absonderung der Arbeitslokale. — 3. Strenge und erfolgreiche Überwachung. — 4. Besondere Speisesäle. — 5. Nichtvorkommen von illegitimen Geburten u. dgl.

XI. Rücksichten auf die Pflichten der Hausfrau.

1. Belassung der Hausfrau in ihrer Haushaltung. — 2. Verwilligung von Hausarbeit durch den Werkbesitzer u. a.

Der Schutz der Familie, wie sie nach Gottes Einrichtung sein soll, muß überall an erster Stelle berücksichtiget werden. Ohne die Segnungen des Familienlebens ist die Rettung des Arbeiterstandes nicht möglich. Das hat niemand beredter dargestellt als Julius Simon: „Die Arbeiterin", übersetzt von Dr. Fr. Neßler, Zürich 1862, namentlich Teil IV: „Rettung durch die Familie".

Wir fügen diesen Rubriken noch bei

XII. die Tätigkeit der Staatsgesetzgebung zum Schutz der Arbeiter.

1. Verbot vorzeitiger Beschäftigung der Kinder in den Fabriken; 2. Beschränkung der Arbeitszeit der in Fabriken beschäftigten Kinder im Interesse ihrer körperlichen und geistigen Ausbildung; 3. Trennung der Geschlechter in den Arbeitslokalen; 4. Schließung gesundheitsschädlicher Arbeitslokale; 5. Regulierung der Arbeitszeit (Stundengesetz); 6. Sonntagsruhe; 7. Leistung von Entschädigungen an die Arbeiter, welche ohne eigene Schuld in den Etablissements zeitweise oder für immer arbeitsunfähig wurden; 8. gesetzliche Sicherstellung und Beförderung der gemeinnützlichen Arbeitergenossenschaften (Gesetz für den norddeutschen Bund betr. die privatrechtliche Stellung der Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften vom 4. Juli 1868). 9. Staatskontrolle

über die Ausführung der Arbeitergesetzgebung durch Ernennung offizieller Fabrikinspektoren[1]).

Das sind in kurzen Umrissen die Anstalten und Mittel, welche, wie die Erfahrung beweist, die Nachteile des Industrialismus aufheben oder verringern und das Wohl des Arbeiters wirklich befördern. Sobald dieses System von Vereinigungen und Anstalten je nach den lokalen Bedürfnissen allgemeine Verbreitung gefunden, wird auch die soziale Frage gelöst sein.

IV.

Wie kann die Kirche zur immer größeren Verbreitung solcher Arbeitervereine und Anstalten tätig sein?

1. Es kann nicht der Beruf der Kirche sein, dieselben direkt und von Amts wegen selbst zu gründen und zu leiten; wohl aber kann sie dieselben durch wohlwollende Teilnahme, durch Aufmunterung und Anerkennung, durch Unterricht und geistliche Mithilfe in hohem Grade fördern.

2. Die Kirche muß das Interesse für den Arbeiterstand vornehmlich beim Klerus wecken. Vielfach interessiert sich derselbe weniger, weil er von der wirklichen Existenz und Größe und von der drohenden Gefahr der sozialen Übelstände nicht überzeugt ist, das Wesen und die Ausdehnung der sozialen Frage nicht durchschaut und über die Hilfsmittel im unklaren ist.

Die Arbeiterfrage darf daher bei der Ausbildung

---

1) Wie vieles der Staat in dieser Hinsicht zu leisten vermag, zeigt die Darstellung der fortschreitenden Entwickelung der englischen Arbeitergesetzgebung von 1832—1866 von Ludlow und L. Jones: „Die arbeitenden Klassen Englands". Übersetzt von Holtzendorff, Berlin 1868.

des Klerus in der Philosophie[1]), in der Pastoral nicht mehr übergangen werden.

Es wäre höchst wünschenswert, daß einzelne Geistliche zum Studium der Nationalökonomie veranlaßt und mit Reisestipendien versehen würden, um einesteils die Arbeiterbedürfnisse und anderenteils die Hilfsanstalten, namentlich in Frankreich, wo, wie es scheint, die Bedeutung des religiösen und sittlichen Momentes mehr als anderswo gewürdigt wird, aus eigener Anschauung kennen zu lernen.

3. Bei Anstellung von Geistlichen in Fabrikorten ist auf dessen Willen und Befähigung, sich um das Wohl der Arbeiter zu kümmern, besondere Rücksicht zu nehmen.

4. Den größten Erfolg dürfte man sich wohl von dem Wirken eines Mannes versprechen, der sich zur Lebensaufgabe machte, für die Arbeiter das zu sein, was der selige Kolping für die Gesellen gewesen.

Derselbe müßte Muße haben, um die Arbeiterfrage gründlich zu studieren, die betreffende Literatur genau kennen, Deutschland, Frankreich und England besuchen, um die Lage des Arbeiterstandes und die durch Erfahrung bewährten Schutzmittel selbst prüfen zu können. Mit diesen Kenntnissen und mit großer Liebe für den Arbeiterstand und standhafter Geduld ausgerüstet müßte er zuerst in seinem eigenen Wohnorte für Gründung wohltätiger Arbeitergenossenschaften tätig sein, dann die Fabrikbezirke Deutschlands besuchen, sich mit den Ortsgeistlichen, wohlgesinnten Fabrikbesitzern ins Benehmen setzen und in öffentlichen Vorträgen auftreten als Apostel des Friedens zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, um den feindlichen Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit

---

1) Vgl. Stöckls Lehrbuch der Philosophie. Zweite Auflage. II. Abt. § 197 f.

auszugleichen. Er müßte die Lage der Dinge ohne Leidenschaft, aber wahrheitsgemäß schildern, Arbeiter und Werkbesitzer in aller Liebe über ihre Rechte und Pflichten aufklären, sich dabei, ohne Voreingenommenheit für Personen und Systeme, vor allen Behauptungen hüten, die noch Streitfragen sind, vielmehr nur vorlegen und empfehlen, was sicher, evident, praktisch bewährt, den lokalen Verhältnissen angemessen ist; er müßte endlich die Kenntnis der wohltätigen Schöpfungen, welche in und außer Deutschland für die Arbeiter ins Leben gerufen wurden, und die erzielten Resultate durch Wort und Schrift verbreiten, fort und fort zur Gründung ähnlicher Institutionen anregen und deren praktische Einrichtung durch seinen Rat und seine Erfahrung nach Kräften erleichtern, ohne jedoch die Leitung und Verantwortung auf sich zu nehmen, wodurch er in seiner allgemeinen Mission nur gehemmt werden müßte. Seine Hauptaufgabe würde darin bestehen, die Arbeiter wahrhaft aufzuklären und mit männlichem Mute, mit Gottvertrauen zu erfüllen und anderntheils viele wohlgesinnte, christliche Herzen für die Sache der Arbeiter zu interessieren und zum Handeln zu vereinigen.

Eine solche Mission, den Händen des rechten Mannes anvertraut, würde sicher von dem größten Segen begleitet sein.

Soll man es aber dem Zufall überlassen, ob jemand aus eigener Initiative eine solche Mission an sich reißt? Wohl nicht — man würde wahrscheinlich vergebens zuwarten. Eine solche Mission kann nicht nebenher geübt und deshalb auch nicht dem Zufall überlassen werden: sie erfordert die ganze Tätigkeit eines tüchtigen Mannes, und gerade die Tüchtigsten, welche ohnehin genug sich zu beschäftigen wissen, pflegen sich nicht vorzudrängen.

Eher ist Hoffnung, daß die eine oder andere hiezu geeignete Persönlichkeit sich finde und durch die Umstände ausgebildet werde, wenn vom deutschen Episkopate ein Anstoß zur Beteiligung an der Lösung der Arbeiterfrage gegeben wird.

Es wäre wohl kaum ersprießlich, sofort einen kirchlichen Organismus für ganz Deutschland ins Leben zu rufen; man müßte vielmehr befürchten, daß dem künstlich geschaffenen Organismus die innere Lebenskraft mangelte. Auch ist die Lösung der Arbeiterfrage vielfach lokaler Natur, indem die Notstände und Bedürfnisse und die Art und Weise, Abhilfe zu schaffen, je nach den lokalen Verhältnissen nicht wenig wechseln. Es ist daher keine so große Zentralisation nötig, wie bei dem Gesellenverein. Endlich ist zu bemerken, daß, wenn Kolping seinen Gesellenverein zwar eng an die Kirche angeschlossen wissen wollte, dennoch aber eine kirchliche Organisation in Form einer kanonischen Konfraternitas nicht für zuträglich hielt, gleichartige Rücksichten noch mehr bei Arbeiterorganisationen zu nehmen sind.

5. Dagegen scheint es keinem Bedenken zu unterliegen, sondern vielmehr in hohem Grade wünschenswert zu sein, daß ohne weitern Verzug für jede Diözese die eine oder andere geeignete Persönlichkeit geistlichen oder weltlichen Standes bezeichnet und beauftragt werde, sich um die Arbeiterfrage zu interessieren, eine Statistik der Fabriken und der Fabrikarbeiter in der betreffenden Diözese zu entwerfen, sich über deren Lage in physischer, intellektueller, moralischer, religiöser Hinsicht, sowie über die zum Wohl der Arbeiter und zur Verbesserung ihrer Zustände geschaffenen Anstalten und Einrichtungen zu informieren; daß eine Zusammenkunft dieser Diözesandeputierten entweder für einzelne Länder oder für ganz Deutschland veranlaßt werde, auf der jeder über seine

Diözese referiert und eine gemeinschaftliche Beratung über die Mittel und Wege zur Lösung der Arbeiterfrage gepflogen wird.

6. Namentlich müßte auch die Presse benützt werden, um das Interesse für die Lösung der Arbeiterfrage in christlichem Sinne allenthalben zu wecken. Die in Aachen erscheinenden „Christlich-sozialen Blätter“ könnten zu diesem Zwecke als Organ dienen.

7. Ebenso würden die jährlichen Versammlungen aller katholischen Vereine Deutschlands, z. B. die nächste in der Fabrikstadt Düsseldorf, geeigneten Anlaß bieten, um dasselbe Interesse in immer weitern Kreisen anzuregen.

Den 26. Juli 1869.

Christentum und Sozialdemokratie.

Die Frage: „Kann ein katholischer Arbeiter Mitglied der sozialistischen Arbeiterpartei sein?“ tritt jetzt bei der Ausdehnung dieser Partei an jeden einzelnen katholischen Arbeiter heran. Wo immer er sich hinwendet und Arbeit findet, wirbt man um seine Teilnahme. Er muß sich also eine Antwort geben können, wenn er als gewissenhafter und vernünftiger Mann handeln will. Aber nicht nur der Arbeiter, auch jeder unserer Zeitgenossen, welcher an den wichtigsten Zeitereignissen Anteil nimmt, soll über diese Frage sich vollkommen klar sein. Zur Lösung derselben soll diese Schrift einen Beitrag liefern.

Ich fühle mich aber um so mehr zu ihrer Besprechung aufgefordert und fast verpflichtet, weil seit meiner ersten verwandten Schrift „Die Arbeiterfrage und das Christentum“ (Mainz Kirchheim 1863) die Arbeiterbewegung eine vielfach andere geworden ist. Durch die Verschmelzung der beiden damals bestehenden Parteien der deutschen Arbeiter, in Gotha am 25. Mai 1875, unter dem Namen der „sozialistischen Arbeiterpartei“, und auf Grund eines einheitlichen Programmes, haben die früheren Verbindungen nicht nur an innerer Kraft und Einheit zugenommen, sondern auch ihren Charakter vielfach wesentlich verändert. Aus einer Bewegung, welche vorwiegend Deutschland im Auge hatte und national war, ist eine entstanden, welche sich auf die Arbeiter aller Länder erstreckt und international ist;

aus einer Bewegung, welche hauptsächlich eine Reihe praktischer Forderungen für die Verbesserung des Arbeiterstandes im Auge hatte, ist eine entstanden, welche als Hauptziel eine Umgestaltung aller gesellschaftichen Verhältnisse bezüglich des Erwerbes und der Verteilung der Güter dieser Welt, die sogenannte „sozialistische Gesellschaft" anstrebt, während die praktischen Ziele fast ganz in den Hintergrund treten. Was ich daher in jener Schrift sagte, reicht zur Beurteilung der jetzigen Zustände nicht aus, und es wäre sogar falsch, wenn man alles damals Gesagte ohne weiteres auf diese anwenden wollte.

Um aber die Frage beantworten zu können, ob ein katholischer Arbeiter sich der sozialistischen Arbeiterpartei anschließen kann, müssen wir die Bestrebungen, die Endziele dieser Partei kennen. Von ihnen hängt es selbstverständlich ab, ob wir mit ihnen gehen können oder nicht. Jeder Arbeiter, ja jeder vernünftige Mensch in unserer Zeit muß wissen, was die sozialistische Arbeiterpartei, was die großen Volksmassen, die ihr angehören, wollen. Hierüber Wahrheit zu verbreiten ist daher die eigentliche Aufgabe dieser Schrift. Nichts ist beklagenswerter als die große Unwissenheit über diese Bestrebungen.

Um sie aber zugleich mit Rücksicht auf ihre Berechtigung, auf ihr Verhältnis zum katholischen Glauben zu behandeln, so teile ich sie in drei Klassen[1]): in

1) An anderer Stelle hat Ketteler Plan und Einteilung der Schrift in folgender Weise formuliert:

„Kann ein katholischer Mann sich den Bestrebungen der sozialdemokratischen Partei anschließen? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir diese Bestrebungen in drei Klassen teilen:
1. in solche, die berechtigt sind;

solche, die ohne Zweifel berechtigt sind; in solche, die teils berechtigt, teils unberechtigt sind; in solche, die unberechtigt, ja sogar schlecht und verwerflich sind.

Ich bitte aber, nie zu vergessen, daß ich bei meiner Untersuchung mich nur an gläubige Christen wende. Nur für sie, nicht für Namenskatholiken und Ungläubige, schreibe ich diese Zeilen. Wer nicht mehr den festen Boden des Christentums unter seinen Füßen hat, ist unbelehrbar und wird zu seinem Verderben von den Tagesmeinungen sein Leben lang hin und her getrieben, ein unglückliches Opfer jeder Versuchung.

I. Die berechtigten Forderungen der deutschen Arbeiter.

Das erwähnte Programm der „sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands" vom 8. Mai 1875 behandelt die unmittelbar praktischen Forderungen der deutschen Arbeiter im *letzten* und *kürzesten* Teil des Programms und stellt dieselben unter der Ueberschrift: „Die sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands fordert *innerhalb der heutigen Gesellschaft*" in 8 Punkten zusammen.

Die Worte „innerhalb der heutigen Gesellschaft" sind ebenso wie die Stellung dieser Forderungen am Ende des Programms bezeichnend. Sie deuten an, daß diese Forderungen in den Augen der Verfasser des Programmes nicht Hauptsache, sondern Nebensache sind; daß sie nur für die übergangszeit bis zur Verwirklichung der neuen Geschäftsformen des sozialistischen Staates Bedeutung haben; daß dagegen diese selbst, wie sie in einigen Grundzügen im Eingange des Pro-

---

2. in solche, die ihrer Berechtigung nach sehr zweifelhaft, ihren Resultaten nach aber gewiß illusorisch sind;
3. in solche, die ganz verwerflich und absolut verderblich sind."

grammes enthalten sind, das eigentliche Ziel der sozialistischen Arbeiterpartei ist.

Das muß zur richtigen Beurteilung der sozialistischen Bewegung in ihren jetzigen Tendenzen wohl berücksichtigt werden.

Eine notwendige Folge davon ist, daß diese greifbaren, unmittelbar praktischen und durchführbaren Forderungen der Arbeiter nicht nur in der ganzen sozialistischen Agitation unserer Tage mehr wie früher zurücktreten, sondern auch im Programm selbst den letzten Platz und eine oberflächliche und ungenügende Formulierung gefunden haben.

*Die Arbeiterfrage, die einen so tiefen berechtigten Kern in sich trägt, läuft dadurch Gefahr, in schwindelige, revolutionäre Agitationen hineingezogen zu werden. Sie läuft dadurch Gefahr, eine Gegenbewegung hervorzurufen, welche das Kind mit dem Bade ausschüttet und auch die berechtigten Forderungen unberücksichtigt läßt. Sie setzt auch dadurch die Arbeiter der Gefahr aus, von ihren Führern hintergangen zu werden. Wenn wir vertraulich alle Arbeiter einzeln fragen würden, was sie zur Besserung ihrer Lage fordern, so würde man nicht jene nebelige Umgestaltung der Gesellschaft als Antwort erhalten, sondern praktische Forderungen, wie sie einigermaßen in den obigen Nummern enthalten sind. Das würde um so gewisser der Fall sein, da mit ihnen die Agitation allein unter die Arbeiter geworfen worden ist, und da sie auch bei allen Reden vor dem Volke die Hauptsache bilden, während sie im Programm nur ein verächtliches Anhängsel bilden. Das Volk versteht auch unter der Arbeiterbewegung hauptsächlich die Geltendmachung jener praktischen Forderungen. Je mehr aber die Leiter auf ganz andere Ziele hinausstreben, um so mehr kommt die

Arbeiterwelt in Gefahr, nicht nur von ihnen mißbraucht zu werden, sondern auch [die Befriedigung ihrer berechtigten unmittelbar praktischen Forderungen vereitelt zu sehen.] *1)

Je größern Wert wir daher auf diese letztern legen, desto weniger können wir sie nach dem sozialistischen Programme behandeln. Wir müssen ihnen vielmehr eine weitere Ausdehnung geben, wo dann die unter den mitgeteilten 8 Punkten enthaltenen Forderungen von selbst auch ihren Platz finden werden.

Die durchaus berechtigten Forderungen der deutschen Arbeiter teilen wir in drei Klassen, nämlich in das Bestreben:

1. nach einer zweckmäßigen Organisation des Arbeiterstandes;

2. nach einer billigen Unterstützung der Arbeiterverbindungen durch den Staat;

3. nach einem gesetzlichen Schutz der Arbeit und des Arbeiterstandes gegen Unterdrückung jeglicher Art.

* * *

I. Die Organisation des Arbeiterstandes.

In der Auflösung aller natürlichen Verbindungen in der so zahlreichen Arbeiterbevölkerung liegt ein Hauptgrund der schwierigen Lage derselben in fast allen zivilisierten Ländern. In einer zweckmäßigen Wiederherstellung derselben liegt das Hauptmittel der Verbesserung ihrer Lage.

In der Auffindung der rechten Verfassung für

---

1) Die durch * gekennzeichneten Abschnitte sind aus einer zweiten Redaktion desselben Teiles der Schrift hier eingeschoben, da sie durchaus hieher gehören. Im übrigen ist der ersten Redaktion als der kürzern, vollständigern und interessanteren der Vorzug gegeben.

den gesamten Arbeiterstand liegt der Kern der Arbeiterfrage, wie in dem Auffinden der rechten Verfassung für alle andern natürlichen Klassen der Bevölkerung der Kern aller politischen Fragen der Gegenwart liegt.

Die Auflösung aller alten Verbindungen innerhalb der natürlichen Klassen der Bevölkerung hat von da an begonnen, wo der Staat die einzige Verbindung sein wollte und mit Eifersucht auf alle andern innerhalb seines Gebietes hinblickte. Diese absolutistische Richtung des Staates hat mit dem absolutistischen Königtum begonnen und hat sich seitdem in der französischen Revolution und in allen andern Regierungen bis auf den heutigen Tag fortgesetzt. Die Formen waren verschieden, die Grundsätze immer dieselben: der Staat alles. Der moderne Sozialismus ist ein echtes Kind derselben Mutter, wie wir später sehen werden. Sein Arbeiterstaat kennt auch keine natürliche Gliederung der Volksklassen, sondern nur eine Verbindung in der Form des Arbeiterstaates. Er ist daher im Grunde nicht sozial, sondern antisozial, d. h. er verbindet die Menschen nicht untereinander, wie ihre Natur es fordert, in einer großen Mannigfaltigkeit von Verbindungen, sondern in der einen allgemeinen Staatsverbindung. Das ist aber eine Verbindung, die nicht verbindet; ebensowenig wie man die Erzeugnisse der Natur verbinden würde, wenn man ihre natürliche Individualität zerstören würde, um sie alle in eine Form zu stecken. Man würde sie nicht verbinden, sondern ihre Verbindung zerstören. So geht es auch mit dem Menschengeschlechte. Es bedarf ebenso einer Individualisierung, um wahrhaft und gesund zu leben, wie die Natur, und so wenig wie alle Naturerzeugnisse sich eine Uniform gefallen ließen, so wenig kann das

Menschengeschlecht die eine Uniform der staatlichen Verbindung ertragen. Die Individualitäten im Menschengeschlechte bedeuten aber die verschiedenen Klassen, in die sich nach einer innern natürlichen Anlage in der Natur der Dinge, die offenbar von Gott kommt, die Dinge selbst in verschiedene Gruppen verteilen.

Dieser Auffassungsprozeß aller natürlichen Verbindungsgruppen durch die staatliche Verbindung ist nun, abgesehen vom sozialistischen Arbeiterstaat, in dem noch eine gewisse weitere Entwicklung dieser verderblichen Grundrichtung läge, zu einem gewissen Abschluß gebracht durch den Liberalismus unserer Tage. Er nennt sich den Liberalismus, der den Kinderschuhen entwachsen ist, oder „Nationalliberalismus". Wir würden ihn den „Geldliberalismus" oder auch den „jüdischen Liberalismus" nennen, da nichts mehr den massenhaften Gelderwerb und die Konzentration der ganzen Geldmacht der Welt in wenigen Händen befördert als diese Auflösung aller gesellschaftlichen Organisation der Bevölkerung eines Landes. Im Jahre 1863 stellte der Liberalismus seine letzten Forderungen, um tabula rasa zu machen: volle Freizügigkeit usw., und das Programm ist durch die Dampfkraft, welche die Gesetzgebungsmaschine treibt, fix und fertig. Selbst die letzten Verbindungen, die Heimatsgemeinde und die Familiengemeinde, sind, soweit sie vom Gesetze erreichbar sind, zerstört. Auch hier hat der sozialistische Staat bezüglich der Auflösung der Ehe nur noch einen kleinen weitern Fortschritt über das bereits vom Liberalismus bewirkte Maß in Aussicht genommen. Der Staat hat jetzt ein Aussehen, wie es die Natur haben würde, wenn man Bohnen, Klee, Weizen usw. zerstoßen und sie alle in einen einzigen Sack stecken würde. Alle angeblichen Organisationen von Provinzen usw. sind gewiß gutgemeinte

aber lediglich scheinbare, ohne individuelles Leben, worauf die wahre Individualität beruht.

Kein Stand hat aber mehr durch diese Auflösung aller natürlichen Verbindungen gelitten als der Arbeiterstand. Kein Stand hat das mehr nötig, was die Verbindung dem Menschen seiner menschlichen Natur nach gewähren soll, nämlich Hilfe und Schutz. Durch die Hilfe und den Schutz, den die Verbindung dem Menschen gewährt, kann er seine volle Persönlichkeit entwickeln. Ohne dieselbe hat er nicht den vollen Gebrauch der Kräfte und Fähigkeiten, die in seiner Persönlichkeit liegen. Der Mensch ohne die natürliche Verbindung ist ein in seiner Persönlichkeit verkümmerter Mensch. In den andern Ständen wird aber die Entbehrung der rechten Verbindung des Menschen mit dem Menschen durch andere Mittel einigermaßen ersetzt. Das geschieht namentlich durch eine bevorzugte Stellung in der Gesellschaft und durch Vermögens- und Geldbesitz. Der Besitz von Vermögen gewährt nach allen Seiten und Beziehungen hin eine ganz privilegierte Stellung unter den Mitmenschen, deren Einfluß ganz unberechenbar ist. Wer Geld hat, hat in dem Geld Schutz und Hilfe. Der Mensch dagegen, der kein Geld und keine hervorragende Stellung hat, findet Schutz und Hilfe nur in der Mithilfe, die er in einer bestimmten Lebensstellung von seinen Mitmenschen, die sich in ähnlicher Lebensstellung befinden und mit ihm in lebenskräftiger dauernder Verbindung stehen, empfängt. Der Staatsverband allein gewährt ihm diesen Schutz und diese Hilfe für die Bedürfnisse aller Art, die das tägliche Leben fordert, in keiner Weise. Aus diesem isolierten Zustande sind dann alle die materiellen Übelstände in der Lage des Arbeiterstandes hervorgegangen, die wir in der Gegenwart in wachsender Progression vor uns sehen. Daraus ist hervorgegangen

dieses trostlose Gesetz, auf dem die Ernährung des größten Teils des Volkes beruht, welches die Arbeit zur Ware macht, deren Preis sich durch Angebot und Nachfrage bestimmt; daraus ist hervorgegangen diese Gesinnung der Menschen gegeneinander, welche sich bereits daran gewöhnt haben, nach diesem materiellen Gebot ihr gegenseitiges Verhältnis aufzufassen; daraus diese herumziehenden Volksmassen ohne Heimat und Heimatsliebe; daraus dieser Zustand der Arbeiterfamilien, die bezüglich ihrer Existenzfähigkeit auf lauter täglich wechselnde Verhältnisse angewiesen sind; daraus endlich diese fast gänzliche Trost- und Hilflosigkeit in Zeiten der Verarmung und der Unglücksfälle. Daraus, als neueste Frucht der liberalen Gesetze, diese herumziehenden armen Menschen, die, verlockt durch dieselben, ihre Heimat verlassen, dort, wo sie hinziehen, in ihren Hoffnungen getäuscht sind und nicht mehr in ihre Heimat zurückkehren können usw.; daraus auch die Gefahr, in dem Gefühle der eigenen Hilflosigkeit sich jeder Bewegung, die den Schein der Hilfe hat, anzuschließen und jedem Toren oder Verführer in die Arme zu fallen.

Das ist ein entsetzlicher, ein verzweiflungsvoller Zustand, welchen Revolution und Liberalismus hervorgerufen; und eine ganze Reihe von Forderungen, welche ihm gegenüber die soziale Partei geltend macht, um ihm abzuhelfen, ist so berechtigt, daß, solange sie nicht befriedigt sind, das arbeitende Volk nie zur Ruhe kommen kann und die Gefahr gewaltsamer Explosion so gewiß fortbesteht wie die Explosion eines Kessels, in dem der Dampf zusammengepreßt wird.

Das ist also die große Aufgabe: Verbindungen überall, namentlich aber für den gesamten Arbeiterstand, und zwar auf Grund einer entsprechenden Verfassung,

wieder zu errichten, wie sie die Natur, wie sie Gott gewollt.

Das ist aber eine schwere Aufgabe.

Ich fürchte daher, daß unsere Zeit nicht imstande ist, sie zu lösen. Sie wird sich wohl darauf beschränken müssen, einige Bausteine für eine spätere Zeit für diesen Zweck zusammenzutragen.

Es ist leichter niederreißen als aufbauen. Im Niederreißen haben die letzten Jahrhunderte die höchste Meisterschaft bewährt; im Aufbauen haben sie sich dagegen als ebenso ohnmächtig erwiesen.

Als Grundbedingung für jeden Versuch, dem Arbeiderstande seine natürliche Verbindung wiederzugeben, scheinen mir aber, wenn er wirklich Erfolg haben soll, folgende Gesichtspunkte maßgebend sich zu zeigen:

1. Die Verbindungen, welche erstrebt werden, müssen naturwüchsig sein.

So sind die alten Verfassungen der Handwerker und Gesellen entstanden. Sie sind aus der Natur der Dinge, aus dem Charakter des Volkes und aus seinem Glauben herausgewachsen. Da die Zünfte in einer Zeit entstanden sind, wo römisches Recht und römische Institutionen noch keinen Einfluß auf das deutsche Volksleben übten, so haben sie auch gar keine Verbindung mit den römischen Handwerkerbündnissen. Dagegen hat die Kirche mit ihrer Wahrheit und Gnade, welche so ganz darauf hingerichtet sind, den Menschen für alle denkbaren guten Werke fest und kräftig zu verbinden, den größten Einfluß darauf geübt.

Wie groß in unserer Zeit, die auf der einen Seite alles Historische bis auf den Grund zerstört und aus der Menschheit eine tabula rasa macht, und auf der andern Seiten die konfusesten doktrinären Eintagssysteme in der Volkswirtschaft durchzuführen sich bemüht, die Schwierig-

keit ist, etwas Naturwüchsiges zu pflanzen, liegt zutage. Dennoch hängt hiervon jeder Erfolg ab, um aus unsern elenden Arbeiterverhältnissen herauszukommen.

2. Die Verbindungen müssen wieder Verbindungen zu wirtschaftlichen Zwecken und nicht für politische Treibereien und Träumereien sein.

Auch das ist schwer in unserer Zeit. Die von aller Politik entferntesten Dinge werden jetzt in politische degeneriert, und nicht in politische in einem höhern, edleren Sinne, sondern in politische, wo lediglich Politik im Rahmen der beschränktesten Partei-Schablone getrieben wird. Aus dieser Schablone hält sich der Mensch der Neuzeit schwer heraus; er fällt immer wieder mit allen seinen Gedanken und Empfindungen in sie zurück.

Zwar haben die Sozialisten einen kräftigen Anlauf genommen, sich aus dem unendlich beschränkten Kreis politischer Phrasen, worin der Liberalismus uns gebannt hat, zu emanzipieren und diesen paar auswendig gelernten politischen Schlagwörtern wirkliche Volksinteressen entgegenzustellen.

Wie wenig [aber] dies Bestreben ihnen geglückt ist, beweist ihre Feindschaft gegen die Religion. Diese [Feindschaft] gehört ganz zum Inventar des bornierten Liberalismus, und zwar zu seinem politischen Inventar, obwohl es religiöse Dinge zu sein scheinen.

Es müssen Verbindungen für wirtschaftliche Interessen, nicht für die Interessen des halben Dutzend liberaler politischer leerer Phrasen sein, auf die sich das ganze Interesse unserer Zeitgenossen konzentriert.

3. Sie müssen wieder einen sittlichen Boden mit dem Bewußtsein der Standesehre, Standespflicht, Standessitte haben.

Das ist die andere Wirkung der Zerstörung aller Verbindungen im Arbeiterstande. Die eine ist, daß sie

Menschenarbeit zum Handelsobjekt, das durch Angebot und Nachfrage versteigert wird, gemacht hat; die andere, daß sie die Standesehre, Standessitte, Standespflicht zerstört hat. In einer festen Verbindung bildet sich eine Ehre und Sitte mit gegenseitiger Verantwortung. Die Ehre und die Unehre des einzelnen wird Ehre und Unehre des Ganzen. Diese Vorstellung ist eine der wichtigsten sittlichen Vorstellungen in der Menschheit. Der Betrug, die schlechte Arbeit, die Ehrlosigkeit des einzelnen zieht die ganze Korporation in Mitleidenschaft. Sie kontrolliert deshalb den einzelnen, duldet nicht den Betrug usw. des einzelnen. Das ist ein Halt. Das alles ist jetzt verloren. Der einzelne handelt [jetzt] nurmehr auf *seine* Verantwortung.

Jede wahre Verbindung muß Standesehre, Standespflicht usw. haben.

4. Sie müssen *alle* Standesgenossen einschließen.

5. Sie müssen endlich *Selbstverwaltung* und *Kontrolle* im rechten Verhältnis verbinden.

Das sind die notwendigsten Vorbedingungen zu einer Reorganisation des Arbeiterstandes. Solange der Geist des Liberalismus herrscht mit seiner Feindschaft gegen die Kirche, gegen die Anstalt, wo die großen sittlichen Kräfte der Menschheit ihre Nahrung finden, wird sie nie glücken. Wenn dagegen Kirche und Staat sich freundlich gegen einander stellen und unterstützen würden, so würde das Gelingen kaum zweifelhaft sein.

Wir müssen hier auch noch die bisherigen Bestrebungen, Vereinigungen für die Arbeiter ins Leben zu rufen, kurz erwähnen.

Die sogenannten *Produktiv-Genossenschaften* und *Partner-Genossenschaften* haben als einzelne Unternehmungen, die Lage der Arbeiter zu verbessern und ihnen nicht nur Lohn, sondern

Geschäftsanteil zuzuwenden, ihren Wert. Die Erfolge (waren) leider bisher nur gering. Aber selbst wenn die Erfolge besser wären, so würden sie nur einem kleinen Teil der Arbeiter helfen können.

Die sogenannten Schulze-Delitzsch-Vereine haben neben aller Gefahr auch ihren Nutzen, aber soviel steht schon jetzt fest, daß sie in keiner Weise imstande sind, die Gesamtlage des Arbeiterstandes wesentlich zu bessern.

In den Gewerkschaften liegt dagegen wirklich ein Kern, der wenigstens den Weg zeigt, auf dem eine allgemeine Organisation erstrebt werden könnte. Ob es möglich ist, sie in wahre Wirtschaftsgenossenschaften zu verwandeln und sie ihres politisch-revolutionären [??] Charakters zu entledigen, steht dahin. Eine bleibende, in ihnen liegende Wahrheit ist es aber, daß eine Organisation des Arbeiterstandes sich anschließen muß an die Verschiedenheit ihrer Beschäftigungen. Im gegebenen Fall, daß die alten Grenzen gefallen und jetzt dafür neue (sich gebildet hätten), so würde genügen, wenn jeder Arbeiter verpflichtet wäre, sich einem Gewerke anzuschließen, das in seine Arbeit eingreift[1]).

Über diese Gewerkschaften an Ort und Stelle müßten dann nach demselben Vorbild auch Kreis-Gewerkschaften gestellt werden. In den Einzelverbänden stehen

---

1) Gegen diese Gewerkschaften notiert Ketteler allerdings auch vier Bedenken, von denen nur das erste mit Sicherheit zu entziffern ist: „Ein Bedenken, daß sie einen sozialistischen Beigeschmack haben. Ein anderes, wenn sie als allgemeine Staatspflicht angesehen würden (?) ꝛc. . . .“ — Bei diesem ganzen Abschnitt über die Gewerkschaften ist die Schrift so unleserlich, daß die richtige Entzifferung der einzelnen Worte nicht verbürgt werden kann. Der Gedankengang dürfte jedoch so ziemlich getroffen sein.

die Gewerke allein, in den Kreisverbänden alle Gewerke zusammen.

Eine Gefahr ist hierbei nur die, daß diese großen Verbände Werkzeuge revolutionärer Bewegungen werden könnten. Wenn aber ihre Leiter auf den Kreis beschränkt wären und jede Politik verboten wäre, so würde dies nicht eintreten.

Das also das erste Gebiet, auf dem der Staat tätig sein muß: Organisation.

2. „Billige Unterstützung der Arbeiter-Verbindungen durch den Staat."

[Zu Punkt 2 und 3 dieses I. Teiles — 2. Staatshilfe; 3. Staatsschutz — finden sich nur die folgenden fragmentarischen Beistift-Notizen in kaum zu entziffernder Schrift. Trotz ihrer Dürftigkeit und der Unsicherheit ihrer Enträtselung an mehreren Stellen gehören sie notwendig hierher.]

Zu diesen Forderungen rechne ich nun:

1. Alles, was sie notwendig vereinigt zu einem Stand, oder zu jenem Stande, der hervorgeht aus dem industriellen Arbeiterstand.

2. Wohlwollende Unterstützung seitens des Staates nach billigen und wirtschaftlichen Grundsätzen, nicht nach augenblicklichen Gelüsten.

Zwei Gegensätze zu vermeiden:

Den Staat verpflichten wollen, alle Arbeiter zu unterstützen, wäre verkehrt; den Staat verpflichten, wie er jetzt Prinzipien [?] unterstützt, welche nachteilig [?] usw., ist (berechtigt).

3. Den industriellen Arbeiterstand schützen vor Ausbeutung, Prellerei, Mißhandlung, Tyrannei.

4. Verbot der Frauenarbeit, damit er Familie hat: der Mann ein Weib, das Kind eine Mutter.

5. Verbot der Kinderarbeit.

6. Sonntagsruhe.

7. Unterdrückung der Ausbeutung . . . .

II. Bestrebungen, die teils berechtigt, teils unberechtigt sind[1]).

[Zu diesem ganzen II. Teile findet sich nur der folgende Gedanke kurz angedeutet:]

„Das (= der Mangel an Organisation, die Isoliertheit) ist die eine Seite der trostlosen Existenz des Arbeiters. Die andere ist die Entwertung der Arbeit, welche mit dem vorigen zusammenhängt. Der Wert der Arbeit wird in dieser Lage durch eine Art Versteigerung und Vergabung an den Mindestbietenden bestimmt. Das ist aber nicht der wirkliche Wert der Arbeit; der steht viel höher. — (Ausführung.)

Diese Lage ist um so schlimmer, da der Arbeiter kein anderes Vermögen hat als die Arbeit. Wenn nun diese Arbeit so tief herabgedrückt ist, so ist seine ganze materielle Existenz auf dieses Niveau herabgedrückt.

Die sogenannte Arbeiter-Partei will den Wert der Arbeit wieder zur Geltung bringen. Dieser ist im höchsten Grade verkannt in der jetzigen Lage der Menschen. Sie strebt aber nach diesem berechtigten Ziele auf ganz verkehrtem Wege. Sie kann auch den rechten Weg, die Arbeit bei der Güterverteilung zur Geltung zu bringen, nicht finden, weil sie das Wesen der Arbeit nicht kennt.

Si quis non vult operari, nec manducet (2. Thess. 3, 1). Hier ist die Arbeit als der rechtmäßige Titel bezeichnet, um an der Befriedigung der Lebensbedürfnisse Teil zu nehmen.

---

1) Nach der zweiten Redaktion waren nur noch zwei Hauptteile beibehalten: 1. berechtigte, 2. unberechtigte Bestrebungen der Arbeiter. Hier wird die Dreiteilung der ersten Redaktion festgehalten.

III. Bestrebungen, die höchst bedenklich sind:

Die sogenannte Arbeiter-Partei entfernt sich aber leider von diesen praktischen wohlberechtigten Unternehmungen und wendet sich Systemen zu, deren Durchführung in weiten Fernen liegt; deren Durchführung nur möglich ist, wenn die jetzige ganze Produktionsweise auf den Kopf gestellt wird; deren Durchführung nur durch einen unerbittlichen blutigen Kampf möglich ist; deren Resultat endlich nicht nur höchst zweifelhaft ist, sondern vielmehr die wichtigsten Gründe der Verderblichkeit für sich hat.

Die sogenannte Arbeiter-Partei beschäftigt sich mit jenen praktischen, nützlichen Bestrebungen namentlich immer auf ihren Agitations-Versammlungen (um nämlich das Interesse des gewöhnlichen Arbeiters rege zu erhalten). Denn die Masse der Arbeiter denkt nur an jene praktischen Forderungen. Die Leiter der sog. Arbeiter-Partei treiben ihren gewissen Spott damit und beschäftigen sich (für ihre Person) mit diesen Utopien, von denen die Masse nichts versteht.

Sie beschädigen dadurch die wahren Interessen des Arbeiterstandes auf das allertiefste.

Worin besteht nun dieses System?

Bei dieser Darstellung erstrebe ich Gemeinverständlichkeit, damit auch das Volk mich verstehen kann. Ich finde es beklagenswert, daß so viele Führer der sozialen Partei dieses Kapitel in einer ganz unverständlichen Sprache behandeln, so daß man kaum weiß, ob sie sich selbst verstehen, aber gewiß sein kann, daß der größte Teil des Volkes sie nicht versteht.

Grundprinzip: Die Güter teilen sich in solche, die für den Genuß bestimmt sind, und in solche, die nicht selbst verbraucht und genossen werden, sondern als Mittel dienen, um jene Güter für den Genuß zu gewinnen.

Zu jenen gehören z. B. die Nahrungsmittel, die Wohnungsstätte; zu diesen das Kapital, der Grund und Boden, die Fabrik, die Transportmittel usw. Jene nennt man Genußmittel, diese Produktionsmittel. Die Arbeit allein schafft wahre Güter, d. h. Gebrauchsgüter, die Arbeit allein gewährt daher wahres Eigentum.

Das Grundprinzip des jetzigen Sozialismus besteht nun in folgendem: Nur an den Gütern, die für den Genuß bestimmt sind, darf noch Privateigentum fortbestehen. Alle Güter dagegen, welche die Mittel enthalten, um jene Genußmittel zu erzeugen, sind gemeinschaftliches Eigentum des Staates. (Über die Frage, ob dieses Eigentum das Kollektiveigentum der Staaten in ihrer jetzigen Einrichtung werden könne, [oder] in größerer Ausdehnung sein solle, besteht keine volle Klarheit. Für die Sache ist es einerlei, denn wenn wir auch vom Staat als Eigentümer reden, so gilt dasselbe von den andern.)

Nur der Staat ist also Produzent der Verbrauchsgüter. Die Arbeitsleistung eines jeden einzelnen bestimmt aber den Anteil, welchen jeder an dem Erträgnisse der gemeinsamen Arbeit aller hat. Keiner bekommt also Lohn, sondern jeder nur seinen Anteil nach Maßgabe seiner Arbeit. Ob die Arbeit in Handarbeit besteht oder in anderer, welche der Gesellschaft einen Nutzen gewährt z. B. die der Richter, der Beamten, Lehrer usw., bleibt sich gleich. Die jetzigen Besitzer der Kapitalien, Grundstücke usw. erhalten Genußgüter.

Wohin wird nun dieses System führen?

1. Alle Eigentümer an Grund und Boden müßten ihrem Eigentum entsagen und erhielten dafür Genußmittel oder Anweisung auf dieselben. . . .

(Hier bricht das Manuskript ab. — Der interessante und grundsätzlich wichtige Entwurf wird hier mit Erlaubnis des Kirchheimschen Verlags wiedergegeben in der Fassung des 3. Bandes des Pfülfschen Werkes, S. 293—302.)

Die Arbeiterbewegung und ihr Streben im Verhältnis zu Religion und Sittlichkeit.

Eine Ansprache, gehalten auf der Liebfrauen-Heide bei Offenbach am 25. Juli 1869.

Nachdem ich über vierzehn Tage unter euch, liebe Bewohner dieser Maingegend, verweilt, habe ich euch zu einer großen Versammlung noch einmal hieher eingeladen. Namentlich habe ich euch Arbeiter gebeten, heute hier zu erscheinen. Es ist ein lieblicher und heiliger Ort. Er liegt im Mittelpunkte eurer Gemeinden, tief in der Einsamkeit des Waldes. Hieher sind eure Voreltern in allen ihren ernsten Lebensangelegenheiten gegangen, um Trost, Kraft und Hilfe zu finden. Die neuerbaute Kapelle mit dem schönen Altare, auf dem das alte Gnadenbild der schmerzhaften Gottesmutter nunmehr angebracht ist, beweist, daß ihr diesen Ort nicht weniger liebt als eure guten Voreltern. Ich danke euch, daß ihr meiner Einladung so zahlreich gefolgt seid. Ich sehe einen großen Teil der zahlreichen Arbeiterbevölkerung dieser Fabrikgegend vor mir und mit ihr die Glieder ihrer Familien. Es ist mir eine große Freude, euch noch einmal vor meinem Abschiede alle vereinigt zu sehen.

Wenn ich aber insbesondere euch Arbeiter hieher eingeladen habe, so hatte ich dazu vielfachen Grund. Ihr bildet den größten Teil der Gesamtbevölkerung dieser Gegend. Entweder sind eure Dörfer vielfach in

Fabriken umgewandelt, oder ihr ziehet in großer Zahl nach den Fabrikstädten, die in eurer Nähe liegen. Ich nehme daher auch den innigsten und wärmsten Anteil an allem, was eure Wohlfahrt betrifft. Dazu treibt mich schon die innige Liebe, welche ich zu euch allen habe, und die durch die Reihe von Jahren, seitdem ich euer Bischof bin und euch kenne und euch besuche, nur immer mehr gewachsen ist. Dazu treibt mich aber insbesondere der Gedanke, daß ich in eurer Mitte die Stelle dessen vertrete, der selbst ein Arbeiter, des Zimmermanns Sohn sein wollte, um sich der Menschen in ihrer Not zu erbarmen. Die Mutter dieses göttlichen Zimmermannskindes, deren Bild wir hier verehren, die mit ihrer mütterlichen Liebe den Arbeitern und Arbeiterinnen in allen ihren Anliegen so nahe steht, wird es daher gewiß billigen, wenn ich in dieser Stunde das, was man die Arbeiterfrage nennt, in Beziehung zur Religion bespreche.

Der Gesichtspunkt, unter dem ich den Gegenstand behandeln will, stellt sich mir von selbst dar. Der Arbeiterstand, namentlich der Fabrikarbeiterstand ist in unseren Tagen von einer Bewegung ergriffen, die immer stärker wird. Ihr aber steht mitten in dieser Bewegung. Auf der einen Seite seid ihr treue Kinder der katholischen Kirche. Das habe ich auch jetzt wieder, wie schon so oft, mit unbeschreiblicher Rührung und Freude wahrgenommen, als ich mich in euren verschiedenen Gemeinden aufhielt. Weder die Erntezeit noch der Lohn in den Fabriken, auf den ihr verzichten mußtet, hat euch abgehalten, an allen Festlichkeiten euch zu beteiligen. Auf der anderen Seite könnt ihr diesen Bewegungen gegenüber nicht gleichgültig bleiben. Da tritt also die Frage an jeden katholischen Arbeiter, an jeden von euch heran: Was ist an allen diesen Bewegungen,

die durch den ganzen Arbeiterstand in Europa, ja über Europa hinaus, gehen, berechtigt, was ist an ihnen unberechtigt, was gefährlich? In wieweit kann ich mich an denselben als Christ, als Katholik, ohne meine Religion und mein Gewissen zu verletzen, beteiligen, in wieweit nicht? Vor welchen Gefahren habe ich mich zu hüten? Darüber muß ein gewissenhafter katholischer Arbeiter mit sich vollkommen im reinen sein. Diese Fragen will ich nun so kurz wie möglich, aber mit vollkommener Offenheit, euch beantworten; mit jener rücksichtslosen Offenheit, welche die Wahrheit fordert und die allein würdig und dem Verhältnisse, in dem ich als Vertreter dessen, der die Wahrheit selbst ist, zu euch stehe, entsprechend ist. Ihr werdet aus dieser Erörterung zugleich sehen, daß, was an den Arbeiterbewegungen unserer Tage gut und berechtigt ist, nur in der innigsten Verbindung mit der Religion und Sittlichkeit erreicht werden kann. Ohne Religion, ohne Sittlichkeit bleiben alle Bemühungen für die Hebung und Besserung der Lage der Arbeiter ohne Erfolg. Diese Einsicht ist aber von der höchsten Wichtigkeit.

Gehen wir nun zum einzelnen über. Ich werde zuerst die Hauptbestrebung der Arbeiter und die Forderungen, welche sie geltend machen, ins Auge fassen, dann ihr Verhältnis zur Religion und Sittlichkeit nachweisen und endlich auf einige Gefahren aufmerksam machen.

Die Grundrichtung, welche der ganzen Bewegung im Arbeiterstande ihre Bedeutung gibt und ihr eigentliches Wesen ausmacht, ist auf Verbindung, auf Vereinigung der Arbeiter gerichtet, um so mit vereinter Kraft die Interessen der Arbeiter geltend zu machen.

Diese Richtung der Arbeiter ist nun in Folge der volkswirtschaftlichen Grundsätze, die seit der französischen

Revolution zur Geltung gekommen sind und in allen Staaten die unbedingte Herrschaft mehr und mehr erlangt haben, eine wahre Naturnotwendigkeit geworden, und die Religion hat daher gegen diese Bestrebungen an sich nichts zu erinnern; sie kann sie nur segnen, ihnen zum Heil des Arbeiterstandes Erfolg wünschen und sie unterstützen. Die unbedingte Freiheit auf allen Gebieten der Volkswirtschaft — das kann niemand leugnen, selbst der nicht, welcher sie für notwendig hält und die Überzeugung hegt, daß sie in ihrem letzten Erfolge heilsam ist —, diese unbedingte Freiheit hat zunächst den Arbeiterstand in eine ganz verzweiflungsvolle Lage gebracht. Durch Auflösung aller alten Verbindungen wurde der Arbeiter gänzlich isoliert und lediglich auf sich angewiesen. Jeder Arbeiter stand mit seiner Arbeitskraft, die sein ganzes Vermögen ausmacht, allein da. Ihm gegenüber aber stand die Geldmacht, welche in demselben Maße dem Arbeiter gefährlich wird, wie ihr Inhaber ohne Gewissen, ohne Religion ist und sie daher nur zur Befriedigung des Egoismus benutzt. Die Grundsätze der modernen Volkswirtschaft hatten die entgegengesetzte Wirkung bezüglich der Menschenkraft in dem Arbeiter und der Geldmacht des Kapitalisten. Der Arbeiter mit seiner Kraft wurde, wie ich vorher sagte, isoliert, die Geldmacht dagegen wurde zentralisiert. Der Arbeiterstand wurde in lauter vereinzelte Arbeiter aufgelöst, wo jeder gänzlich ohnmächtig war; die Geldmacht verteilte sich aber nicht in mäßige Kapitalanteile, sondern im Gegenteil sammelte sich zu immer größeren und übermäßigen Massen. Ein Rothschild, der seinen Kindern 1700 Millionen Franken hinterläßt, ist so recht ein Produkt dieser volkswirtschaftlichen Richtung. Der Menschenverband wurde zerstört, und an dessen Stelle trat der Geldverband in furcht-

barer Ausdehnung. Daraus entstanden nun überall, wo sich die Verhältnisse schrankenlos entwickeln konnten, für den Arbeiterstand die fürchterlichsten Zustände. Vor etwa vierzig Jahren war dadurch ein großer Teil des Arbeiterstandes in England in den tiefsten Sumpf des sittlichen und physischen Elendes geraten.

Gegen diese Isolierung des Arbeiterstandes, gegen dieses Zertreten der Menschenkraft durch die Geldmacht ist nun von demselben England, von welchem das Verderben ausgegangen ist, der mächtige Antrieb zur Verbindung, zur Organisation der Arbeiter gegeben worden. Von dort aus hat er sich dann über den ganzen Arbeiterstand, auch über Deutschland verbreitet. Und diese Richtung, die Arbeiter zu organisieren, um mit gemeinschaftlicher Anstrengung ihre Interessen und Rechte geltend zu machen, ist daher berechtigt und heilsam, ja selbst notwendig, wenn der Arbeiterstand nicht ganz erdrückt werden soll von der Macht des zentralisierten Geldes.

Aber auch hier zeigt sich schon, wie diese Bestrebungen, den Arbeiterstand zu vereinigen, ohne Religion keinen bleibenden Erfolg haben werden. Die Arbeiter bedürfen bei diesen Bestrebungen vielfacher Hilfeleistungen. Sie können nicht alle diese Vereinsangelegenheiten einzeln besorgen. Sie haben Führer und Leiter nötig, welche die gemeinschaftlichen Angelegenheiten des Arbeiterstandes besorgen. Wer gibt dem Arbeiterstand die Garantie, daß diese Führer und Leiter nicht ihre Verführer und Betrüger werden, wenn sie keine Religion haben? Eben diese Führer reden beständig davon, wie die großen Kapitalisten oft den Arbeiterstand für ihren Egoismus unbarmherzig ausbeuten. Aber diese Arbeiterführer sind selbst Menschen mit derselben Natur, wie die Kapitalisten sie haben. Wenn ein Mensch,

der die Macht des Kapitales zu seiner Verfügung hat, seine Arbeiter rücksichtslos zu seinem Vorteile ausnützt, sofern er ohne Religion und ohne Gott ist; wer gibt diesen Arbeitern die Gewißheit, daß nicht auch ein sogenannter Volksfreund und Volksführer sie ebenso ausbeuten werde lediglich zu seinem Interesse, wenn er ein gewissenloser, ein gottloser, ein religionsloser Mensch ist? Gerade wie die Geldmacht sie ausgebeutet hat, so werden solche Volksführer sie ausbeuten, solange sie das Christentum verachten, ja von Haß dagegen erfüllt sind.

Ihr seht es ja vor euren Augen, wie immer wieder unter diesen Männern, die sich an die Spitze der Arbeiterbewegung stellen, periodisch die heftigsten Kämpfe ausbrechen, was im gegenwärtigen Augenblick eben wieder der Fall ist; wie sich dann diese Männer gegenseitig all die Selbstsucht vorwerfen, die sie noch eben den Kapitalisten vorgeworfen haben. Das kann auch nicht ausbleiben. Ohne Religion verfallen wir alle dem Egoismus, wir mögen reich oder arm, Kapitalisten oder Arbeiter sein, und beuten unsere Nebenmenschen aus, sobald wir die Macht dazu haben.

So berechtigt daher auch das Bestreben der deutschen Arbeiter ist, den Arbeiterstand zu organisieren, so werden erst dann große Erfolge eintreten, wenn die Führer des Arbeiterstandes ihrem Hasse gegen das Christentum entsagen und wenigstens eine achtungsvolle, wohlwollende Stellung zur Religion und zur Kirche einnehmen. Das zeigt sich schon tatsächlich in dem großen Unterschiede zwischen dem Resultate der Arbeiterbewegung in England und in Deutschland. So sehr uns die englische Arbeiterbevölkerung übertroffen hat in der unseligsten Entwickelung aller verderblichen Konsequenzen der modernen Volkswirtschaft, ebenso übertrifft uns jetzt

England in dieser großartigen Tätigkeit, den Arbeiterstand zu organisieren. Das kommt vor allem daher, weil man in England die hohe Bedeutung der Religion für alle sozialen Fragen zu schätzen weiß, während in Deutschland gerade die Wortführer nur zu oft wahren Haß gegen die Religion zur Schau tragen.

Wir wollen jetzt die einzelnen Forderungen des Arbeiterstandes, welche er durch seine Vereinigung erreichen will, ins Auge fassen. Wir werden Schritt für Schritt sehen, wie innig die Religion mit der Arbeiterfrage, mit jeder einzelnen Forderung, die der Arbeiter jetzt stellt, verbunden ist, und wie Gottlosigkeit die größte Feindin des Arbeiterstandes ist.

Die erste Forderung des Arbeiterstandes ist: eine dem wahren Werte der Arbeit entsprechende Erhöhung des Arbeitslohnes.

Diese Forderung ist im allgemeinen höchst billig; auch die Religion fordert, daß die menschliche Arbeit nicht wie eine Ware behandelt und lediglich durch An- und Abgebot abgeschätzt werde.

Dahin hatten es die vorhin erwähnten volkswirtschaftlichen Grundsätze, die von jeder Sittlichkeit und Religion abstrahierten, gebracht. Die Arbeit wurde nicht nur als Ware, sondern der Mensch mit seiner Arbeitskraft überhaupt als Maschine betrachtet. Wie man die Maschine so billig als möglich gekauft und sie dann Tag und Nacht ausnutzt bis zu ihrer Zerstörung, so wird der Mensch mit seiner Kraft nach diesen Systemen gebraucht. Diese Entwickelung hatte in England bereits eine erschreckende Höhe erreicht. Dagegen entstanden vor allem die englischen Trades-Unions, welche bald eine sehr große Ausdehnung gewannen. Das Hauptmittel der Trades-Unions gegen Kapital und gegen die großen Geschäftsunternehmer waren die Strikes.

Man hat oft behauptet, daß diese Strikes durch die Störung des Geschäftes und durch die Entbehrung des Lohnes auf seiten der Arbeiter, welche die Arbeit einstellen, den Arbeitern mehr geschadet als genutzt haben. Das ist aber im ganzen und großen unwahr. Die Strikes haben, wie dies soeben der Engländer Thornton überzeugend nachgewiesen, den Arbeitslohn bedeutend gehoben. Dieser ist in den letzten vierzig Jahren, seitdem die Trades-Unions ihre Tätigkeit begonnen, in einigen Gewerben um 50 Prozent, in manchen anderen um 25 bis 30 und in allen mindestens um 15 Prozent gestiegen. Thornton macht auch darauf aufmerksam, daß zwar bei den Strikes die Arbeiter in der Regel scheinbar unterlegen seien, daß aber dennoch infolge derselben überall bald nachher eine Erhöhung des Arbeitslohnes bewilligt worden sei, so daß die Niederlage nur eine scheinbare gewesen. Nach dem Vorbilde dieser Trades-Unions sind nun auch in Deutschland die Genossenschaften gebildet, denen nicht wenige unter euch angehören. Dieses Bestreben nach rechtmäßiger Erhöhung des Lohnes ist gewiß nicht verwerflich. Daß die menschliche Arbeit auch entsprechenden Lohn empfange, ist eine Forderung der Gerechtigkeit und des Christentumes.

So sehr aber das Bestreben berechtigt ist, für die Menschenarbeit einen anderen Lohn zu erringen als für Maschinenarbeit, was gleichbedeutend mit dem ist, der Menschenarbeit und dem Arbeiter seine Menschenwürde zurückzugeben, die ihnen die Grundsätze der liberalen Volkswirtschaft geraubt hatten, so sehen wir doch schon hier, liebe Arbeiter, daß dieses Bestreben nur dann euch wahren Nutzen bringen und nur dann von bleibendem Erfolge gekrönt werden wird, wenn es im

innigen Zusammenhange mit der Religion und Sittlichkeit bleibt. Das ergibt sich aber in doppelter Hinsicht.

Erstens könnt ihr euch darüber nicht täuschen, geliebte Arbeiter, daß auch die Lohnerhöhung ihre Grenzen hat, und daß auch das höchstmögliche Maß derselben doch immerhin nur ein sehr bescheidenes Einkommen abwirft. Die natürliche Grenze des Arbeiterlohnes liegt in der Rentabilität des Geschäftes, in welchem ihr arbeitet. Das geistige und materielle Kapital, welches in dem Geschäfte steckt, wird sich augenblicklich dem Geschäfte entziehen und einem anderen Industriezweige zuwenden, sobald die Lohnansprüche so hoch werden, daß es selbst keinen hinreichenden Gewinn mehr abwirft. Dann hört aber die Arbeit auf. Der Arbeiterlohn hat also trotz aller Verbindungen unter den Arbeitern seine Grenzen, und es wäre für euch höchst verderblich, wenn ihr euch das nicht klar machen und glauben würdet infolge maßloser Verheißungen, daß eine ungemessene Steigerung möglich wäre.

Selbst der höchste Lohn wird euch daher nur eine hinreichende und befriedigende Wohlfahrt gewähren, wenn große Mäßigkeit und Sparsamkeit die ganze Grundlage eures Lebens ausmacht. Und diese kostbaren Güter: Mäßigkeit und Sparsamkeit, wird der Arbeiterstand nur dann besitzen, wenn sein ganzes Leben ein wahrhaft und innig religiöses ist. Die Tatsache ist durchaus nachgewiesen, daß sich der Wohlstand der Arbeiter nicht allein nach der Höhe des Lohnes richtet; daß es vielmehr Gegenden gibt, wo Gewerke betrieben werden, die einen sehr hohen Lohn abwerfen, wo dagegen die Not unter den Arbeitern eine sehr große ist, und daß es andere Gegenden gibt, wo die Arbeiter bei geringerem Lohn es zu einem viel größeren Wohlstande gebracht haben.

Eine der größten Gefahren für den Arbeiter in dieser Hinsicht ist die Trunksucht, die Genußsucht, die genährt und gepflegt wird durch jene zahllosen Wirtshäuser und Schenken, die überall entstehen, wo eine große Arbeiterbevölkerung ist, und deren Vermehrung in dem Maße von den Regierungen geduldet wird, als diese selbst den Sinn für Sittlichkeit und Religion verloren haben. Habe ich doch einmal von einem Beamten die Behauptung gehört, daß die Vermehrung der Wirtshäuser im Interesse des Staates liege, weil dadurch die Steuern vermehrt würden. Diese Wirtshäuser und Kneipen sind für den Arbeiter keine Blutaussauger, aber Geld-, Lohnaussauger; sie sind eine verwerfliche Spekulation, um dem Arbeiter den sauer verdienten Lohn aus der Tasche zu locken. Es genügt eine kurze Zeit, der Unmäßigkeit gewidmet, um den höchsten Lohn durchzubringen. Was hilft daher der höchste Lohn dem Arbeiter, der ein Knecht der Unmäßigkeit ist? Und dennoch, welche sittliche Kraft gehört auf der anderen Seite dazu, wenn der Arbeiter sich vor jeder Schwelgerei und Unmäßigkeit hüten soll! Es hat vielleicht nie auf Erden eine solche angestrengte, eine so ununterbrochene, eine so ruhelose Arbeit gegeben wie die Fabrikarbeit. Die vielen Arbeiter, welche dieselbe Arbeit täglich in derselben Anzahl Stunden verrichten, kontrollieren sich gegenseitig. Jede Minute, wo die Hand ausruhen will, zeigt sich sofort. Wie leicht kann es da geschehen, daß der in denselben Arbeitsraum, an denselben Stuhl, täglich die gleiche Reihe von Stunden immer an dieselbe mechanische Tätigkeit gebundene Mensch endlich, wenn er von dieser saueren Arbeit befreit ist, in Unmäßigkeit und Ausschweifung eine gewisse Entschädigung sucht. Es gehört daher eine hohe sittliche Kraft dazu, bei einem solchen Leben mäßig und

sparsam zu bleiben und in etwas anderem als in der Kneipe mit ihren niedrigen Genüssen Ersatz für dieses mühevolle Leben zu suchen. Nur die Religion vermag aber dem Arbeiter diese hohe sittliche Kraft einzuflößen, ihn mäßig und sparsam zu machen. Wenn daher die Lohnerhöhungen euch wahrhaft nutzen sollen, geliebte Arbeiter, dann müßt ihr wahre Christen sein.

Zweitens bedürft ihr der Religion und Sittlichkeit bei euren Bestrebungen um Lohnerhöhung, um in euren Anforderungen nicht das rechte Maß zu überschreiten. Wir haben schon gesehen, daß die Lohnerhöhung ihre Grenzen hat. Es ist daher in unserer Zeit, wo diese Bewegung unter den Arbeitern zur Verbesserung ihrer materiellen Lage immer stärker, immer allgemeiner wird, von der höchsten Bedeutung, daß diese Forderung ihr berechtigtes Maß nicht überschreite, daß die Arbeiter sich nicht als Mittel zu ganz anderen Zwecken mißbrauchen lassen. *Nicht der Kampf zwischen dem Arbeitgeber und dem Arbeiter muß das Ziel sein, sondern ein rechtmäßiger Friede zwischen beiden.*

Die Gottlosigkeit des Kapitals, das den Arbeiter als Arbeitskraft und Maschine bis zur Zerstörung ausnützt, muß gebrochen werden. Sie ist ein Verbrechen am Arbeiterstande und eine Entwürdigung desselben. Sie paßt nur zur Theorie jener Menschen, die unsere Abstammung von Affen ableiten. Aber auch die Gottlosigkeit der Arbeiter muß vermieden werden. Wenn diese Bewegung nach Erhöhung des Arbeitslohnes ihr rechtmäßiges Maß überschreitet, so müssen zuletzt Katastrophen eintreten, deren nachteilige Wirkungen auch auf den Arbeiterstand mit ihrem ganzen Gewichte zurückfallen. Das Kapital kann zuletzt immer andere Wege finden, wenn auch das Geschäft ruiniert ist, in dem

es bisher gearbeitet hat. Dafür hat ja schon das grauenvolle Schuldenwesen unserer modernen Staaten gesorgt, daß jeder Geldspekulant auf der Börse und in den Staatspapieren zuletzt noch ein unermeßliches Gebiet für seine Operationen behält. Der Arbeiter kann dagegen nicht so leicht bei Geschäftsstockung einen anderen lohnenden Erwerb finden. Außerdem sind es nicht nur die großen Kapitalisten, die bei unbilligen Forderungen um Lohnerhöhung leiden, sondern auch die vielen kleineren Geschäfte, die in den Händen unseres mittleren Bürgerstandes sind, bis zu den Meistern und Handwerkern herab. Soll aber der Arbeiterstand bei seinen Bestrebungen das rechte Maß halten, soll er der Gefahr entgehen, bloß ein Mittel für die Zwecke ehrgeiziger Menschen zu werden, soll er selbst die Klippen einer ungeordneten Selbstsucht vermeiden, welche er bei dem Kapitalisten bekämpft, so muß er von einer hohen sittlichen Gesinnung erfüllt sein, so muß er ein braver, christlicher, religiöser Arbeiterstand sein. Die Geldmacht ohne Religion ist vom Bösen. Ebenso aber auch die Arbeitermacht ohne Religion. Beide führen zum Verderben.

Die zweite Forderung des Arbeiterstandes ist die Verkürzung der Arbeitszeit.

Ich kann nicht beurteilen, inwieweit ihr in dieser Gegend über die Dauer der Arbeitszeit zu klagen habet. Gewiß ist es aber, daß es mit der Arbeitszeit geradeso gegangen ist wie mit dem Arbeiterlohn. Die Grundsätze der modernen Volkswirtschaft, die alle sittlichen und religiösen Seiten des Menschenlebens, also das wahrhaft Menschenwürdige gänzlich außer acht ließ, haben es dahin gebracht, daß, wo immer das Kapital in ihren Diensten stand, nicht nur der Lohn bis zur äußersten Grenze herabgeboten, sondern auch die Ar-

beitszeit gleichzeitig bis zur äußersten Grenze ausgedehnt wurde. Tag und Nacht wie bei der eigentlichen Maschine ging es nicht; aber so weit, wie es ging, wurde es dieser Menschenkraft, die im Geiste dieses Systems lediglich menschliche Maschine war, zugemutet. Wo also immer die Arbeitszeit über das in der Natur und in den Rücksichten auf die Gesundheit gegründete Maß ausgedehnt ist, da haben die Arbeiter ein wohlbegründetes Recht, durch einheitliches Zusammenwirken diesen Mißbrauch der Geldmacht zu bekämpfen.

Aber auch hier, geliebte Arbeiter, hängt der wahre Nutzen solcher Bestrebungen, wenn sie Erfolg haben sollen, von der Sittlichkeit und Religiosität ab. Wenn der Arbeiter die Stunde, welche er für sich gewinnt, dazu benutzt, um in der Familie die Pflichten seiner Stellung als Vater, als Kind zu erfüllen, um die Angelegenheiten des Hauses gut zu besorgen, um das Grundstück, das er sich gekauft hat, zu bestellen, dann ist ihm diese Stunde für sich und die Seinigen von hohem Werte. Wenn er dagegen diese Stunde nur dazu benutzt, um sich am Abende desto länger auf den Straßen in schlechter Gesellschaft herumzutreiben, um desto länger im Wirtshause zu sitzen, dann hat diese Stunde weder für seine Gesundheit noch für seinen Wohlstand Wert. Sie wird nur dazu dienen, ihn an Leib und Seele um so schneller zu verderben und seinen Lohn um so sicherer zu vergeuden.

Die dritte Forderung des Arbeiterstandes ist die Gewährung von Ruhetagen.

Auch diese Forderung ist wohlberechtigt. Die Religion unterstützt euch nicht nur in dieser Forderung, sondern sie hat dieselbe lange vor euch geltend gemacht. Gott hat sie gestellt in dem Gebote: „Gedenke, daß du den Sabbat heiligest!"

Auch in dieser Hinsicht haben die Grundsätze der modernen Volkswirtschaft und die Partei, welche ihnen dient, ein wahrhaft himmelschreiendes Verbrechen am Menschengeschlechte begangen und begehen es vielfach bis auf den heutigen Tag. Daran beteiligen sich nicht nur die großen Fabrikherren, die ihre Arbeiter an Sonntagen zur Arbeit zwingen, sondern auch die Handwerker aller Art, die Güterbesitzer und die Dienstherrschaften überhaupt, welche ihren Dienstboten die Sonntagsruhe entziehen. Daran beteiligen sich auch alle jene Beamten, welche aus Feigheit vor den reichen Leuten den schutzlosen Arbeiter schutzlos lassen und nicht einmal die Gesetze zu vollstrecken wagen. Die Heuchelei, die man dabei mit sogenannten liberalen Grundsätzen trieb, ist in neuerer Zeit von einigen Führern der Arbeiterbewegung mit großer Wahrheit aufgedeckt worden. Die Geldmacht hatte bei dieser Ausbeutung immer den Schein der zartesten Menschenfreundlichkeit angenommen und die Forderung der Kirche nach Ruhetagen als eine inhumane Beeinträchtigung der armen Volksklasse hingestellt. Wie oft hat sie deshalb mit emsiger Sorgfalt die Sonn- und Feiertage zusammengezählt und mit süßlicher Miene berechnet, wie viel Lohn alle diese Tage abwerfen würden, wenn sie zur Arbeit verwendet würden. Daraus ergab sich dann ein überaus großer Wohltätigkeitssinn dieser Geldherren, die dem Volke diesen Gewinn so gerne zuwenden wollten, und die grausame Hartherzigkeit der Kirche, welche dem Volke diesen großen Gewinn entziehe. Darauf haben die Organe der Arbeiterpartei geantwortet, daß es noch ein anderes Mittel gebe, den Arbeitern diesen Gewinn zuzuwenden, ohne ihn durch Arbeit totzuquälen. Dieses Mittel bestehe aber darin, daß man ihm für sechs Tage Arbeit einen so hohen Lohn gebe, wie man bisher für sie-

den Tage gegeben. Dann bleibe der Gewinn für den Arbeiter derselbe, der Arbeiter behalte aber seine menschenwürdige Existenz. Wer kann die Wahrheit dieser Anschauung und den Lug und Trug jener Auffassung der Geldmänner, die sich noch in den letzten Jahren in Baden und Bayern so vielfach kundgegeben, verkennen? Wenn sie recht hätten, dann wäre es ja eine Unmenschlichkeit, die Arbeiter noch schlafen zu lassen. Man könnte euch so mit der süßesten Miene noch vordemonstrieren, welchen Lohn die Nachtarbeit euch einbringen würde. So gewiß wie der Mensch innerhalb der 24 Stunden eine Anzahl Stunden Ruhe nötig hat, so hat er auch innerhalb der sieben Tage eine Tagesruhe notwendig. Das verlangt nicht nur seine Seele, damit er an diesem Tage sich als Gotteskind erkenne, das verlangt auch sein Leib, damit er gesund und kräftig bleibe. Und wie der Mensch, welcher den Arbeiter einen Tag lang gebraucht, verpflichtet ist, ihm die notwendige Nachtruhe zu lassen und darnach seinen Lohn zu berechnen, so ist auch der Fabrikherr, welcher die ganze Woche die Kraft des Arbeiters gebraucht, verpflichtet, ihm die Wochenruhe zu lassen und auch darnach seinen Lohn zu berechnen. Auch die Ruhezeit ist zur Arbeitszeit zu rechnen, insoweit sie der Arbeit wegen nötig geworden ist und insoweit sie die Bedingung der bevorstehenden Arbeit ist.

Es genügt aber nicht, geliebte Arbeiter, daß die Ruhetage in den Parteiorganen der Arbeiter gefordert werden. Ihr müßt auch selbst, so viel ihr könnt, mitwirken, daß diese Ruhetage nicht durch die Arbeit gestört werden. Während die Arbeiterpartei als solche Ruhetage fordert, gibt es leider noch immer manche Arbeiter, die nicht gezwungen, sondern von Eigennutz getrieben, am Sonntage arbeiten, wenn und wo sie Geld

verdienen können. Solche Arbeiter sündigen nicht nur gegen Gott und gegen sein Gebot, sie sündigen auch recht eigentlich am ganzen Arbeiterstande, indem sie aus gemeinem Eigennutz dazu mitwirken, daß man auch anderen Arbeitern ihre Ruhetage um so leichter entziehen kann. Möchten doch alle Arbeiter, auch die Dienstmagd, die von einer gefühllosen Herrschaft über Gebühr ausgebeutet wird, auch den letzten Eisenbahnbediensteten nicht ausgenommen, dem von überreichen Eisenbahngesellschaften die Sonntagsruhe nicht gewährt wird, dieses Recht einstimmig als ein Menschenrecht zurückfordern. Was helfen die sogenannten Menschenrechte in den Konstitutionen, wovon der Arbeiter wenig Nutzen hat, so lange die Geldmacht diese sozialen Menschenrechte mit Füßen treten kann?

So sehr aber auch die Religion mit euch, geliebte Arbeiter, die Ruhetage fordert, und so gewiß alle Bemühungen des Arbeiterstandes in dieser Hinsicht eitel wären, wenn sie nicht von der Macht der Religion und des Gottesgebotes: „Gedenke, daß du den Sabbat heiligest!" unterstützt würden, so gewiß ist es auch, daß dieser Ruhetag nur dann für alle eure Beziehungen, für eure Gesundheit, für Kräftigung und Stärkung eurer Arbeitskraft, für eure Seelen, für wahre Hebung eures ganzen geistigen Lebens, endlich für eure Familien, denen ihr unter der Woche so viel entzogen seid, und für Stärkung des Familiengeistes nützlich ist, wenn ihr brave, christliche Arbeiter, wenn ihr innig mit der Religion und Kirche verbunden seid, und daß ohne Religion selbst die Ruhetage nur dazu dienen, den Arbeiter und die Arbeiterfamilien an Gesundheit und im Wohlstande zu ruinieren. Der sogenannte „blaue Montag" ist ja nichts anderes als ein ohne Religion zugebrachter Ruhetag, und er hat in manchen Gegenden dem sittlichen und

materiellen Wohl des Arbeiterstandes die tiefsten Wunden geschlagen.

Welch ein Unterschied zwischen einer Arbeiterfamilie, in welcher der Ruhetag nach den Grundsätzen der Religion, und einer anderen, in der er ohne Religion hingebracht wird! Ich will dieses Bild hier nicht weiter ausführen. Ihr selbst könnt überall dazu Beispiele finden. Ein im Wirtshause, in schlechten Gesellschaften, in Trunksucht, in Unzucht, in Nachtschwärmerei dahingebrachter Ruhetag ruiniert die Gesundheit, das Vermögen, die Familie des Arbeiters und wird ihm ebenso zum Fluche, wie ihm der christlich zugebrachte Ruhetag in allen diesen Beziehungen zum Segen wird.

Eine vierte Forderung des Arbeiterstandes ist das Verbot der Arbeit der Kinder in den Fabriken für die Zeit, in welcher sie noch schulpflichtig sind.

Ich kann diese Forderung nur mit Bedauern nicht als eine durchaus allgemeine des Arbeiterstandes bezeichnen, da ja leider es Arbeiter gibt, die ihre Kinder des Geldgewinnes wegen in die Fabriken schicken. Ich muß sie daher richtiger als eine Forderung einiger Stimmführer des Arbeiterstandes bezeichnen. Namentlich hat Fritzsche, welcher an der Spitze des Verbandes der Zigarrenarbeiter in Deutschland steht und dadurch euch besonders bekannt ist, noch vor kurzem auf dem Parlamente des Nordbundes in Berlin mit großer Entschiedenheit verlangt, daß die Arbeit der Schulkinder gesetzlich gänzlich verboten werde. Er hat bei dieser Gelegenheit in ergreifender Weise auf die Erfahrungen seines eigenen Lebens hingewiesen, da er selbst von Jugend auf in den Fabriken gearbeitet hat.

Namentlich hob er hervor, daß die Sittlichkeit der Kinder durch die Fabrikarbeit im höchsten Grade gefährdet sei. Leider ist sein Antrag nicht durchgedrungen.

Man hat zwar die Arbeit der Kinder in den Fabriken beschränkt, aber nicht verboten. Ich habe dieses Resultat tief beklagt und in demselben einen Sieg materieller Rücksichten über große sittliche Grundsätze gefunden. Alle Erfahrungen meines Lebens stimmen mit den Behauptungen des Arbeiters Fritzsche über die Wirkung der Arbeit in den Fabriken für Schulkinder vollkommen überein. Es ist mir nicht unbekannt, was zur Entschuldigung derselben vorgebracht wird, und daß auch einzelne dem Arbeiterstande wohlwollende Männer die Fabrikarbeit der Kinder in einem gewissen Umfange für zulässig halten. Man hat sogar zur Entschuldigung auch darauf hingewiesen, daß es ohnehin Pflicht der Kinder sei, ihre Eltern bei der Arbeit in dem Hause und auf dem Felde zu unterstützen. Der überaus große Unterschied zwischen dieser Familienarbeit und der Fabrikarbeit des Kindes liegt aber zutage. Durch die Fabrikarbeit der Kinder wird der Familiengeist schon im Kinde zerstört, was, wie wir gleich noch näher sehen werden, ohnehin die größte Gefahr des Arbeiterstandes ist. Dadurch wird überdies dem Kinde jede freie Zeit zum heiteren Kinderspiele, welches so naturnotwendig zum Kindesalter gehört, geraubt. Dadurch wird ferner seine Gesundheit beschädigt, seine Sittlichkeit im höchsten Grade gefährdet. Ich halte die Fabrikarbeit der Kinder für eine entsetzliche Grausamkeit unserer Zeit, die der Zeitgeist und der Eigennutz der Eltern an den Kindern begeht. Ich halte ihn vielfach für einen langsamen Mord am Leibe und an der Seele des Kindes. Mit dem Opfer der Freuden ihrer Jugend, mit dem Opfer ihrer Gesundheit, mit dem Opfer ihrer Sittlichkeit müssen sie den Geschäftsgewinn vermehren und oft Eltern das Brot verdienen, die ihrer eigenen Liederlichkeit wegen nicht imstande sind,

den Kindern Brot zu geben. Ich freue mich daher über jedes Wort, das für die Arbeiterkinder gesprochen wird. Die Religion mit ihrer großen Liebe zu den Kindern kann die Forderung auf Verbot der Kinderarbeit nur unterstützen. Ich ermahne euch aber, geliebte Arbeiter, euch diesen Bestrebungen des Arbeiterstandes insbesondere dadurch anzuschließen, daß ihr selbst eure schulpflichtigen Kinder nie in Fabriken arbeiten lasset.

Die fünfte Forderung des Arbeiterstandes ist die, daß die Frauen, die Mütter nicht in den Fabriken arbeiten sollen.

Der Franzose Julius Simon sagt in seinem, von der wärmsten Liebe zum Arbeiterstande eingegebenen, höchst belehrenden Buche „Die Arbeiterin": „Unsere ganze wirtschaftliche Organisation leidet an einem entsetzlichen Fehler, welcher zugleich das Elend des Arbeiterstandes erzeugt und um jeden Preis überwunden werden muß, wenn man nicht zugrunde gehen will: und dieser ist die Zerstörung des Familienlebens." Er führt dann die Worte Michelet's an: „Arbeiterin schreckliches Wort, welches früher keine Sprache gekannt, welches keine Zeit vor diesem eisernen Zeitalter begriffen hat und welches allein imstande ist, alle angeblichen Fortschritte unserer Tage aufzuheben." Damit soll das Verderben angedeutet werden, wenn die Mutter nicht mehr Mutter, sondern Arbeiterin ist. „Das Weib, welches Arbeiterin geworden, ist nicht mehr ein Weib; sie führt nicht mehr dieses verborgene, geschützte, züchtige Leben, umgeben von den zarten, heiligen Eindrücken des Familienlebens, was alles sowohl für das Glück des Weibes wie für das Glück der Familie so heilsam ist. Es lebt nicht mehr unter der Herrschaft ihres Mannes, sondern eines Werkführers, unter Mitarbeiterinnen mit vielfach verdächtiger Sittlichkeit, in

fortgesetzter Berührung mit Männern, getrennt von ihrem Manne und ihren Kindern. In einer solchen Arbeiterfamilie sind Vater und Mutter vierzehn Stunden täglich abwesend. Da ist also keine Familie mehr. Die Mutter kann ihre eigenen Kinder nicht mehr stillen. Daher eine erschreckende Sterblichkeit. Die Kinder mit drei und vier Jahren laufen auf den Straßen herum, von Hunger und Kälte gequält. Wenn dann um sieben Uhr abends Vater, Mutter und Kinder sich in dem einzigen Zimmer, welches sie haben, zusammenfinden, der Vater und die Mutter ermüdet von der Arbeit und die Kinder hungrig und erstarrt, dann ist nichts bereitet. Die Stube stand leer den ganzen Tag, niemand war da, um für die notwendigsten Bedürfnisse und für Sauberkeit zu sorgen. Kein Feuer auf dem Herde, die Mutter sehnt sich nach Ruhe, es fehlt ihr die Kraft, noch Nahrungsmittel zu bereiten; ihre eigenen wie die Kleider ihres Mannes und ihrer Kinder sind zerlumpt: da haben wir das traurige Bild einer Familie, wie unsere Fabriken es vielfach schufen. Man braucht sich wahrhaftig nicht zu wundern, daß der Vater, wenn er ermüdet die Fabrik verläßt, nur mit Widerwillen in diese enge, schmutzige, ungelüftete Spelunke tritt, wo ihn halbnackte Kinder erwarten und ein Weib, das er fast nicht mehr kennt, weil es nicht mehr in seinem Hause wohnt; wenn er dann die Schenke dieser Stube vorzieht und dort seinen ganzen Gewinn vergeudet und seine Gesundheit zerstört. Das Resultat dieser Zustände aber ist große Armut vieler Arbeiter mitten in einer blühenden Industrie." So beschreibt Simon, nachdem er lange Jahre alle Fabrikbezirke Frankreichs besucht hatte, die Zustände in manchen französischen Fabrikbezirken, wo die Frauen in den Fabriken arbeiten und dadurch die Familie zer-

stört ist. Er kommt daher zu dem Resultate, daß alle Lohnerhöhung für den Arbeiterstand unnütz ist ohne Besserung der Sitten, und daß alle Besserung der Sitte im Arbeiterstande von der Hebung des Familienlebens, wo immer es durch die moderne Industrie und das Fabrikleben beschädigt ist, abhängt. „Schrecklich," ruft er aus, „das Brot fehlt viel öfter in den Haushaltungen der Arbeiter durch die Schuld des Vaters als durch die Schuld der Industrie. Der „blaue Montag" verschlingt ein Viertel, vielleicht die Hälfte des ganzen Wochenlohnes, und die bestbezahlten Arbeiter, welche recht wohl für ihre Familien sorgen könnten, sind fast überall am meisten der Trunksucht verfallen. Der Wohlstand hängt mehr von der Sittlichkeit als von dem Lohne ab. Das Übel ist daher mehr noch ein moralisches, und das Problem, welches gelöst werden muß, besteht darin, den Arbeiter durch sich selbst zu retten. Man kann dem Arbeiter noch einen größeren Dienst leisten, als ihm Arbeit und Geld geben, und dieser besteht darin, ihm Liebe zur Sparsamkeit und Sittlichkeit einzuflößen. Wenn die Werkstätten voll und die Schenken leer sind, dann ist das Übel überwunden."

Alle diese Übelstände, welche Julius Simon hier aus dem französischen Fabrikleben beschreibt und welche in England in einem noch viel größeren Umfange Platz gegriffen hatten, sind in Deutschland, wenigstens in diesen Fabrikgegenden in einem solchen Umfange nie entfernt eingetreten. Namentlich arbeiten ja, so viel ich weiß, die Frauen und Mütter hier fast nirgends in den Fabriken. Die Erkenntnis aber, welche sich immer mehr in dem Arbeiterstand geltend macht, wie unendlich wichtig für sein Gedeihen die Familie ist, zeigt uns wieder, wie innig die Religion mit so

vielen Bestrebungen des Arbeiterstandes zusammenhängt und wie dieselben nur in und durch die Religion erreicht werden können. Auch die Religion fordert, daß die Mutter im Hause in Erfüllung ihrer hohen und heiligen Pflichten gegen Mann und Kinder den Tag zubringe. Alles, was Julius Simon in den angeführten Worten, alles, was je ein Freund des Arbeiterstandes über die Wichtigkeit der Familie gesprochen hat, wird unendlich übertroffen durch das, was ihr von Jugend auf von der Kirche über die Heiligkeit des Familienlebens gehört habt. Es ist ganz und gar wahr, die Arbeiterfrage ist vor allem eine sittliche, und sie hängt durchaus mit dem Familienleben zusammen. Ebenso gewiß ist es aber wahr, daß sie nur in und mit der Religion gelöst werden kann. Je inniger ihr euch der Kirche anschließt, desto bessere Frauen habet ihr für euch, desto bessere Mütter für eure Kinder, desto inniger wird das Familienleben, desto mehr wird euch das innigste Familienband vor allen Gefahren des Arbeiterstandes, namentlich vor der Kneipe, vor dem Wirtshause, vor der Liederlichkeit bewahren.

Die sechste Forderung, welche vielfach von den Arbeitern gemacht ist und mit der vorigen innig zusammenhängt, ist die, daß auch die Mädchen nicht mehr in den Fabriken verwendet werden sollen.

Hierfür wurden verschiedene Gründe geltend gemacht. Einmal wurde darauf hingewiesen, daß die Mädchen im allgemeinen billiger arbeiten können, weil ihre Lebensbedürfnisse geringer sind, und daß deshalb die massenhafte Arbeit der Mädchen den Lohn für die Männer ungebührlich herabdrücke. In England war die Unnatur infolge der rein materialistischen wirtschaftlichen Grundsätze so weit gekommen, daß die

Männer, statt zu arbeiten, die Kinder pflegten, und die Weiber, statt die Kinder zu pflegen, in den Fabriken arbeiteten. Der zweite und Hauptgrund aber, welcher gegen die Arbeit der Mädchen in Fabriken geltend gemacht wird, ist der nachteilige Einfluß auf die Sittlichkeit der Arbeitertöchter und damit auf die künftigen Familien. Die Arbeiter und ihre Führer haben in den letzten Jahren oft in erschütternder Weise auf diese Folgen hingewiesen. Sie haben in ihren Versammlungen also gesprochen: Wir fordern gute und glückliche Familien für den Arbeiterstand; um aber gute und glückliche Familien zu haben, bedürfen wir tugendhafter, braver Frauen und Mütter; diese können wir aber nicht finden, wenn man unsere Mädchen in die Fabriken lockt und ihnen dort die Keime der Unsittlichkeit und Frechheit einimpft. Ich kann es euch nicht sagen, liebe Arbeiter, wie mich diese Stimmen aus dem Arbeiterstande gerührt und gefreut haben. Das ist eine Sprache, die man vor zehn Jahren, als die Arbeiterbewegung in Deutschland noch nicht verbreitet war, kaum anderswo als auf den christlichen Kanzeln hörte. Die liberale Partei hatte für diese sittlichen Gefahren der Arbeitertöchter keinen Sinn, und wenn sie in den Fabriken in Grund und Boden verdorben waren, so behauptete sie doch mit heuchlerischer Miene, eine Wohltäterin des Arbeiterstandes zu sein, weil die Mädchen bei ihr Geld verdienten. Diese Erkenntnis von den Gefahren des Fabriklebens für die Sittlichkeit der Arbeitertöchter und damit für die Arbeiterfamilie gewinnt jetzt eine immer größere Verbreitung auch bei vielen Fabrikherren. Das ist eine erfreuliche Erscheinung und zeigt, wie auf manchem anderen Gebiete, so auch bei der Entwickelung der Arbeiterbewegung, daß alle großen Fragen zuletzt zur Religion und zur Sittlichkeit zurückführen. „Die Sorg-

falt für die Unverdorbenheit der Mädchen" ist nach dem offiziellen Berichte über die Tätigkeit des Preisgerichts bei der Universal-Ausstellung von 1867 zu Paris ein Gesichtspunkt für die Preiserteilung gewesen. Als Mittel hierfür sind insbesondere genannt worden: Absonderung der Arbeitslokale für die Mädchen; strenge Überwachung derselben; Anstalt für junge Mädchen, die ohne Familie sind; besondere Speisesäle, Ausübung der Leitung der Mädchen durch eine gesetzte weibliche Person, statt durch männliche Werkführer usw.

Gott hat euch, liebe Fabrikarbeiter, noch vielfach vor dem äußersten Verderben bewahrt, welches durch das Fabrikleben über die Töchter des Arbeiterstandes kommen kann. Das Fabrikleben ist bei uns noch nicht so alt, und wir haben noch zu einem großen Teile ein echt christliches Familienleben, welches diesem Verderben starken Widerstand entgegensetzt. Ich kann euch nur mit großer Freude das Zeugnis geben, daß sehr viele unserer jungen Fabrikarbeiterinnen durchaus sittenreine und musterhafte Jungfrauen sind. Dagegen können wir uns die großen Gefahren, welche die Sittlichkeit eurer Töchter bedrohen, nicht verhehlen. Sie sind sogar in diesen Gegenden vielfach größer als in anderen, weil in vielen Fabriken so gut wie nichts für die Sittlichkeit der Arbeiterinnen geschieht. Alle diese wichtigen Gesichtspunkte, welche ich oben angeführt habe, über die Trennung der Arbeiterlokale, über die Aufsicht der Mädchen durch anständige Frauen, bleiben hier in den meisten Fällen gänzlich außer acht. Ich kann euch daher nur auffordern, liebe Arbeiter, euch dieser Bewegung im Arbeiterstande zur Bewahrung der Sittlichkeit eurer Töchter mit aller Kraft anzuschließen. Dazu sollt ihr alle mitwirken. Das ist eine allgemeine Arbeitersache, das ist eine heilige Ehrensache für den Arbeiterstand, das ist endlich eine Pflicht der Religion.

Die Ehre eurer Töchter ist eure Ehre, ihr Väter, ihr Brüder! Die Schande eurer Töchter ist eure Schande; die Sittlichkeit eurer Töchter ist die Bedingung der Sittlichkeit und des Glückes eurer Familien, geliebte Arbeiter! Wer sie antastet, der tastet nicht nur eure Ehre an, der zerstört die Zukunft eurer Familien. Dazu müßt ihr mitwirken, ihr Männer, auf dem Wege zur Fabrik wie in der Fabrik selbst. Es sind eure Töchter. Fluch über den Vater, der dulden und ansehen kann, was seine Tochter entsittlicht! Dazu müsset ihr mitwirken, ihr Brüder, es sind ja eure Schwestern. Schmach und Schande über den Bruder, der zusehen kann, wie seine Schwester entehrt wird! Dazu müsset ihr alle mitwirken, die ihr der Gemeinde angehört, es sind ja Kinder eurer Gemeinde, deren Glück und Unglück euch angeht. Dazu müßt namentlich ihr mitwirken, ihr älteren braven Jungfrauen, und müßt mit menschlicher und christlicher Liebe eure jüngeren Mitschwestern vor so vielen Gefahren, die ihnen das Beste und Höchste, was die Jungfrau hat, die ihren guten Namen, ihren sittlichen Ruf, ihre Reinheit rauben wollen, nach Kräften beschützen. Deshalb dürft ihr in den Fabriken selbst keine Werkmeister dulden, die ihre Stellung zu dem Teufelswerk mißbrauchen, die Arbeiterinnen zu verderben, und müßt euch vor allem hüten, aus Eigennutz oder aus Furcht, die Arbeit zu verlieren, Hehler der Schlechtigkeiten solcher Werkführer zu werden. Oft kennt ein Teil der Fabrikarbeiter die Schlechtigkeiten solcher sittenloser Werkführer, und es findet sich keiner, der den Mut hat, gegen ihn aufzutreten, und so kann ein solcher schlechter, niederträchtiger Mensch sein Werk zur Verführung der Unschuld lange Zeit ungestört forttreiben.

Hier seht ihr überall, liebe Arbeiter, den innigsten Zusammenhang der Religion mit dem Wohl und Wehe

und mit den Forderungen des Arbeiterstandes. Alles, was die Religion von der ersten Kindheit an bis heute euren Kindern, euren Töchtern gesagt hat, dient zugleich dazu, sie sittenrein zu erhalten, sie vor allen Gefahren zu schützen, sie so heranzubilden, wie es nötig ist, um einst wahrhaft gute Frauen der Arbeiter, gute Mütter der Arbeiterkinder, um einst die Stützen eines echten, guten Familienlebens im Arbeiterstande zu sein.

Ich habe nun, geliebte Arbeiter, einige der Hauptforderungen des Arbeiterstandes, die unmittelbar praktisch sind und bei welchen ich ihren Zusammenhang mit der Religion am einleuchtendsten nachweisen konnte, behandelt. Ich weiß wohl, daß ich damit den Gegenstand nicht erschöpft habe. Es sind noch manche andere Forderungen, die euch berühren. Ich könnte reden von den verschiedenen Vereinen, die teils zur Aufbewahrung der Ersparnisse der Arbeiter, teils zur billigeren Beschaffung ihrer Lebensmittel usw. gegründet sind, und sie unter den aufgestellten Gesichtspunkten beleuchten. Ich könnte namentlich sprechen von jenen Vereinen, die nicht nur wie die Trades-Unions die Erhöhung des Lohnes des Arbeiters zum Gegenstande haben, sondern ihm auch einen Teil des Geschäftsgewinnes zuwenden wollen, teils dadurch, daß es dem Arbeiter ermöglicht wird, in kleinen Teilen Miteigentümer zu werden, teils dadurch, daß ein gewisser Teil des Geschäftsgewinnes den Arbeitern zugewiesen wird. Von diesen sogenannten Partnerschaften hätte ich besonders gerne gesprochen, da ich die Überzeugung habe, daß sie nirgends leichter als bei den Zigarrenarbeitern verwirklicht werden könnten, weil bei diesem Geschäfte kein großes Betriebskapital erfordert wird[1]).

1) Es würde ein Kapital von 20 000 Talern genügen, um in bedeutendem Umfange mit einer Partner-

Überall würden wir sehen, daß die Forderungen des Arbeiterstandes, soweit sie berechtigt sind, in der Religion und Sittlichkeit ihre wahre Stütze haben. Nur da würde ich euch warnen müssen, wo sie entweder das rechte Maß überschreiten und egoistisch wie das Kapital werden, oder in unklare, phantastische, sozialistische Bestrebungen ausarten, die nicht zum Heile des Arbeiterstandes sind, sondern zur Befriedigung der Eitelkeit und der Ehrsucht dienen sollen. Da wird der Arbeiterstand zum Mittel für politische und verwerfliche Zwecke, die ihn selbst verderben würden. Das alles kann ich aber diesmal nicht besprechen, und ich will daher schließen, indem ich euch noch auf einige besondere Gefahren, die sich aus dem Gesagten ergeben, aufmerksam mache.

Hütet euch also, liebe Arbeiter, vor allen Religionsspöttern, vor allen, die euch in eurer Religion irre machen und von Erfüllung eurer Religionspflichten abhalten wollen. Das sind eure größten Feinde, weil, wie wir sahen, das das Eigentümliche an der Arbeiterfrage ist, daß jede Besserung der Verhältnisse von Sittlichkeit und Religion mitbedingt ist. Wer daher euch helfen will und dabei eure Religion antastet, von dem könnt ihr ohne weiteres annehmen, daß er von der Arbeiterfrage nichts versteht oder ein Betrüger ist. Es gibt unter uns Menschen, die den Schein annehmen, als ob sie ihre Religionsspöttereien in Brot und Geld verwandeln könnten, um damit dem Volke zu helfen. Das können sie nun freilich nicht. Dagegen verwandelt sich in ihnen, in ihrem ganzen Denken, Reden und Wirken alles zur Lästerung gegen uns Katholiken. Ihr Streben nach Freiheit, nach Fortschritt, ihr Patriotis-

---

schaft für Zigarrenarbeiter in Mitteldeutschland den Beginn zu machen.

mus, ihre Aufklärung, ihre Volksliebe, ihre Sorge für das Volkswohl, alles wird bei diesen Menschen Blasphemie, alles Lästerung gegen die Religion, gegen uns Katholiken. Hütet euch vor diesen Menschen, sie sind keine Führer unseres Arbeiterstandes, sie sind Verführer, sie sind Betrüger.

Hütet euch zweitens selbst vor schlechten, unzüchtigen Gedanken und duldet sie nie freiwillig in euch. Der freiwillige unreine Gedanke ist eine beginnende Fäulnis in uns. Ihr habt dazu mehr Veranlassung, da ihr gerade in den gefährlichsten Jahren, wo alle Leidenschaften erwachen, den ganzen Tag in der nächsten Berührung mit einander stehet. Ihr Kinder, heute noch in der Schule und in einer Familie, wo ihr vielleicht nie ein unehrbares Wort gehört und nie freiwillig einen unehrbaren Gedanken gehegt habet — und morgen mitten unter all diesen Gefahren. Ihr habet da zahllose Veranlassungen zu schmutzigen Gedanken. Wenn ihr ihnen freiwillig nachhängt, so ist bald eure Seelenreinheit dahin. Die innere Seelenfäulnis nimmt immer zu, die Leidenschaften werden immer stärker, und ihr verfallet zuletzt den geheimen und nicht geheimen Sünden, die eure Gesundheit und eure Sittlichkeit zerstören und euch von einem Abgrund in den andern bis zu dem letzten tiefen Abgrund werfen. Daß der Tod so fürchterlich in vielen Arbeiterklassen wütet, hat viele Ursachen. Eine der stärksten aber ist die Unsittlichkeit.

Hütet euch deshalb vor schlechten Reden, frechen Liedern, schamlosen Büchern und Bildern. Von ihnen gilt dasselbe, was ich oben von den Gedanken gesagt habe.

Hütet euch, ihr lieben jungen Arbeiter und Arbeiterinnen, aus demselben Grunde vor den frühen

Bekanntschaften. Ihr habt vielleicht oft geglaubt, daß die Religion an euch zu hohe Forderungen in dieser Beziehung stelle und daß es doch mit allen diesen Dingen, die zur Unsittlichkeit führen, nicht so schlimm stehe, wie es euch von der Kanzel oft gesagt wird. Nimmt ja doch die Unsittlichkeit den Schein an, als ob sie nichts sei als nur eine gewisse milde Rücksichtsnahme auf die Schwächen der Jugend, und als ob die Lehren der Sittlichkeit der Kirche finster und hart wären. O, wenn ihr an das denkt, was ich vorher von der Arbeiterfamilie gesagt habe, ja, wenn ihr nur an das denkt, was die Arbeiter selbst von der Arbeiterfamilie fordern, so müsset ihr das Gegenteil erkennen, so müsset ihr einsehen, daß die Forderungen der Religion an eure Sittlichkeit das Menschenfreundlichste, und daß alles, was eure Sittlichkeit verletzt, das unaussprechlich Feindseligste ist. Ihr wollt sittenreine Bräute, sittenreine Frauen, denn ihr wollt brave Mütter für eure Kinder. Solche Frauen sind Engel für die Familie. Wohl dem Manne, der eine solche Frau, wohl dem Arbeiterkinde, das eine solche Mutter hat! Wie könnt ihr aber solche Frauen für eure Familien bekommen, wenn man es leicht mit den frühen Bekanntschaften nimmt. Sie zerstören ja gerade alles in der Jungfrau, was sie später zu einer tüchtigen Arbeiterfrau machen kann. Denket euch nur den Unterschied zwischen einem Mädchen, das bald nach der Schulzeit sich an freche Reden und Späße gewöhnt und ihr ganzes Herz mit schmutzigen Gedanken und Bildern angefüllt hat, das dann von Frechheit zu Frechheit weitergeschritten, allerlei Bekanntschaften angeknüpft, in liederlichen Gesellschaften, in Wirtshäusern, auf den Straßen, auf Tanzböden sich herumgetrieben hat. Bei diesem Leben hat es zugleich die Achtung verloren, es lernte

auch nicht sparen; was es verdient hat, hat es durchgebracht. Tritt dann endlich noch ein Unglück ein, dann ist es mit seinem zwanzigsten, einundzwanzigsten Jahre schon in einem Zustande, wo es sich, um sich noch aus dem Elende herauszureißen, mit dem ersten Besten vermählt. Aus solchen Verbindungen entstehen aber dann nicht glückliche Arbeiterfamilien, sondern jene Familien voll Elend und Jammer, wie wir sie früher betrachtet haben. Denket euch dagegen ein anderes Mädchen, das bis zum vierundzwanzigsten Jahre sich tugendhaft und rein erhalten hat, das unter allen Arbeitern bekannt ist als fleißig, sittlich und tadellos, das durch seine Sparsamkeit bis dahin sich eine wenigstens kleine Ausstattung verdient hat, wie ganz anders steht es da! Es hat eine freie Wahl zu seiner ehelichen Verbindung. Die Besten werden sich sicher um sie bewerben, und sie bringt alles mit, was der Arbeiterstand von einer guten Arbeiterfrau fordert. Wollt ihr daher ehrbare Bräute und ehrbare Frauen, so fliehet die frühen Bekanntschaften, denn diese bringen nur verdorbene und nichtsnutzige Mädchen in die Arbeiterfamilien.

Hütet euch endlich, liebe Arbeiter, vor Unmäßigkeit, vor Trunksucht, hütet euch vor den Häusern, in welchen der Arbeiter um seinen Lohn gebracht wird. Der häufige Wirtshausbesuch, die Gewohnheit, nur im Wirtshause Freude, Glück und Entschädigung für die Mühe der Arbeit zu suchen, ist nach der Überzeugung aller, die in den verschiedenen Ländern sich mit der Verbesserung der Lage des Arbeiterstandes beschäftigt haben, eine der größten Gefahren. Das Preisgericht der Pariser Universal-Ausstellung dringt deshalb unter den „Anstalten zur Beseitigung des Lasters" an erster Stelle auf „Unterdrückung der Trunksucht", auf Vereine zu

diesem Zwecke, Entfernung oder Überwachung der Schenken usw.

Das sind die Worte, die ich an euch, liebe Arbeiter, zum Schlusse meiner Anwesenheit in euren lieben Gemeinden richten wollte. Sie sollten ein Ausdruck meiner innigsten Liebe zu euch und meiner wärmsten Teilnahme für eure Interessen sein. Ihr sehet daraus, daß ihr auch als Katholiken euch den Bestrebungen und den Bewegungen im Arbeiterstande ohne Verletzung der Grundsätze eurer Religion in großem Umfange anschließen dürfet. Ihr sehet aber auch zugleich, daß alle diese Bestrebungen eitel und vergeblich sind, wenn nicht Religion und Sittlichkeit ihre Grundlage bilden.

Religion und Volkswohlfahrt.

Hirtenbrief an die Geistlichkeit und die Gläubigen seines Kirchensprengels. Von Mitte Februar 1876. Mainz.

Auf meinen vorjährigen bischöflichen Rundreisen habe ich öfters von dem Verhältnisse gesprochen, in welchem die christlichen Tugenden zum Wohlstand des Volkes stehen. Man denkt bei den christlichen Tugenden mit Recht vor allem daran, daß sie der Weg zum Himmel sind. Man erkennt aber oft zu wenig, daß sie auch der rechte Weg zu unserem irdischen Glück, ja daß sie sogar für die meisten Menschen die notwendige Bedingung des irdischen Wohlstandes sind. Die Verkennung dieser Wahrheit geht ja doch so weit, daß die Feinde der Religion nicht selten behaupten, sie sei sogar ein Hindernis des Wohlstandes; sie mache den Menschen gleichgültig gegen denselben und vertröstete ihn nur auf die Glückseligkeit im Himmel. Wenn nun auch die Unwahrheit solcher Behauptungen euch hinreichend bekann ist, so kann es doch nur nützlich sein, euch zu zeigen, wie nach den Worten des Apostels „die Gottseligkeit zu allem nützlich ist", wie sie „nicht nur die Verheißung des zukünftigen, sondern auch die Verheißung dieses Lebens"[1]) hat, wie namentlich die christlichen Tugenden die notwendigen Bedingungen des Wohlstandes sind. Ich habe mir daher vorgenommen, was ich hierüber in einigen Gemeinden gesagt habe, in

1) Timoth. 4, 8.

diesem Hirtenbriefe für euch alle etwas eingehender zu behandeln.

Keine Angelegenheit beschäftigt ja unsere Zeitgenossen in diesem Augenblick mehr als die Hebung des Wohlstandes der arbeitenden Volksklassen. So löblich diese Bestrebungen an sich sind, so wird dabei doch nur zu oft verkannt, daß auch die besten Mittel dazu nicht ausreichen, wenn nicht vor allem die sittlichen Mittel zur Anwendung kommen. Nichts wird weniger erkannt, als daß die sogenannte Arbeiterfrage zum größten Teil eine sittliche Frage ist. Ich will daher in diesem Hirtenbriefe nachweisen: wie ohne Religion und Sittlichkeit für die Mehrzahl der Menschen, für das eigentliche Volk kein allgemeiner Wohlstand möglich ist, und wie dagegen die christlichen Tugenden denselben befördern.

1. Ich muß aber zuerst erklären, von welcher Art des Wohlstandes ich hier rede.

Die Heilige Schrift lehrt uns beten: „Armut und Reichtum gib mir nicht, verleih mir nur, was nötig ist zu meinem Lebensunterhalte[1].“

Was der Heilige Geist aber selbst uns beten lehrt, kann nur das beste für uns sein.

Reichtum ist also an sich kein Glück für uns. Er kann zwar durch Gottes Gnade auch ein Glück für uns werden, wenn wir ihn nämlich durch dieselbe gut gebrauchen; wenn er uns nicht von Gott und seiner Liebe abwendet, sondern vielmehr ein Mittel der Liebe Gottes und des Nächsten wird. An sich aber ist der Reichtum eine Gefahr; er wendet uns leicht ab vom Dienste des wahren Gottes und hin zu dem Götzen-

1) Sprichw. 30, 8.

dienste des Mammon; er bietet uns überdies alle Mittel, die sündhaften Lüste des Herzens zu befriedigen. Deshalb sagt der Heiland: „Wahrlich, ich sage euch, es ist schwer, daß ein Reicher ins Himmelreich eingehe;“ fügt aber gleich hinzu: „Bei den Menschen ist das unmöglich, bei Gott aber ist alles möglich[1].“ Selbst das untergeordnete Verlangen nach Reichtum ist nach den Worten des hl. Paulus voll Gefahren: „Die, welche reich werden wollen, fallen in Versuchung und in die Fallstricke des Teufels und viele unnütze und schädliche Begierden, welche die Menschen in Untergang und Verderben stürzen. Denn die Wurzel aller Übel ist die Habsucht. Einige, die sich ihr ergaben, sind vom Glauben abgefallen und haben sich in viele Schmerzen verwickelt[2].“

Dieselben Worte lehren uns aber, daß auch die Armut gefährlich ist. Sie schließt auch viele Seelengefahren ein. Sie hindert vielfach eine gute Erziehung der Kinder; sie führt oft zur Trägheit, Unredlichkeit, Lügenhaftigkeit und zu Unfrieden; sie hat noch viele andere Gefahren im Gefolge. Selbst ein verschuldeter Hausstand bringt schon viele Gefahren mit sich.

Endlich lehren uns jene Worte, daß ein gewisser Wohlstand, der die Mitte zwischen beiden hält, der uns und den Unsrigen den Lebensunterhalt ausreichend, aber nicht im Überflusse bietet, die beste Lage für das sittliche und religiöse Leben der Menschen auf Erden ist.

Von diesem Wohlstand, den ich den Volkswohlstand im Unterschied von dem Wohlstand der Reichen

---

1) Matth. 19, 23. 26.
2) 1. Timoth. 6, 9. 10.

nenne, will ich nun reden. Dieser kann nicht von der Religion getrennt werden. Mögen auch alle anderen Bedingungen zu demselben vorhanden sein, ohne Religion wird nie ein allgemeiner Volkswohlstand erreicht werden. Reich kann der Mensch auch ohne Religion, selbst durch unsittliche Mittel, werden; ein durchschnittlich im Wohlstande lebendes Volk ist aber nur denkbar, wo die Sitte des Volkes auf Religion beruht. Wir wollen daher die christlichen Tugenden hervorheben, welche insbesondere zu demselben beitragen.

2. Zu denselben rechne ich zuerst die Tugend der Mäßigkeit.

Die Tugend der Mäßigkeit gehört bekanntlich zu den vier sittlichen Haupt- und Grundtugenden. Wir brauchen sie nur etwas näher zu betrachten, um zu erkennen, wie sie eine unerläßliche Bedingung für den Volkswohlstand ist.

Dem Wortlaute nach bedeutet Tugend die Tauglichkeit, die Tüchtigkeit zum Guten, die Beharrlichkeit im Streben nach demselben; Mäßigkeit aber die Tugend, das rechte Maß in allem zu halten. Christlich wird diese Tugend, wenn sie aus der Gnade und dem Glauben entspringt, wenn sie Gott zum Beweggrund und zum Ziel hat.

Die christliche Tugend der Mäßigkeit ist daher das anhaltende Bestreben und die dadurch erworbene Tüchtigkeit, in allen Dingen das rechte Maß zu halten; nämlich jenes Maß, welches Vernunft und Glaube vorschreiben. Durch diese Tugend lernen wir daher, unser Leben nach Vernunft und Glauben einrichten und alle unsere Begierden und Neigungen ihnen gemäß beschränken, abtöten und beherrschen.

Aus diesem Begriffe ergibt sich nun der hohe Wert dieser Tugend sowohl für das sittliche Leben im

allgemeinen als auch für den Volkswohlstand im besonderen.

Was den Wert derselben für das ganze sittliche Leben des Menschen betrifft, so kann sich der Mensch in seinen Handlungen von zwei Triebfedern leiten lassen: erstens von der Vernunft, und zweitens von seinen blinden Neigungen und Leidenschaften.

Im ersten Falle handelt er vernünftig, sittlich, und deshalb nennt der hl. Thomas so schön die Sittlichkeit die Vernunft in den Handlungen der Menschen, gleichsam die verwirklichte, die zur Tat gewordene Vernunft.

Im anderen Falle handelt der Mensch unvernünftig, ähnlich wie die Tiere, weil nicht die Vernunft, sondern die blinden Triebe seine Handlungsweise bestimmen. Der Mensch, der so handelt, wird daher auch von der Heiligen Schrift der tierische Mensch genannt. Die wahre Vernünftigkeit des Menschen besteht deshalb nicht so sehr in dem Wissen als in dem Handeln. Nicht der Mensch ist wahrhaft vernünftig, der vernünftig denkt, aber tierisch handelt; sondern vielmehr nur der, welcher nach Vernunft und Glauben sein Denken und sein ganzes Leben einrichtet.

Das notwendige Mittel aber, um diese Sittlichkeit, diese höhere Vernünftigkeit in allen unseren Handlungen zu erwerben, ist die Tugend der Mäßigkeit. Sie ist jene sittliche Kraft im Menschen, welche ihn befähigt, seine blinden Leidenschaften den Forderungen des Glaubens und der Vernunft zu unterwerfen und nach ihrem Gebote seine Handlungen einzurichten. Die Unmäßigkeit ist dagegen eine sittliche Schwäche, eine sittliche Ohnmacht, welche ihn zum elenden Werkzeug seiner Leidenschaften macht.

Wenn aber diese Tugend in einem weiteren Sinne

sich auf das ganze sittliche Leben des Menschen erstreckt, weil sie jeder einzelnen Handlung das rechte Maß gibt, so beziehen wir sie doch in einem engeren Sinn und im gewöhnlichen Leben auf die besondere Fähigkeit, in sinnlichen Dingen, namentlich im Essen und Trinken, das von Vernunft und Religion vorgeschriebene rechte Maß zu halten.

Wie sehr aber von dieser Mäßigkeit der Volkswohlstand abhängt, bedarf keines Beweises. Unmäßigkeit und Trunksucht sind ja eine Hauptquelle der Verarmung. Sie richten nicht nur viele Arbeiterfamilien zugrunde, sondern stürzen nur zu oft auch solche in Dürftigkeit und Elend, die einen größeren Wohlstand besaßen. Der Unmäßige verliert mehr und mehr alle sittliche Kraft, um seine Bedürfnisse nach einer vernünftigen Überlegung, nach dem Verhältnis seines Einkommens einzurichten. Er opfert zuletzt alles willenlos seiner Leidenschaft. Wer könnte das Elend schildern, welches die Unmäßigkeit über so viele Familien bringt; den jahrelangen Jammer armer Frauen, welche Not und Armut täglich wachsen sehen; das unsägliche Leiden der Kinder, welchen die notwendigsten Lebensbedürfnisse fehlen; die täglichen Streitigkeiten, welche aus der Zerrüttung des ganzen Hauswesens entspringen! Pest, Hunger und Krieg, die großen Heimsuchungen der Menschen, bringen nicht so viel Elend über sie wie die Unmäßigkeit.

Wie könnte auch Unmäßigkeit und Volkswohlstand nebeneinander bestehen! Die statistischen Ermittelungen beweisen, daß weitaus der größte Teil der Menschen auf ein sehr bescheidenes Einkommen angewiesen ist. So ist es jetzt, so wird es auch in Zukunft trotz aller Bemühungen mehr oder weniger bleiben. Daraus ergibt sich aber, wie notwendig die Mäßigkeit zum

Volkswohlstand ist. Sie allein gibt dem Menschen die sittliche Kraft, seine Neigungen nach einer vernünftigen Überlegung, seinem Einkommen und seinen Ausgaben entsprechend, zu ordnen und zu regeln.

Wenn nicht diese, sondern unersättliche Lüste über die Ausgabe entscheiden, so wird das kleine Einkommen immer von diesen verschlungen werden. Daher ist es auch eine durch die Erfahrung bestätigte Tatsache, daß über den Wohlstand der Bevölkerung das Einkommen allein nicht entscheidet und daß in manchen Gegenden trotz eines viel höheren Lohnes die Armut viel größer ist als in anderen bei geringerem Lohne, weil dort Unmäßigkeit und hier Mäßigkeit herrscht.

Wenn wir aber bedenken, wie beschränkt und armselig schon an sich die irdischen Lebensgenüsse des größten Teils des Volkes im Vergleich mit den täglichen Genüssen der Reichen sind, so können wir uns nicht verhehlen, daß eine tief gewurzelte sittliche Gesinnung dazu gehört, auch bei diesen immer das Maß zu halten, welches die geringen Einnahmen vorschreiben. Darum ist auch diese Mäßigkeit im Volke, wo immer sie besteht, eine große, überaus gottgefällige Tugend. Schon die Eltern sollten deshalb von zarter Jugend an dieselbe dem Herzen ihrer Kinder einpflanzen. Mäßige Kinder erziehen heißt sittliche Kinder erziehen. Kinder dagegen durch die Erziehung daran gewöhnen, alle sinnlichen Begierden und Neigungen zu befriedigen, heißt die Kinder für ihr späteres Leben der Unmäßigkeit und Ausschweifung überliefern. Wenn die Sinnlichkeit im Kinde über Vernunft und Religion herrscht, so wird sie auch im Manne über jene herrschen.

Wenn wir aber diesen Wert der Mäßigkeit für Sittlichkeit und Volkswohlstand im Auge haben, so können wir nur mit tiefster Betrübnis daran denken, wie

vielfach diese einfache Wahrheit jetzt verkannt wird; wie viele die tiefe, tierische Erniedrigung der Unmäßigkeit und den sittlichen Wert der Mäßigkeit gar nicht mehr verstehen; wie alles dazu beiträgt, die Pest der Unmäßigkeit immer mehr, namentlich in unserer männlichen Jugend zu verbreiten.

3. Zu den christlichen Tugenden, die zum Wohlstand führen, rechne ich zweitens die Sparsamkeit.

Die Sparsamkeit ist eine Tochter der Mäßigkeit. Wo keine Mäßigkeit ist, da kann auch von Sparsamkeit keine Rede sein.

Nicht jede Sparsamkeit ist aber eine christliche Tugend, sie kann sogar ein abscheuliches Laster sein. Das ist sie, wenn sie aus einer ungeordneten Selbstliebe, der Selbstsucht, entspringt und mit Gefühllosigkeit gegen die Not der Mitbrüder verbunden ist; das ist sie, wenn sie gleich jenem Reichen im Evangelium nur darauf sinnt, irdische Schätze anzuhäufen und gegen die wahren Güter gleichgültig macht. Den Geizigen nennt der Apostel „einen Götzendiener"[1]) und den Geiz „einen Götzendienst"[2]).

Etwas ganz anderes ist die tugendhafte Sparsamkeit. Sie entspringt nicht aus der ungeordneten Weltliebe, aus der unordentlichen Selbstliebe oder aus der Gleichgültigkeit gegen die höheren Güter, sondern vielmehr, wie jede Tugend, aus Gott und aus dem Bestreben, Gottes Willen zu vollziehen. Sie ist deshalb auch nicht von einem blinden Triebe nach Reichtum beherrscht, sondern von der Erkenntnis der von Gott gewollten Ordnung geleitet und geregelt. Sie ist auch

1) Ephes. 5, 5.
2) Coloss. 3, 5.

nicht eine bloße einmalige Handlung, sondern eine durch anhaltendes Bestreben erworbene feste Lebensregel. Ein schönes Vorbild einer solchen gottgefälligen Sparsamkeit stellen uns die Sprüche Salomons in dem „starken Weibe" vor Augen. Sie erwirbt Wolle und Flachs und bearbeitet es mit ihren Händen. Mit großer Emsigkeit sorgt sie für die Lebensbedürfnisse aller Bewohner des Hauses. Sie steht am frühesten Morgen auf, um für alle Speise zu bereiten. Sie pflanzt frühzeitig den Acker, um zur rechten Zeit Frucht zu sammeln. Sie sorgt, daß gegen Kälte und Schnee alle doppelt gekleidet sind. Ihre Hand öffnet sie den Armen und ihre Arme breitet sie aus nach dem Dürftigen[1]). Eine solche Fürsorge für die Zukunft ist daher nicht Geiz, sondern vernünftige und gottgefällige Sparsamkeit. Darum sagt auch die Heilige Schrift: „Ein Arbeiter, der dem Trunke ergeben ist, wird nicht reich; und wer das Wenige nicht achtet, geht nach und nach zugrunde[2])." Darin besteht aber die Sparsamkeit, daß wir das Wenige achten. Auch der Heiland selbst lehrte uns durch sein Beispiel diese Sparsamkeit im kleinen, als er den Jüngern, nachdem er die 5000 Männer in der Wüste gespeist hatte, den Befehl geb: „Sammelt die übrig gebliebenen Stücklein, damit sie nicht zugrunde gehen[3])."

Zu dieser tugendhaften Sparsamkeit gehört auch die Vermeidung eines ungeordneten Luxus, einer gewissen Weichlichkeit und Prachtliebe in der Kleidung und in der Einrichtung des Hauswesens. Jenes „starke Weib" sorgte dafür, daß alle Hausgenossen im Winter doppelt gekleidet waren. Eine reichliche Fürsorge für

1) Spr. 31, 10ff.
2) Sir. 19, 1.
3) Joh. 6, 12.

die wirklichen Bedürfnisse ist daher kein Luxus, sondern vielmehr löblich und preiswürdig. Der Luxus dagegen törichte und verderbliche Eitelkeit, welche nur zu oft nach leerem Schein auf Kosten der wahren Bedürfnisse des Hauswesens hascht.

Wie innig aber diese Sparsamkeit mit dem Wohlstande zusammenhängt und wie ohne dieselbe für die Mehrzahl der Menschen nie an Wohlstand zu denken ist, bedarf kaum eines Beweises. Wer, wie man sagt, „von der Hand in den Mund lebt", das heißt, wer das, was er mit der Hand verdient, nicht sparsam verwendet, steht immer mit allen, für die er zu sorgen hat, am Rande der Armut. Ein Unfall genügt, um ihn sofort bettelarm zu machen oder auf die Hilfe anderer anzuweisen. Auch der größte Verdienst bewahrt ohne Sparsamkeit nicht vor Armut. Vor zwei Jahren berichteten die Zeitungen das unglückliche Schicksal eines Menschen, der in seiner Jugend von seiner Odenwälder Heimat aus als unbemittelter, aber strebsamer Knabe die Zeichenschule in Heidelberg besuchte und es dann durch Geschicklichkeit und Tätigkeit dahin brachte, daß er als Zimmermann mit zwölf Gesellen ein blühendes Geschäft betrieb. Er ergab sich aber bald der Unmäßigkeit und Ausschweifung, und weil diese nun einmal unersättlich sind, so gingen sie bald weit über seine Einkünfte hinaus. Er geriet von Schulden in Schulden, bis er endlich seine arme Frau nur deshalb ermordete, um durch eine andere Heirat Geld zu gewinnen, auf diesem Wege seine Schulden zu bezahlen und sich so von neuem seiner Genußsucht hingeben zu können. Ähnliche Beispiele, wenn auch in kleineren Verhältnissen und nicht mit einem solch entsetzlichen Ausgange, kommen überall vor. Sie bestätigen die eine unumstößliche Regel, daß ohne Sparsamkeit, mag der

Verdienst groß oder klein sein, Wohlstand für die meisten Menschen unmöglich ist. Ebenso bestätigen andere Beispiele mit derselben Bestimmtheit, daß Sparsamkeit, auch bei geringem Einkommen, zu einem soliden Wohlstand führen kann. Fast in jeder Gemeinde findet man Belege zu diesen beiden Regeln. Überall findet man Familien, welche sich, selbst in dieser vielfach bedrängten Zeit, durch Sparsamkeit und Fleiß ein kleines Eigentum erworben haben. Man braucht die Kinder solcher braven Familien nur zu sehen, um sich davon zu überzeugen, daß sie das Notwendige an Nahrung, an Kleidung, an Reinlichkeit, an guter Pflege reichlich erhalten und gesund und freudig heranwachsen. Woher kommt das? Weil in dem Hause Mäßigkeit, Sparsamkeit und Gottesfurcht herrscht. Ebenso findet man überall Familien, wo das gerade Gegenteil stattfindet, wo Not und Elend wohnt, wo die Kinder unter unsäglichen Entbehrungen heranwachsen, wo Hunger und Krankheit auf ihrem schwächlichen Körper ausgeprägt sind. Woher kommt aber das? In nur zu vielen Fällen von Mangel an Mäßigkeit, Sparsamkeit und Gottesfurcht.

So ist also die Tugend der Sparsamkeit ein ganz wesentliches Mittel zum Wohlstand. Wie große Erfolge durch Sparsamkeit auch bei geringem Einkommen erzielt werden können, erfuhr ich vor zwei Jahren in einer Gemeinde, deren Bewohner großenteils mit ihrem Lebensunterhalt auf die Arbeit angewiesen sind. In dem vorhergehenden Jahre waren dort nur von den Eingesessenen 23 000 Gulden in die Sparkasse eingelegt worden. Das ist die Wirkung der Mäßigkeit und der Sparsamkeit. Die Sparkassen haben zur Förderung derselben einen großen Wert und können, wenn sie gut eingerichtet sind, nämlich für den Nutzen der Einleger

und nicht für allerlei Nebenzwecke, nicht genug empfohlen werden. Die Sparsamkeit, als Angewöhnung von Jugend auf, ist ein wahres Vermögen, welches die Kinder auf den Lebensweg mitbekommen und welches das ganze Leben hindurch seine Zinsen trägt. Deshalb sollen auch die Eltern ihre Kinder mit der Mäßigkeit zur Sparsamkeit anhalten und zur Förderung derselben, wenn die Kinder anfangen Geld zu verdienen, nicht den ganzen Verdienst derselben verbrauchen, sondern einen Teil für sie in die Sparkasse einlegen, damit die Kinder sich frühzeitig daran gewöhnen, für die Zukunft zu sorgen.

4. Zu den Tugenden, die zum Wohlstande führen, rechne ich drittens eine christliche Standeswahl.

Wenn ich die christliche Standeswahl eine Tugend nenne, so ist das nicht im strengen Sinne des Wortes zu nehmen. Sie ist nicht so sehr eine einzelne Tugend als vielmehr eine Handlungsweise, welche aus einer tugendhaften Gesinnung und aus mehreren anderen Tugenden entspringt.

Um aber zu erkennen, welch tiefeingreifende Bedeutung die Standeswahl für den Volkswohlstand hat, müssen wir zweierlei ins Auge fassen: erstens wie der Wohlstand des einzelnen von der Familie abhängt, in der er lebt, und zweitens wie der Wert der Familie wieder ganz von der guten oder leichtsinnigen Standeswahl bedingt ist.

Die Tüchtigkeit der Familie hängt aber in so vielen Beziehungen mit dem Volkswohlstande zusammen, daß diese kaum alle hervorgehoben werden können. Wir wollen nur einige Hauptgesichtspunkte hier erwähnen.

Alles, was der einzelne Mensch von der Wiege bis zum Grabe von der Familie empfängt, wirkt nicht nur

auf sein ewiges Heil, sondern auch auf sein irdisches Wohlergehen ein. Zahllose Menschen bringen ihr Leben in Armut hin, weil sie durch die Schuld ihrer Eltern alles entbehren, was natürliche Bedingung des Wohlstandes ist.

Leib und Seele sind gewissermaßen die Werkzeuge, mit denen sich das Kind aus dem Volke nicht nur den Himmel, sondern auch seine Bedürfnisse für dieses Leben später erwerben muß.

Wenn sie aber dazu tauglich sein sollen, müssen sie gute, brauchbare Werkzeuge sein. Ob sie das aber sind, ob das Kind an Leib und Seele gesund heranwächst, um sich später Lebensunterhalt und Wohlstand erwerben zu können, hängt ganz wesentlich von der Familie, von den Eltern ab.

Schon der Körper, in dem wir das Licht der Welt erblicken, der unser Begleiter durchs irdische Leben, gewissermaßen unser persönlichster Taglöhner sein soll, der für uns arbeitet, zeigt uns das. Zwar ist Gott der Herr über Gesundheit und Krankheit, über Tod und Leben. So gewiß es aber hienach ist, daß auch kein Sperling ohne ihn vom Dache fällt und daß er alle unsere Haare gezählt hat, so gewiß ist es zugleich, daß Gott auch durch natürliche Ursachen unser Schicksal mitbestimmen läßt. Gesundheit und Krankheit kommen daher in unzähligen Fällen von den Eltern her. Viele Menschen haben einen zerrütteten Körper infolge der Sünden, Ausschweifungen und Laster ihrer Eltern. Man braucht nur in den Krankenhäusern der großen Städte die Zimmer zu besuchen, wo verlassene und hilflose Kinder in den ersten Lebenstagen aufgenommen werden, um sich davon in der entsetzlichsten Weise zu überzeugen. Wie können aber Kinder, die durch die Ausschweifung ihrer Eltern einen zerrütteten Körper mit ins Leben

bringen und nun auf die Arbeit desselben mit ihrem Unterhalte angewiesen sind, je zum Wohlstand gelangen? Je mehr die Unsittlichkeit zunimmt und schon die Jugend verpestet, desto größer wird die Zahl solcher armen Kinder, welche die Folgen der Ausschweifung ihrer Eltern zu tragen haben.

Doch der gesunde Körper genügt noch nicht, um ein gutes Werkzeug für das weitere Fortkommen zu sein; er bedarf überdies jahrelanger, sorgfältiger Pflege. Kein Geschöpf ist so lange auf Hilfe angewiesen wie der Mensch. Das Tier bedarf, um gesund und stark zu werden, der Pflege und erhält sie oft mit großer Sorgfalt. Auch der Mensch ist diesem Naturgesetz unterworfen. Nur wenn das Kind gute Nahrung, Kleidung, Wohnung erhält, wie es die Menschennatur bedarf, wird es gesund heranwachsen; wenn es dagegen die langen Jahre seiner Jugend in Not und Elend zubringt, wenn sein zarter Körper dem Hunger und allen Einflüssen der Witterung ausgesetzt ist, wenn es in Schmutz und Unrat, in feuchten, elenden Räumen wohnt, wenn es fast alles entbehrt, was der Mensch bedarf, so wird sein armer Körper dem Siechtum überliefert und kaum imstande sein, es im späteren Leben vor Bettelarmut zu bewahren. Eine große Anzahl Kinder wächst in solchen Verhältnissen auf.

Wenn sie dann mit ihrem unentwickelten Körper das vierzehnte Jahr erreicht haben, werden sie nicht selten noch überdies von ihren Eltern lediglich dazu verwendet, um von nun an mit diesem kraftlosen Werkzeug ihr Brot selbst zu verdienen. Und nicht nur sie selbst wachsen in diesem Elende auf, sie werden in ähnlicher Weise auch frühe, leichtsinnige Verbindungen anknüpfen und von Geschlecht zu Geschlecht so ihr Elend fortpflanzen.

Doch wichtiger als der Körper ist die Seele, nicht nur als Gottes Ebenbild und ihrer ewigen Bestimmung wegen, sondern auch in bezug auf den Wohlstand. Sie soll ja in diesem Körper wohnen, ihn lenken und leiten, sich seiner als Werkzeug bedienen. Wie beim Arbeiter der Geist, der die Arbeit leitet, wichtiger ist als der Pflug, der Hammer, der die Arbeit verrichtet, so ist es auch mit der Seele und dem Leibe. In dem gesunden Leibe muß auch eine gesunde Seele wohnen, damit die Arbeit zum Wohlstand führt. Dazu bedarf sie erstens Kenntnisse und zweitens noch weit mehr Tugenden. Ob die Seele des Kindes damit ausgestattet wird, hängt wieder von der Familie ab. Sie ist die Pflanzschule sowohl jener Tugenden, die das Kind im späteren Leben zum Wohlstand führen werden, als auch jener Laster, die es im späteren Leben in Elend und Armut stürzen.

Aber auch wenn der Mensch herangewachsen ist und selbst der Familie vorsteht, hängt von dieser sein Wohlstand ab. Der einsichtigste, nüchternste und fleißigste Mann allein kann seiner Familie nicht zu demselben verhelfen; er hängt dabei ab von der Mithilfe der Frau. Ist diese eine schlechte Haushälterin, eine unordentliche, träge, genußsüchtige Frau, so wird der Wohlstand nie in sein Haus einkehren. Ebenso vermag die Frau, wenn sie auch alle guten Eigenschaften jener „starken Frau" der Heiligen Schrift besitzt, ihre Familie nicht vor Armut zu schützen, wenn ihr ein Mann zur Seite steht, welcher ein Sklave der Unmäßigkeit ist, welcher das Wirtshaus mehr liebt als Frau und Kinder und dort vergeudet, was jene zum notwendigsten Lebensunterhalt bedürfen.

So ist also in der Tat der Wohlstand des Volkes von der Geburt bis zum Grabe wesentlich von der Beschaffenheit der Familie abhängig. Allgemein kann

er nur dann verbreitet sein, wenn echtes, christliches Familienleben im Volke blüht. Unter allen Mitteln, die erfordert werden, um die sogenannte soziale Frage zu lösen und die materiellen Verhältnisse des Volkes zu verbessern, ist das weitaus erste und notwendigste die Förderung des Familienlebens. Wer das nicht erkennt und nur oder doch hauptsächlich durch andere Mittel dem Volke helfen will, ist ein Tor und macht mit allen seinen gut oder schlecht gemeinten Mitteln doch nur Streiche in der Luft.

Daraus erkennen wir nun auch den Wert der Standeswahl für den Volkswohlstand. Gute Familien hängen ja wesentlich von einer vernünftigen, christlichen Standeswahl ab. Das ist eine Wahrheit, die niemand leugnen kann, die aber dennoch so allgemein verkannt wird, daß ihre Mißachtung eine Hauptquelle aller sozialen Übel ist.

Zu einer vernünftigen, christlichen Standeswahl gehört erstens die ernste Prüfung, ob auch beide Teile die zu einem guten Familienleben notwendigen sittlichen Eigenschaften besitzen. Die Aufgabe des christlichen Mannes und Vaters, der christlichen Frau und Mutter ist so groß und erhaben. Beide sind ja Stellvertreter Gottes bei den Kindern, und ein höheres Amt kann es nicht geben, als Gottes Stellvertreter zu sein. Welch hohe Eigenschaften sollen sie deshalb besitzen! Wie billig und recht ist es daher, ehe man ein so hohes Amt übernimmt, sich zu fragen, ob man auch die dazu notwendigen Eigenschaften besitzt. Zu einer vernünftigen, christlichen Standeswahl gehört zweitens die Prüfung, ob auch einigermaßen die zum Unterhalt einer Familie notwendigen materiellen Bedingungen vorhanden sind. Dabei handelt es sich nicht um Reichtum, sondern nur um eine vernünftige Fürsorge, daß

der Hausstand nicht mit Elend und Not beginnt; um eine vernünftige Überlegung, ob man auch die notwendigsten Bedürfnisse eines ordentlichen Hausstandes beschaffen kann.

Wie viele Familien werden aber gegründet, ohne an diese Fragen auch nur zu denken. Beim Antritt jedes anderen Standes stellt man sich dieselben; nur bei diesem wichtigsten aller Stände, von dem Glück und Unglück oft vieler Geschlechter abhängt, werden sie leichtsinnig außer acht gelassen. Viele treten in die Ehe ein nach einem Jugendleben voll Ausschweifung, ohne nur eine der Tugenden zu besitzen, die zu einem guten, geordneten Familienleben gehören; die statt der Tugenden sich jene Laster angewöhnt haben, welche die Familien verwüsten und die Kinder verderben; die nicht einmal im ledigen Stande ihrer Leidenschaften wegen mit ihrem Einkommen ausreichten und statt Ersparnisse Schulden mitbringen; die jede Regung des Gewissens verloren haben, daß sie mit einer solchen Standeswahl gegen die Vernunft und gegen Gott sündigen und ein wahres Verbrechen gegen ihre Familie und ihre Kinder begehen.

Oder was könnte sündhafter sein, als durch gewissenlosen Leichtsinn das vielfache Elend zu verschulden, das durch eine solche Handlungsweise über viele Familien kommt; was könnte grausamer sein, als dadurch zugleich zu verursachen, daß arme Kinder ihre ganze Jugendzeit freudenlos, in Darben und Elend dahinbringen und an Leib und Seele großen Schaden leiden.

So wesentlich hängt also die gute, christliche Standeswahl mit dem Volkswohlstande zusammen. Durch dieselbe erhalten wir gute Familien; gute Familien sind aber die Grundbedingung des Wohlstandes des Volkes.

Nichts ist daher auch für die wirtschaftlichen Verhältnisse des Volkes grundverderblicher als alles, was die Familie beschädigt.

5. Zu den Tugenden, die zum Volkswohlstande führen, rechnen wir endlich Lauterkeit, Keuschheit der Sitte.

Sie ist von unberechenbarem Einfluß auf den Wohlstand des Volkes. Auch die bisher genannten Tugenden können ohne sie nicht bestehen.

Von ihr hängt die Mäßigkeit ab. Beide sind ja Herrschaft der Vernunft über den niederen Menschen. Die Mäßigkeit ist, wie wir sahen, die sittliche Kraft im Menschen, welche ihn befähigt, seine Handlungen nach der durch den Glauben erleuchteten Vernunft einzurichten; welche ihn in den Stand setzt, allen bösen, tierischen Neigungen und Begierden, die mit Vernunft und Glauben im Widerspruch stehen, zu überwinden und so in allen Dingen das rechte Maß zu halten. Nichts vermehrt aber mehr diese sittliche Kraft im Menschen als die Reinheit der Sitten, nichts schwächt sie so als Sittenlosigkeit. Diese vertilgt alle sittliche Kraft in ihm und überliefert ihn seinen blinden, maßlosen Leidenschaften. Unkeuschheit und Unmäßigkeit gehen daher immer zusammen.

Von der Sittlichkeit hängt deshalb auch die Sparsamkeit ab. Unkeuschheit und Verschwendung sind gleichfalls immer verbunden. Das beweist die tägliche Erfahrung in zahllosen Beispielen. Selbst die Ersparnisse, welche vielleicht in einer Reihe von Jahren durch Fleiß und Mäßigkeit angesammelt sind, fangen von dem Tage an zu verschwinden, wo das sittenlose Leben beginnt. An deren Stelle treten dann Schulden, Unordnung und Leichtsinn.

Von der Sittlichkeit hängt die vernünftige, christ-

liche Standeswahl ab. Sittenreinheit gibt dem Menschen die notwendige geistige Freiheit, um die wichtigen Entschlüsse seines Lebens nach vernünftiger, christlicher Überlegung fassen zu können. Sie gibt ihm die ruhige, von dem Einfluß schlechter Leidenschaften unabhängige Überlegung, um die oben gestellten Fragen an sich richten zu können.

Die Unsittlichkeit dagegen benimmt ihm jede vernünftige Überlegung bei diesem wichtigsten und entscheidensten Schritt des Lebens. Blinde, unvernünftige Leidenschaften treten dann an ihre Stelle und stürzen so viele für sich und die Ihrigen in das tiefste materielle und sittliche Elend.

Von der Sittlichkeit hängt endlich das Gedeihen des ganzen Familienlebens ab; Glück und Segen für alle, die ihm angehören. Nur die sittenreine Familie bringt allen Frieden und alles Glück, welche die Familie nach Gottes Absicht ihren Gliedern spenden soll; nur die sittenreine Familie ist die fruchtbare Pflanzschule aller natürlichen und übernatürlichen Tugenden; nur die sittenreine Familie führt zu jenem soliden Wohlstand, den wir so oft im Volke antreffen. Alles das zerstört die Unkeuschheit. Wo sie in das Haus eindringt, ist Segen, Frieden und Glück dahin; wo sie eindringt, wird die Familie eine wahre Lasterschule, wo sie eindringt, werden auch bald mit ihr Unmäßigkeit, Verschwendung, Unordnung und endlich Armut ihren Einzug halten.

So sind Wohlstand und Sittlichkeit, Zerrüttung des Vermögens und Unsittlichkeit wieder enge miteinander verbunden. Ich konnte euch das nur an einigen wenigen Punkten nachweisen; damit ist aber die vielfache Beziehung zwischen beiden noch lange nicht erschöpft. Die schrecklichen Folgen dieses Lasters, auch für den

Wohlstand, lassen sich ja nur zu einem kleinen Teile öffentlich besprechen.

Es wird also nie gelingen, allgemeinen Wohlstand im Volke zu verbreiten ohne tief gewurzelte keusche Sitten. Ich habe im Eingange gesagt, daß die Arbeiterfrage hauptsächlich eine sittliche Frage sei; ich könnte noch richtiger sagen, daß sie hauptsächlich eine Frage der keuschen Sitte sei. Die Reichen mögen sich der Unmäßigkeit und Unsittlichkeit nicht selten überlassen können und doch reich bleiben. Das ist kein Vorzug, sondern vielmehr eine Gefahr des Reichtums. Das Volk kann aber nicht unmäßig und unsittlich sein, ohne zu verarmen. Gott hat es so angeordnet, daß es in der Regel nur durch Tugend auch zeitlich glücklich wird.

Nichts ist wohlwollender und menschenfreundlicher, nichts schützt und hütet den Menschen von dem Mutterschoße an, sein ganzes Leben hindurch, vor eigenen und fremden Gefahren so sehr wie reine Sitte. Nichts ist dagegen menschenfeindlicher als die Unsittlichkeit; nichts bedroht das geistige und leibliche Wohl der Menschen mehr als sie; keiner Beschädigung steht der Mensch so schutzlos entgegen wie der, welche von ihr ausgeht; keine bringt so viel Armut, Krankheit und Elend wie sie.

Bewahret euch deshalb als den wertvollsten Hausschatz die gute, keusche Sitte, die ja noch so vielfach in unseren katholischen Familien zu Hause ist. Der hl. Johannes sah Babylon als eine Verführerin zur Unzucht und trunken von dem Blute der Heiligen und der Zeugen Jesu[1]). Dieses Bild, diese Verführerin, trunken vom Blute der Christen, stellt uns die Wahrheit vor Augen, daß unreine Sitte und Haß gegen die Kirche Christi immer verbunden sind. Das sind stets böse

1) Apok. 17, 5. 6.

Zeiten auf Erden, wenn sie vereint auftreten, um die Menschen zu verführen und zu verderben. Eine solche Zeit ist aber die unsrige. Sie ist auch voll Haß gegen die katholische Kirche, die große Zeugin Jesu auf Erden, und voll Verführung zur Ausschweifung und Sittenlosigkeit. Um aber die Sitten im Volke zu verderben, dazu gebraucht man hauptsächlich zwei Mittel, die ihr kennen müßt, um euch und eure Kinder vor diesen sittlichen Gefahren zu bewahren.

Das erste Mittel zur Verbreitung der Sittenlosigkeit sind jene schlechten Grundsätze, welche darauf ausgehen, den Abscheu des Volkes vor dem Laster der Unzucht immer mehr abzuschwächen. Während das Christentum uns lehrt, daß dieses Laster eine der abscheulichsten Sünden ist, sucht man es jetzt vielfach zu entschuldigen. Während kein Gefühl tiefer dem unverdorbenen Gemüt eingeprägt ist, als Scham und Ekel vor demselben, sucht man es als etwas Natürliches, Erlaubtes darzustellen. Während kein Laster mehr Unglück und Tränen verursacht, lacht die unreine Welt über dasselbe. Das sind verderbliche Grundsätze, die ein reines Gefühl ebenso wie das Wort Gottes verabscheut, die aber der verdorbenen, sündhaften Natur schmeicheln und deshalb leicht Anklang finden. Daher kommt es auch, daß leichtsinnige Verbindungen und leichtsinnige Standeswahlen von vielen kaum noch für etwas Unrechtes gehalten werden. Möchten diese verwerflichen Grundsätze nie bei euch eindringen!

Das zweite Mittel zur Verbreitung der Sittenlosigkeit und Unmäßigkeit sind die zahllosen Gelegenheiten, welche sich überall finden, um das Volk und namentlich die Jugend zur Ausschweifung zu verführen. Es gibt ja in unserer Zeit, sowohl was die Zahl derselben als auch was ihre Gefährlichkeit und Schlechtigkeit angeht,

gar keine Schranken mehr. Die reine, keusche Sitte, die früher dem deutschen Volke so lieb war, diese reiche Quelle so vieler anderer Tugenden und so vielfachen Menschenglückes, wohnt jetzt nur noch in sehr vielen Familien und in einzelnen glücklichen Gemeinden; aus dem öffentlichen Leben ist sie fast verschwunden. Hier darf jede freche Unsittlichkeit, jede schamlose Zweideutigkeit, wenn sie nur noch gewisse Formen einhält, sich öffentlich zeigen, um die Sitten des Volkes zu verderben und zu vergiften. Die Verbreitung ansteckender Krankheiten wird mit höchster Sorgfalt verhindert, der Verbreitung dieser sittlichen Pest wird dagegen kein Hindernis in den Weg gelegt. Unsittlichkeiten aller Art in Bildern, Büchern, Schaubuden, Lustspielen usw. ergießen sich ungehindert über Stadt und Land, um unser gutes deutsches Volk zu verderben und freche Schamlosigkeiten in alle Schichten der Bevölkerung zu verbreiten.

Hütet euch und eure Kinder vor allen diesen großen Gefahren! Haltet sie, so viel ihr könnt, im Familienleben zurück, wo sie gute Sitten bewahren und reine, edle Freuden genießen!

6. Daraus ergibt sich nun auch, wie innig Religion und Wohlstand miteinander verbunden sind.

Der erste Grund hiefür besteht darin, daß nur Christus uns jene großen Wahrheiten lehrt, welche allein imstande sind, uns wahre Nächstenliebe einzuflößen, die Schwachen vor Ausbeutung durch die Mächtigen zu bewahren, die Selbstsucht zu überwinden und echte Sittlichkeit und Tugend uns einzupflanzen.

Christus lehrt uns, daß wir Gott über alles und den Nächsten wie uns selbst lieben sollen; daß er alles, was wir dem geringsten seiner Brüder getan, ansieht, als hätten wir es ihm selbst getan; daß wir die Selbst-

liebe nicht auf Kosten der Nächstenliebe befriedigen dürfen; daß wir verpflichtet sind, allen Menschen zu tun, was wir wünschen, das sie uns tun möchten; daß Gott der Herr aller Dinge ist und wir nur seine Verwalter; daß wir barmherzig sein müssen, wenn wir hoffen wollen, Barmherzigkeit von Gott zu empfangen.

Das sind die großen sozialen Grundsätze des Christentums, welche zwar der Schuld der Menschen wegen nie allgemein verwirklicht werden, welche aber im Leben der christlichen Völker immer nach Verwirklichung streben und sowohl auf das Leben der einzelnen Menschen wie auch auf die Beziehungen derselben untereinander einen unermeßlichen Einfluß ausgeübt haben.

Wie Christus aber die Menschen verbindet, so trennt sie der Unglaube. Wo Christus nicht ist, herrscht die Selbstsucht. So ist es zwar immer gewesen; unsere Zeit scheint aber den höchsten Beweis dafür liefern zu sollen. Das, was uns jetzt als das höchste Resultat der Wissenschaft angepriesen wird, führt nicht nur zum rohesten Egoismus, sondern ist in seiner Konsequenz eine Rechtfertigung der Ausbeutung der Schwachen durch die Starken, der Armen durch die Reichen. Ja, wenn diese Grundsätze des modernen Unglaubens wahr sind, dann ist die Nächstenliebe des Christentums eine Torheit und das Recht des Stärkeren über die Schwachen das wahre Gesetz der Menschheit. Nach dieser menschenfeindlichen Lehre haben die Menschen nicht einen weisen und heiligen Gott zum Urheber und Schöpfer, sondern sie stammen vielmehr von irgend einem blinden, unvernünftigen Ding ab, aus dem sich das Weltall und endlich auch das Menschengeschlecht entwickelt hat. Das Grundgesetz dieser ganzen Entwickelung ist aber das, was sie den Kampf ums Dasein nennen. Wie nämlich in einem Walde der stärkere Baum den schwächeren Baum unterdrückt und,

während dieser abstirbt, sich um so höher erhebt, so denken sie sich das Werden aller Dinge. Nach der Lehre des Christentums ist die Gottesliebe und die aus ihr entspringende Menschenliebe das wahre Gesetz der Entwickelung der Menschen; nach der Lehre dieser modernen Wissenschaft dagegen ist es der Kampf ums Dasein, indem immer das Stärkere das Schwache unterdrückt und durch diese Unterdrückung seine wahre, fortschreitende Entwicklung erhält. Wohin aber dieses neue Weltgesetz uns führt, sehen wir bereits an vielen Erscheinungen der Gegenwart. Der Wucherer, der seinen Wohlstand auf Kosten Tausender seiner Mitmenschen dadurch vermehrt, daß er diese zugrunde richtet, ist das vollendete Bild dieser modernen Wissenschaft auf sozialem Boden.

Der zweite Grund der innigen Verbindung der Religion mit dem Wohlstande des Volkes besteht darin, daß wir nur durch Christus und seine göttliche Gnade und Hilfe imstande sind, jene Tugenden bleibend zu erwerben, jene Mäßigkeit, Sparsamkeit, Sittenreinheit, Arbeitsamkeit, von denen der Wohlstand des Volkes, wie wir sahen, abhängt. Die Religion ist ja nicht nur eine Gotteslehre, sondern auch eine Gotteskraft. Nur durch ihre übernatürliche Hilfe werden wir wahrhaft tugendhaft. Gott hat zwar das Sittengesetz nicht nur auf zwei steinerne Tafeln, sondern auch in das Menschenherz unvertilgbar eingegraben, so daß wir nur in uns zu blicken brauchen, um den Wert und die Schönheit der Tugend zu erkennen. Der Mensch hat aber infolge der Erbsünde und seiner persönlichen Sünden noch ein anderes Gesetz in sich, das ohne Gottes Beistand stärker ist als jenes. Deshalb sagt der Apostel Paulus so wahr und tief: „Ich habe Lust am Gesetze Gottes dem inneren Menschen nach; ich sehe aber ein anderes Gesetz in meinen Gliedern, welches dem Gesetze meines Geistes

widerstreitet und mich gefangen hält unter dem Gesetze der Sünde, das in meinen Gliedern ist." Auf die Klage aber: „Ich unglückseliger Mensch! Wer wird mich von dem Leibe dieses Todes befreien?" gibt er die Antwort: „Die Gnade Gottes durch Jesum Christum unsern Herrn[1])."

Das ist die Geschichte aller Menschen. Wir alle fühlen dem inneren Menschen nach die Freude am Guten, an der Tugend. Wir alle haben aber auch in uns den Widerspruch des Bösen und der Leidenschaften. In diesem Kampfe aber siegt nur dann das Gute über das Böse, die Tugend über das Laster, der Geist über das Fleisch, die Gottesliebe über die Selbstsucht, wenn wir mit Christus innig verbunden sind, wenn er uns mit seiner göttlichen Gnade stärkt.

Der dritte Grund, weshalb Volkswohlstand und Religion nicht getrennt werden können, besteht endlich in der innigen Verbindung zwischen Familie, Religion und Volkswohlstand. Die Religion, die Kirche ist die feste Stütze der Familie. Dadurch, daß Christus der Ehe in ihrer Einheit und Unauflöslichkeit eine göttliche Verfassung gegeben und durch die Gnade des Sakramentes den Eheleuten die übernatürliche Hilfe gespendet hat, derselben gemäß zu leben, hat er zugleich mehr für den Volkswohlstand gesorgt, als alle menschlichen Einrichtungen zusammengenommen für diesen Zweck zu tun vermögen. Nur dort wird daher die Ehe die feste Grundlage für die Familie sein, wo sie innig mit der Kirche verbunden ist.

Wenn ich aber in diesem Hirtenbriefe davon gesprochen habe, wie notwendig die Tugenden zum Volkswohlstande sind, so habe ich selbstverständlich nicht damit

---

1) Röm. 7, 22 ff.

sagen wollen, daß sie allein dazu führen. Ich habe selbst eine der wichtigsten Tugenden, nämlich die christliche Arbeit, gar nicht erwähnt, weil ich sie ihrer Wichtigkeit wegen bei einer anderen Gelegenheit besonders behandeln will. Außerdem wirken aber noch viele andere Ursachen auf den Volkswohlstand wesentlich ein. Auch der Staat soll durch eine weise Gesetzgebung dazu mitwirken. Ich bin also weit entfernt, den Wert anderer Mittel zur Hebung des Wohlstandes zu verkennen; ich wollte nur die eine, so viel verkannte Wahrheit aussprechen, daß alle diese anderen Mittel allein gänzlich ungenügend sind, und daß Sittlichkeit und Religion die ersten und notwendigsten Bedingungen des allgemeinen Volkswohlstandes sind.

Hütet euch deshalb vor allen, die euch Wohlstand und irdisches Glück versprechen, eure Religion aber gering schätzen oder gar offene Feinde derselben sind. Glaubet ihren Verheißungen nicht. Man kann nicht ein Feind Christi, ein Feind seiner Kirche und zugleich ein wahrer Freund des Volkes sein. Die Feinde der Religion Jesu Christi sind vielmehr auch eure Feinde.

Wenn ich euch aber ermuntert habe, nach den christlichen Tugenden zu streben, die zum Wohlstand führen, Sünden und Laster dagegen zu meiden, die Not und Armut zur Folge haben, so habe ich damit der unverschuldeten Armut wahrlich nicht zu nahe treten wollen. Christus hat gesagt: „Es wird immer Arme unter euch geben.“ Es gibt eine durch Leichtsinn, Trägheit und Ausschweifung verschuldete Armut; es gibt aber auch eine unverschuldete Armut, die eine Folge der heiligen und weisen Ratschlüsse der göttlichen Vorsehung ist, die wir hoch ehren, der wir unsere innigste Teilnahme schenken müssen. Sie ist geheiligt durch das

Beispiel Christi; sie ist geheiligt durch seine evangelischen Räte; sie ist geheiligt durch die freiwillige Armut, der sich die lange Reihe der Heiligen im Laufe der christlichen Jahrhunderte geweiht hat. Wenn wir deshalb auch in christlicher Weise nach Wohlstand streben, so wollen wir mit diesem Streben die echt christliche Liebe zu den Armen, namentlich in unserer Heimatsgemeinde verbinden und ihnen in ihrer Not, so viel wir können, beispringen. In einer katholischen Gemeinde sollte kein Armer ohne Hilfe sein.

Es gibt einen Reichtum, der durch Ungerechtigkeit, Wucher und Unterdrückung entstanden ist, — der ist schlecht und verwerflich; es gibt einen Reichtum, der durch Geschicklichkeit und Fleiß oder durch Erbschaft erworben ist, — der ist tadellos, aber vielfach gefährlich; es gibt endlich einen Wohlstand, der auf Gottesfurcht, Tugend und Arbeit beruht und nur durch sie zusammengehalten werden kann, — den wünsche ich euch allen von Herzen.

In innigster Liebe spende ich euch und euren Kindern den bischöflichen Segen: Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.



Liberalismus, Sozialismus und Christentum.

Rede, gehalten auf der XXI. General-Versammlung der katholischen Vereine Deutschlands zu Mainz, 1871.

Während nach dem blutigen, für uns so ruhmreichen Kriege sich alles nach Frieden und Ruhe sehnte, ist für uns Katholiken sofort die Zeit eines neuen heftigen Kampfes ausgebrochen. Während dem neuen Deutschen Reiche nichts zu seiner mächtigen Entfaltung notwendiger ist als religiöser Frieden, wie das die deutsche Geschichte hinreichend lehrt, sind fast alle Parteien, ohne irgendeine Veranlassung von seiten der Katholiken, über uns hergefallen und damit beschäftigt, den religiösen Frieden, so tief wie möglich, zu erschüttern und die Flamme religiöser Streitigkeiten überall anzufachen und anzublasen. So schmerzlich das sowohl für unser religiöses Gefühl als auch für unsere Liebe zum deutschen Vaterlande ist, dessen heiligste Interessen wir so frevelhaft gefährdet sehen, so können wir uns dennoch darüber nicht wundern. Wir müssen uns daran erinnern, daß nun einmal der Kampf das Schicksal der Menschen auf Erden bleibt. Die ganze Weltgeschichte ist ein Beweis hiefür. Auch die Wahrheit und Gerechtigkeit erhält und verbreitet sich nur im Kampfe. Die großen Männer waren die großen Kämpfer für Wahrheit und Gerechtigkeit. Nichts ist deshalb unberechtigter, als sich über den Kampf beschweren; nichts irriger als die Auffassung, dieser Kampf sei eine Eigentümlichkeit unserer Zeit und eine Folge

ihrer besonderen Bosheit; nichts die Manneskraft lähmender als das Vorurteil, es habe eine gute alte Zeit gegeben, wo Wahrheit, Gerechtigkeit und Tugend ohne schweren Kampf über die Menschen geherrscht hätten. Das gerade Gegenteil ist wahr. Daß namentlich die katholische Kirche auch jetzt im Mittelpunkt aller Zeitkämpfe steht, ist so recht das leuchtende Zeichen, daß sie die wahre Kirche Christi, daß sie die rechtmäßige Stiftung dessen ist, den der Zeitgeist ans Kreuz geschlagen hat.

So notwendig aber der Kampf ist, so wichtig ist es, daß wir *gut kämpfen*. Dazu gehört aber vor allem ein richtiges Verständnis der Zeit und der Mittel und Wege, welche gerade unsere Zeit fordert, um in ihr wirksam für Recht und Wahrheit zu kämpfen. Jede Zeit hat ihre Eigentümlichkeit, während die großen Prinzipien immer dieselben bleiben. Wer nun die Eigentümlichkeit seiner Zeit nicht kennt und sich nur in den großen Prinzipien bewegt, der führt meistens seine Schläge in der Luft und über die Köpfe seiner Zeitgenossen hinweg. Das ist nur zu häufig unser Fehler und unsere Kampfweise. Weil wir die Söhne jener Kirche sind, deren Wesen darin besteht, die großen Prinzipien, die großen Grundwahrheiten, auf denen alle menschlichen Dinge beruhen, zum Heile des ganzen Menschengeschlechtes zu verkünden, zu bewahren und zu pflegen, so geschieht es nur zu leicht, daß wir bei ihnen stehen bleiben und uns der Mühe überheben, in die wirklichen Verhältnisse überall einzudringen. Dadurch werden wir leicht unpraktisch und verfallen in allgemeine Redensarten, die an sich vortrefflich sind, aber eben nicht *den* Nagel auf den Kopf treffen, der gerade jetzt, in unserer Zeit, getroffen werden muß.

Ihre Verhandlungen, meine hochverehrten Herren, werden gewiß dazu beitragen, unsere Lage aufzuklären

und praktische Beschlüsse auf den verschiedenen Gebieten der einschlagenden Tagesfragen anzuregen.

Als allgemeine Einleitung dazu ist es vielleicht nicht ohne Nutzen, den Liberalismus in seinem Verhältnis zur Kirche ins Auge zu fassen.

Dem Liberalismus geht es wie solchen Trägern altberühmter Namen, die ihren hohen Ahnen wenig Ehre machen. So hat auch der Liberalismus einen schönen Namen. Wer möchte nicht liberal in der eigentlichen Bedeutung des Wortes sein? Es bedeutet ja: freigebig sein; billig sein; vorurteilslos sein; freisinnig sein; nach wahrer Freiheit streben usw. Es bedeutet also eine Gesinnung, die ebenso echt human wie christlich ist und im Christentum ihre volle Verwirklichung findet. Nichts ist liberaler als die katholische Kirche — das Wort in seinem wahren Sinne genommen. Dem entspricht aber das Ding sehr wenig, welches in der Welt Liberalismus heißt. Es ist vielmehr meist das absolute Gegenteil von dem, was das Wort bedeutet.

Um diesen Liberalismus aber richtig zu erkennen, müssen wir die verschiedenen Phasen wohl unterscheiden, welche er seit einem halben Jahrhundert durchlaufen hat: nämlich den Liberalismus in seinen Kinderjahren, den Liberalismus in seinem Mannesalter und den Liberalismus in seinem widerspenstigen Sohne, der ihm viel Kummer macht, den er gern verleugnen und uns Katholiken anhängen möchte, der sich aber fest an ihn klammert, seine Erbschaft herausfordert und seine vollkommen rechtmäßige Abstammung unstreitbar nachweisen kann, ich meine den Sozialismus. Die erste Unterscheidung zwischen dem Liberalismus in seinem Kindesalter und dem in dem Mannesalter verdanken wir den Koryphäen der Nationalliberalen auf dem Reichstage, welche damit jene Forderung der Freiheit der

Kirche von seiten der Zentrumsfraktion abzulehnen suchten, welche der frühere Liberalismus ehrlich anerkannt hatte. Sie wird immer wichtiger werden, und der jetzige Liberalismus wird mit dieser weisen Unterscheidung noch vieles rückgängig zu machen suchen, was der frühere Liberalismus zugestanden, ja gefordert hat! — Ebenso wichtig ist aber auch, das Verhältnis des Liberalismus in seinem Mannesalter, das man viel besser Greisenalter nennen könnte, zu seinem unbändigen Sohne, dem Sozialismus, und dessen rechtmäßige Abstammung von jenem genau ins Auge zu fassen.

Suchen wir uns die Unterschiede klar zu machen und beginnen wir mit dem ersteren.

Der frühere Liberalismus, namentlich der aus dem Jahre 1848, war weniger ein abgeschlossenes, fertiges System, als ein Kampf gegen jenes absolutistische Staatswesen, wie es sich seit dem sechzehnten Jahrhundert mehr und mehr in ganz Europa ausgebildet hatte. Der jetzige Liberalismus, der angeblich zum Mannesalter herangereifte, ist dagegen ein abgerundetes, abgeschlossenes System, welches den Anspruch erhebt, an sich und unmittelbar gewiß und wahr zu sein, und daraus seine Berechtigung ableitet, sich überall zu verwirklichen. Was uns Christen die geoffenbarte Wahrheit ist, weil wir glauben, sie von Gott, der ewigen Wahrheit, empfangen zu haben, das ist den Anhängern dieses Systems ihre Staatsdoktrin. Wer ihr widerspricht, wird ohne weiteres in den Bann getan. Daß ihr System wahr ist, ist gewiß, weil sie es sagen. Wer es leugnet, ist ohne weiteres ein Feind der ganzen modernen Kultur, der Humanität und Vernunft, denn Humanität, Kultur und Vernunft ist alles das und nur das, was sie dafür ausgeben; und alle, die nicht dasselbe von Kultur und Vernunft denken, sind Finsterlinge und Ul-

tramontane, auf die der wahre Kulturmensch mit unaussprechlich lächerlichem Hochmut herabblickt. Diesem System gegenüber ist deshalb auch absolut nichts berechtigt. Die Kirche, das christliche Volk, tausendjähriger Besitz, Völkerverträge, die heiligsten Versprechungen der Fürsten, alles das kann ihm gegenüber nicht einmal mehr in Betracht kommen. Der Liberalismus mit seinem System ist ja der absolute Vertreter aller Kultur, alles Rechtes, aller Vernunft und aller Wissenschaft. Ihm muß sich also alles unterwerfen. Was sich ihm widersetzt, ist eben Unvernunft. Das bedarf keines Beweises — er sagt es — und die Unvernunft muß eben durch den Polizeistock gezügelt werden. Die Unfehlbarkeit der Kirche ist Unsinn — der Liberalismus sagt es uns in allen seinen Blättern, und jeder muß es deshalb glauben; die Unfehlbarkeit des Liberalismus in seinem System ist aber an sich gewiß — das bedarf gar keines Beweises — und es ist der höchste Akt der Vernunft, sich dieser unfehlbaren Koterie der Liberalen zu unterwerfen.

Ein zweiter Unterschied der früheren und der jetzigen Liberalen besteht darin, daß jene im Kampfe gegen den Polizeistaat nach der Freiheit für alle strebten, während diese die Freiheit überall da mit frecher Stirne bekämpfen, wo das christliche Volk sich dem unfehlbaren liberalen Systeme nicht unterwerfen will. Zwar hatte der frühere Liberalismus von der Freiheit nur einen überaus mangelhaften Begriff. Die Freiheit ist gewissermaßen etwas Geheimnisvolles und muß unter den verschiedensten Rücksichten, namentlich auch in ihrer Beziehung zu Gott betrachtet und aufgefaßt werden, um ihr ganzes erhabenes Wesen richtig zu erkennen, um sie als das zu erkennen, als was alle Menschen unbewußt ihrer Natur nach sie als ein überaus

hohes Gut lieben. Die früheren Liberalen faßten die Freiheit ganz einseitig auf nach dem Vorbilde der französischen Liberalen, wie sie auch überall in ihren Freiheitsbestrebungen französischen Mustern folgten, hauptsächlich nach dem Besitze einiger wenigen politischen Rechte. Das war ein armseliger Fetzen von dem Vollbegriffe der Freiheit. Sie waren aber ehrlich und gönnten auch ihren Gegnern die Freiheit, die sie für sich forderten. Dieser Ehrlichkeit der früheren Liberalen verdankt der jetzige Liberalismus noch manche Sympathien bei solchen, die nicht wissen, daß er sich vollständig gehäutet und ein absolut anderer geworden ist. Statt der allgemeinen Freiheit für alle vertritt nämlich der jetzige Liberalismus die ausschließliche Berechtigung seines Systems, dem gegenüber alles andere absolut unberechtigt ist. Wie könnte er dem absolut Unberechtigten Freiheit gewähren? Zudem hat er in seinen angeblichen Kinderjahren hinreichend die Erfahrung gemacht, daß er auf dem Boden ehrlicher Freiheit nicht nur nicht weiter kömmt, sondern Rückschritte macht. Er hat zu seinem Entsetzen gesehen, daß auch die Kirche, daß auch das christliche Volk die Freiheit zu benutzen weiß, und daß das christliche Leben, seitdem die alten Beschränkungen teilweise entfernt sind, wunderbaren Aufschwung nimmt. Darum sehnt er sich wieder nach der Polizei, nicht zwar für sich, aber für die Kirche und das christliche Volk. Er weiß auch die Sache vollkommen zu rechtfertigen; sie versteht sich eigentlich von selbst. Idem non est idem. Daß die früheren Regierungen sich der Zwangsjacke bedienten, das war unrecht, denn damals steckte nicht nur das Christentum in derselben, sondern auch der Liberalismus — überhaupt waren die alten Regierungen zu solchen Mitteln nicht berechtigt. Was aber die

alten Regierungen nicht durften, das darf unzweifelhaft ein System, das an sich berechtigt ist, das alle Kultur, alle Aufklärung und alles Recht ein für allemal besitzt. Daher ist es in schönster Ordnung, wenn der Liberalismus jetzt wieder die Mittel des Polizeistaates hervorsucht, Ausnahmegesetze, Präventivmaßregeln, Plazet usw. usw., um sie gegen die Kirche und das christliche Volk zu gebrauchen. Was die Fürsten nicht durften, das darf der Liberalismus, seitdem er herrscht. Wer das nicht einsieht, dem ist eben nicht zu helfen. Er versteht nichts von der neueren Kultur; er ist ein Rebell gegen sie; er muß so schnell wie möglich im Namen der Freiheit unschädlich gemacht werden.

Dieses Wesen des modernen Liberalismus hat unübertrefflich einer der Hauptvertreter desselben, der Professor Bluntschli aus Heidelberg, gekennzeichnet, als er bezüglich der kurhessischen Kirchenvorlage sagte: „Das landesherrliche Kirchenregiment zu beseitigen sei eine politische Unmöglichkeit. Von ihm seien alle Reformen, wie die Kirchengeschichte lehre, ausgegangen, in Baden zumal habe der Großherzog sehr viel für die kirchliche Reform getan. Die Konsistorien seien ein Generalstab, dem es an einem guten Generalstabschef mangelte: sie brauchten einen Fürsten Bismarck und einen Grafen Moltke." Mit andern Worten heißt das so: Früher hat man zwar immer gesagt, daß die protestantische Kirche, im Gegensatz zur katholischen, die Volkskirche sei, und daß in ihr alles durch das Volk geschehen müsse. Das ist aber nur wahr gewesen bis zu dem Zeitpunkt, wo wir an das Ruder gekommen sind; jetzt müssen wir dagegen ein militärisch organisiertes Kirchenregiment haben, Konsistorien nach dem Muster eines Generalstabes, mit militärischer Zucht und Disziplin. So bringen wir das Volk dann bald dahin,

nichts mehr zu glauben, weil wir nichts glauben. Das allein ist vernünftig, denn wir sind ja die Repräsentanten der Vernunft. Man braucht diese Doktrin nur auf die Gesamttätigkeit des Liberalismus zu übertragen, um in die tiefsten Geheimnisse seiner edlen Gesinnung hinabzublicken. Das Ideal dieses Liberalismus ist eben ein Generalstab mit einem Moltke und einem Bismarck, nicht bloß für das Regiment der Kirche, sondern auch für das Regiment des ganzen Staates, immer vorausgesetzt, daß sie einen Moltke und Bismarck finden, die sich dazu hergeben, gefügige Werkzeuge des Liberalismus zu sein. Unter dieser Voraussetzung würden sie sogar über Bismarck und Moltke hinausgehen, um in Rußland die Knute zu holen, um die tollen Finsterlinge zur Vernunft zu bringen, die so unvernünftig sind, die absolute Vernunft des Liberalismus nicht anzubeten.

Ein dritter Unterschied zwischen dem alten und neuen Liberalismus ist die Stellung beider zu jener Großmacht, welche die Millionen besitzt, um sie dem Staate zu leihen, und zwar unter Bedingungen, um immer neue Millionen dabei auf Kosten des Volkes zu gewinnen. Der alte Liberalismus war im ganzen frei von solchen Banden; der Liberalismus unserer Tage ist dagegen mit den Geldmächten und Geldinteressen innig liiert. Seine absolute Kultur, Humanität und Vernunft bringt ihm klingenden Gewinn und wird ihm gut bezahlt. Gewiß gibt es auch da höchst ehrenwerte Ausnahmen, und ebenso gewiß ist es, daß Geldmacherei und Käuflichkeit immer und zu allen Zeiten einen großen Teil an der Korruption der Menschen in allen Ständen und in allen Verhältnissen gehabt haben. Nie hat es aber eine solche Geldmacht gegeben wie in unseren Tagen, und die innige Verbindung zwischen dieser Geldmacht

und dem Liberalismus mit seinem absoluten Systeme ist handgreiflich. Darum muß er auch mitarbeiten, dem Geldgewinne schrankenlose Freiheit zu geben. Absolute Herrschaft des Geldes und absolute Knechtschaft der christlichen Kirche liegt in der notwendigen Konsequenz der liberalen Tätigkeit.

Fassen wir nun zum Schlusse dieser Betrachtung das Wesen dieses Systems des jetzigen Liberalismus kurz zusammen, so können wir es in folgenden drei Sätzen formulieren:

Der Staat ohne Gott.

Der Staat selbst Gott.

Kampf gegen den wahren Gott durch den Staat.

Die beste Formel für dieses Ungeheuer ist die von Hegel: „Der Staat ist der wirkliche, präsente Gott; er ist göttlicher Wille als gegenwärtiger, sich zur wirklichen Gestalt und Organisation entfaltender Geist. Er ist ein wahrhaft Irdisch-Göttliches; als unbewegter Selbstzweck hat der Staat das höchste Recht über die einzelnen. Das Volk als Staat ist die absolute Macht auf Erden." Daneben hat natürlich die Kirche und das Christentum keinen Platz mehr. Wenn der Staat der präsente Gott ist, so ist nur noch eine Kirche denkbar, die Staatsanstalt ist. Um diese Stelle von Hegel ganz auf den modernen Liberalismus anzuwenden, müssen wir noch daran denken, daß der moderne Liberalismus an die Stelle des wirklichen Volkes, wie es leibt und lebt, und dem er so fern steht, wie die Fixsterne unserem Erdkörper, sich selbst gesetzt hat mit seinem militärisch organisierten Generalstab. Das ist unsere eigentliche Lage: der wirkliche präsente Gott auf Erden ist der vom Liberalismus geleitete Staat, und alle Menschen und alle Christen sollen von Staatswegen gezwungen werden, im Namen der Kultur, der Aufklä-

rung und der Humanität dieses tönerne Götzenbild anzubeten.

Der liebe Gott sorgt aber immer dafür, daß die Bäume nicht bis in den Himmel hinein wachsen und ebenso, daß die Menschen keinen Turm bauen, der dahinein reicht. Und so hat er auch diesem unechten Liberalismus einen echten Sohn gegeben, der seines Vaters Mannesalter für ein hinfälliges Greisenalter erklärt und sich als den berechtigten Erben des Liberalismus immer kräftiger und entschiedener anmeldet, ich meine den Sozialismus. Gott hat eine gewisse Logik in die Weltereignisse gelegt, welche es mit sich bringt, daß die großen Verirrungen der Menschheit durch ihre Konsequenzen sich selbst zum Gericht und zur Zuchtrute werden.

Eine Wahrheit müssen wir scharf ins Auge fassen. Der Sozialismus, der an sich eine der verderblichsten Verirrungen des menschlichen Geistes ist, ist vollkommen berechtigt, wenn die Prinzipien des Liberalismus wahr sind. Nur weil diese unwahr sind, darum ist auch er unberechtigt. Hätte aber der Liberalismus in seinen Prinzipien recht, so hätte der Sozialismus in seinen Folgerungen recht. Das bleibt uns noch zu betrachten übrig. Mache ich Ernst mit den Prinzipien des Liberalismus, so komme ich konsequenterweise zum Sozialismus. Freilich hätte ich auch dann Grund zu zweifeln, ob die Experimente des Sozialismus dazu beitragen könnten, das menschliche Elend einigermaßen zu mildern; ich würde aber die Notwendigkeit anerkennen, dieses Experiment zu versuchen, als eine Konsequenz der Prinzipien, denen ich dann huldigte. Das gehört auch zu den großen Privilegien, die wir Christen ausschließlich besitzen, daß wir Mittel und Wege kennen, nicht zwar, um die Menschen hier auf Erden vollkommen

glücklich zu machen, wohl aber, um ihnen ein Maß wahren Glückes zu bieten, das alles weit übertrifft, was sich außer dem Christentum den Menschen bieten läßt. Ohne Christentum bleiben nur Experimente übrig, und als ein solches würde ich dann in der Verfolgung meiner Prinzipien den Sozialismus betrachten, wenn ich den liberalen Prinzipien huldigte. Wie streng diese Konsequenz ist, zeigt folgende Betrachtung.

Der Liberalismus macht den Staat zum präsenten Gott. Dennoch redet er von christlicher Religion, von der Kirche. Das ist offenbarer Unsinn. Wenn der Staat der präsente Gott ist, dann war die ganze Entwickelung der christlichen Religion lediglich eine Verirrung. Deswegen will der Sozialismus nichts von Religion, nichts von Kirche, nichts von Gottesdienst hören.

Der Liberalismus will die Ehe ihres religiösen Charakters entkleiden. Dennoch will er die Ehe in der Gestalt der Zivilehe beibehalten. Da kommt der Sozialismus und sagt: Wenn Gott keine Ordnung für die Ehe festgesetzt hat, dann lassen wir auch von Menschen uns keine vorschreiben; dann ist unser Wille, unser Gesetz und unsere wechselnde Neigung ein Naturrecht, in welches niemand eingreifen darf.

Der Liberalismus sagt: Es gibt kein ewiges göttliches Gesetz über dem Staat; das Staatsgesetz ist absolut. Die Kirche, die Familie, der Vater hat kein anderes Recht, als welches der Staat durch seine Faktoren schafft. Aber das Eigentum ist unantastbar. Es gibt zwar auch da Ausnahmen: der Kirche darf man es nehmen, denn ihr Eigentumsrecht ruht ja nur auf dem Staatsgesetz; auch allen katholischen Anstalten darf man es aus demselben Grunde nehmen — aber in unser Eigentum darf man nicht eingreifen. Da antwortet der Sozialismus: Das ist Unsinn. Wenn der Staat die

einzige Quelle des Gesetzes und des Rechtes ist, dann ist er auch die Quelle des Privateigentums. Was der Staat über Eigentum bestimmt, ist recht; deswegen fordern wir eine Revision der Gesetze über Eigentum und Erbrecht. Der jetzige Zustand, nach welchem das gesamte Vermögen nur in den Händen weniger ist, während die große Masse der Menschen das Leben in Armut zubringt, ist grausam und unmenschlich. Nur die eigene Arbeit gewährt wahres Eigentum. Das jetzt unbedingte Erbrecht ist verwerflich. Das gesamte Grundvermögen ist Gesamteigentum der Menschen usw.

Wenn der Vordersatz wahr ist, daß der Staat der präsente Gott, daß sein Gesetz absolut ist, wer kann dann noch dem Staate das Recht bestreiten, nach diesen Grundsätzen das Eigentum zu reformieren? Sobald er es tut, hat es ja Gott getan, der präsente Gott, um mit Hegel zu sprechen. Dann ist es geradeso recht, wie es früher anders recht war.

Der Liberalismus lacht über die Ewigkeit, über den Trost der Religion. Materieller Genuß ist ihm einzige Bestimmung des Menschen. Darum reißt er alle Reichtümer der Welt an sich, um die Mittel zu gewinnen, den sinnlichen Genuß so weit zu treiben, wie immer möglich. Dabei findet er es aber ganz in der Ordnung, daß 90 Prozent der Menschheit, selbst von allem Genuß ausgeschlossen, nur dazu leben, um den 10 Prozent der Auserwählten diesen Genuß bis zur Übersättigung möglich zu machen.

Darauf antworten die Sozialisten: Auch wir lachen mit euch über die Ewigkeit, über eine ewige Belohnung für die Mühsalen des Lebens, auch wir spotten mit euch, wie ihr es uns so emsig gelehrt habt durch eure Presse und eure Lehranstalten, über diesen Pfaffentrug. Wenn es aber wahr ist, daß es keine Ewigkeit gibt, daß unsere

ganze Bestimmung in unserer Lebensdauer aufgeht und in dem Lebensgenusse ausschließlich besteht, dann ist es ein beispielloses Verbrechen, 90 Prozent der Menschen von der Erreichung dieser ihrer einzigen Lebensbestimmung auszumuten im Interesse jener 10 Prozent. Alle müssen deshalb gleichen Anteil an den Lebensgütern haben. Alle müssen an ihrem Gewinn durch gleiche Arbeit mitwirken; allen muß der Gewinn nach Maßgabe ihrer Arbeit ausgeteilt werden. Der Zustand, daß jetzt oft müßige, ja gewissenlose Kouponsabschneider alles genießen, der Arbeiter aber nichts von dem erhält, wofür der Mensch allein da ist, ist unerträglich. Solche Reden sind nicht wahr, weil das nicht wahr ist, was der Liberalismus sagt, sondern was das Christentum sagt; weil es eine Ewigkeit gibt; weil der irdische Genuß nicht die wahre und höchste Bestimmung des Menschen ist und ihn nicht wahrhaft glücklich machen kann; weil der Besitz Gottes allein seine höchste Befriedigung ausmacht. Wenn es aber wahr wäre, dann hätte der Sozialismus recht, und der Liberalismus wäre dann ein unmenschlicher Egoismus.

Der Liberalismus will *alle gleich* machen. Das hat er der Welt verkündet und versprochen im Gegensatz zur Ungleichheit in früheren Zeiten. Deswegen hat er damit begonnen, alle Standesunterschiede niederzureißen. Statt aber dieses Versprechen zu halten, hat er selbst einen Unterschied unter den Menschen gegründet, der schroffer ist, als jeder andere: den nackten Unterschied nach Reichtum und Geldbesitz. Dieser Unterschied ist um so größer, weil er nicht mehr, wie in früherer Zeit der Standesunterschied, durch die Lehren des Christentums und altdeutsche Sitten ausgeglichen ist. Täglich wird die Kluft tiefer und weiter, welche die Menschen lediglich nach dem Gelde unterscheidet.

Auch hier steht aber der Sozialismus mit geballten Fäusten hinter dem Liberalismus und treibt ihn weiter auf der betretenen Bahn. Vortrefflich, ruft er ihm zu, alle Menschen sind gleich und sollen wieder gleich werden. Das muß aber Wahrheit werden. Die Aufhebung der Stände nützt nichts, wenn der Besitz in den Händen weniger jede Gleichheit unter den Menschen zerstört auf allen Gebieten des menschlichen Lebens. Er zerstört die Gleichheit in der gesellschaftlichen Stellung; er zerstört die Gleichheit des Rechtes auf allgemeine Bildung; er zerstört die Gleichheit des notwendigsten und ursprünglichsten Menschenrechtes auf Erwerb der Lebensgüter; er zerstört die Gleichheit in der ganzen politischen Stellung, denn selbst das nackte Wahlrecht macht ihr ja vom Geldbesitze abhängig; er zerstört die Gleichheit durch den ungeheueren Einfluß, welchen er überall und in allen Verhältnissen, im öffentlichen und im Privatleben, den Reichen gibt vor ihren Mitbürgern, die nichts haben; er zerstört sogar die Gleichheit vor dem Gesetze, von der ihr so viel redet, als ob die Welt sie ihm verdanke, denn der Reiche hat ganz andere Mittel, sich den Schutz des Rechtes zu verschaffen, als der Arme ohne Rat und ohne Hilfe. Er zerstört die Gleichheit bezüglich des Anspruches auf den Besitz der Staatsstellen, von denen der Unbemittelte ausgeschlossen ist; er zerstört sogar die Gleichheit bezüglich der vielgerühmten allgemeinen Militärdienstpflicht, denn wer kann das eine Jahr des reichen Freiwilligen, dem dieser Dienst ein Vergnügen ist, mit den drei Jahren des armen Taglöhners und Handwerkers, der seinem Geschäfte entzogen wird, vergleichen? Er ruft endlich einen unermeßlichen Unterschied in der Teilnahme und in dem Genusse aller Lebensgüter hervor, für die der Mensch, wie wir früher sahen, ja allein da ist. Bleibt

uns daher mit euerer angeblichen Freiheit vom Halse, so lange ihr selbst durch euere volkswirtschaftlichen Grundsätze den ganzen Reichtum in wenigen Händen konzentriert und die ungeheuere Masse von Menschen mit ihrer Arbeitskraft zur käuflichen Ware macht, die sich täglich auf dem Markt verkaufen lassen muß! Das alles, was hier der Sozialismus dem Liberalismus sagt, ist ihm gegenüber wahr, aber im letzten Grunde dennoch unwahr, weil das Christentum recht hat, und sowohl der Liberalismus wie der Sozialismus, wie sie den wahren und vollen Begriff der Freiheit nicht kennen, so auch nicht den der wahren Gleichheit, die nicht hauptsächlich in der irdischen Stellung besteht, sondern in anderen Gütern, von denen weder der Liberalismus noch der Sozialismus was weiß. An sie dachte der hl. Paulus, als er den Philemon ermahnte, seinen Sklaven Onesimus, nachdem er durch die Taufe ein Gotteskind geworden war, nicht mehr als Sklaven, sondern als seinen liebsten Bruder wieder in sein Haus aufzunehmen. Je mehr das Christentum Wahrheit wird, desto mehr macht es alle Menschen wahrhaft gleich in dem Besitze so hoher Güter, daß dagegen die irdische Ungleichheit, soweit es die irdischen Verhältnisse zulassen, verschwindet. Wenn aber der Liberalismus recht hätte in seinen Prinzipien, daß nur das Irdische Wert hat, dann wäre die Gleichheit, die er bietet, Lug und Trug; dann wäre allgemeine Gütergemeinschaft die absolut notwendige Bedingung seiner Gleichheit, die freilich auch dann nur Schein wäre; dann hätte der Sozialismus recht und der Liberalismus unrecht.

Der Liberalismus hat uns seit vielen Jahren zugerufen: „Alles durch das Volk!" Hegel sagt ja: „Das Volk als Staat ist die absolute Macht auf Erden." Mit dieser Parole hat er gekämpft gegen die

Obrigkeit von Gott und hat uns Christen verhöhnt mit unserem „Von Gottes Gnaden“ — ein Wort, das zwar von dem Absolutismus unaussprechlich mißbraucht wurde, das aber dennoch die große alte Wahrheit des Apostels in sich schließt, daß jede Obrigkeit von Gott ist, insofern als jede, auch die von Menschen eingesetzte und gewählte, eine Gewalt übt, welche ihrem Ursprunge und ihrer Berechtigung nach von Gott stammt, indem Gott es ist, der die gesamte Ordnung mit allen ihren wesentlichen Bestandteilen, also auch mit ihrer Autorität und Gewalt, als Naturgesetz für die Entfaltung des Menschengeschlechtes gegeben hat.

Mit jener Parole: „Alles durch das Volk!“ hat der Liberalismus die gesamte alte Staats- und Rechtsordnung unterwühlt und über den Haufen geworfen. Mit dieser Zauberformel ist aber eine heillose Täuschung begangen worden. Die Doktrinen des Liberalismus, weder die des früheren noch des jetzigen, sind nie die des eigentlichen Volkes gewesen und sind es auch jetzt nicht. Der Liberalismus hat wohl auf gewisse Volksschichten durch Presse und Schule Einfluß gewonnen, aber nur dadurch, daß er seine Doktrinen in das Volk hineingetragen hat; sie sind nie aus dem Volk hervorgegangen; nie hat es eine Partei gegeben, die dem eigentlichen Volke, wie es leibt und lebt in seinen Häusern, Gauen, Dörfern und Städten, ferner gestanden hätte, als der Liberalismus. So mußte denn die Phrase: „Alles durch das Volk!“, so nützlich sie war, um alles zu unterwühlen, doch lediglich eine leere Phrase bleiben. Das Prinzip: „Alles durch das Volk!“ — wurde in der Praxis umgesetzt in: „Nichts durch das Volk und alles durch den herrschenden Liberalismus!“ — Das war nun freilich eine kolossale Lüge, aber schon steht wieder jener ungeratene Sohn hinter

ihm und treibt ihn weiter auf der betretenen abschüssigen Bahn. Freilich, ruft er ihm zu, alles durch das Volk! — vortrefflich, aber nicht ihr, sondern wir sind die wahren Vertreter des Volkes. Ihr vertretet die zehn Prozent der Besitzenden, wir vertreten die 90 Prozent der Arbeiter. Das Volk, welches nach Hegel als Staat die absolute Macht auf Erden hat, seid nicht ihr, das sind wir. Der Staat, der nach Hegel der wirkliche, präsente Gott, dessen Wille göttlicher Wille ist, sind wir mit unseren Arbeitern, nicht ihr mit eueren Kapitalisten und Bankinhabern.

Auch hier können wir nur wiederholen: Wenn die Prinzipien des Liberalismus wahr sind, dann hat der Sozialismus recht und nicht der Liberalismus, am wenigsten jener Liberalismus unserer Tage, der mit Herrn Professor Bluntschli Kirche und Staat durch einen Generalstab leiten will. Die Unwahrheit, auf der einen Seite immer von Volksstaat und Volkskirche zu reden, den Satz Hegels zu wiederholen: das Volk als Staat ist die absolute Macht auf Erden — und dann in der Praxis sich selbst mit einer kleinen Koterie und durch einen Bluntschlischen Generalstab die absolute Macht in die Finger zu spielen und durch dieses Fingerspiel das ganze deutsche Volk an einem Narrenseile herumzuführen, wird sich nicht lange treiben lassen. Ihr gegenüber, ich wiederhole es, hat der Sozialismus recht; aber auch er hat unrecht, weil die ganze Hegelsche Phrase von dem Staate als präsentem Gott und dem Volke als der absoluten Macht auf Erden an sich unwahr und in der Ausführung eine Unmöglichkeit ist. Wenn es heute den Sozialisten gelänge, diese absolute Macht des Staates und des Volkes im Namen der Arbeiter an sich zu reißen, so würden sie morgen schon derselben Heuchelei verfallen und nicht nach dem Volkswillen, sondern nach

ihrem eigenen diese gebrauchen. Das liegt in der Natur der Dinge, die stärker ist als alle falschen Doktrinen und diese immer wieder ad absurdum führt. Viele Zahlen lassen sich nur deshalb vereinigen, weil in jeder Zahl die Einheit liegt. Hundert sind hundert Eins, Tausend tausend Eins; damit läßt sich rechnen. Damit also die Floskel: „Alles durch das Volk!" Wahrheit werden könnte, müßte das Volk und zwar der Geist des Volkes, oder noch näher, der Wille des Volkes, eine Einheit haben. Dies ist aber nur möglich, wenn jeder, der zum Volke gehört, an Gott glaubt und sich und seinen Willen seinem Gesetze unterwirft; namentlich also im Christentum. Bei einem wahrhaft religiösen und christlichen Volke läßt sich in einer sehr wahren und erhabenen Weise von dem Volkswillen reden. Ein Volk ohne Gott, wie es der Liberalismus und Sozialismus will, ein Volk, das dem Hegelschen Wahnsinn verfallen ist, daß es selbst der präsente Gott sei, hat dagegen keine Einheit in sich, mit der man es zu einer gleichartigen Summe zusammenrechnen könnte, und statt der Einheit hat es in jener finsteren Macht, die so leicht den Willen des Menschen beherrscht, nur mehr das Prinzip der Trennung, nämlich in dem Egoismus. Ein Volk von Egoisten kann nicht eine Gewalt gründen, die es wahrhaft gemeinschaftlich vertritt. Daher kommt es, daß alle diese Gott-Staaten, die auf diesem Lügenprinzip gebaut werden, notwendig einer herrschenden Partei anheimfallen, welche den Staat für sich ausbeutet. Da ist jedes Reden von Volkswille unwahr, da nur die Einheit der wechselnden Interessen der Parteigenossen möglich.

Das ist also unsere Lage in der Gegenwart, das sind unsere Gegner. Ihre große Kraft besteht in ihrer festen Organisation und in dem Einfluß, welchen sie

17*

auf die Presse und auf die Wahlen üben. Wir müssen sie mit ähnlichen Waffen bekämpfen. Eine einzige gute Organisation auf irgend einem Spezialgebiete dieses großen Kampffeldes mit einer nachhaltigen inneren Kraft, welche diesen Organismus bewegt, ist mehr wert als tausend Reden. Lassen Sie uns also kämpfen und lassen Sie uns gut kämpfen! Die Christen sind zwar an sich alte Kämpfer und kampfgeübt; für unsere Zeit befinden wir uns aber noch in dem Zustand junger Adler, die erst ihre Kraft eine Zeit lang probieren, um dann ihren hohen Flug nehmen zu können. Die Zukunft gehört dem Christentum — das versteht sich von selbst — und weder dem Liberalismus noch dem Sozialismus. Wir müssen aber vielleicht noch manches Lehrgeld bezahlen, bis wir den Kampf für diese Zeit recht verstehen. Unsere Schwäche für unsere Zeit besteht lediglich in unserer Kampfesweise. Wir müssen die gezogenen Geschütze erst finden, mit denen wir unseren Gegnern zu Leibe können. Unsere Aufgabe ist groß, so groß wie die Aufgabe jener Christen, welche gegen das alte Heidentum kämpften und die Welt christlich machten; denn wir kämpfen gegen das neue Heidentum, da ja die Idee des liberalen Hegelschen Staates nichts anderes ist, als die des wiederhergestellten Heidentums, als die des Sieges des Heidentums über das Christentum. Wie das moderne Heidentum den Versuch macht, auf dem Kapitol einzuziehen und von dort aus Rache zu nehmen an dem christlichen Rom, welches über das alte Heidentum gesiegt hat, so soll es ähnlich überall geschehen. Wenn wir gegen diesen Liberalismus kämpfen, dann kämpfen wir für alle Güter, die uns das Christentum gebracht hat, nicht nur für die ewigen, auch für die zeitlichen, bis herab zu dem christlichen Mutterherzen, das uns in der Jugend gehegt und gepflegt.

Dieser Kampf ist das erhabenste Ziel für hochherzige, christliche Jünglinge, die sich für ihre Lebensaufgabe vorbereiten. O, möchte Gott viele unter ihnen für diesen Kampf mit heiliger Begeisterung erfüllen! Dieser Kampf ist eine große Aufgabe für jeden deutschen Mann, der sein Vaterland liebt. Denn was würde aus dem deutschen Vaterlande werden, wenn dieser Liberalismus, der allein ein großes benachbartes Land so tief beschädigt hat, auch in Deutschland immer tiefer sich einfressen könnte! Selbst das deutsche Heer würde aufhören, das deutsche Heer zu sein, wenn das Gift des Liberalismus in dasselbe eindringen könnte. Man mag sagen, was man will — einen großen Teil an den Siegen des preußischen und des deutschen Heeres hat der Umstand, daß das preußische und deutsche Heer Heeren gegenüberstand, die der Liberalismus tief innerlich durchsetzt hatte.

Dieser Kampf ist eine heilige Pflicht für alle christlichen Väter, denn auf die Zerstörung der christlichen Familie, der christlichen Erziehung und der christlichen väterlichen Gewalt ist er vor allem gerichtet.

Dieser Kampf ist endlich eine heilige Pflicht für alle Christen; denn es handelt sich um das Christentum, um christliche Gesinnung, um christliche Gesittung, um christliche Kultur; es handelt sich darum, unser Vaterland vor ähnlichem Verderben zu bewahren, wie wir es in jenem Lande gesehen, von dem aus der Liberalismus sich hauptsächlich über die Welt verbreitet hat.

Persönliches.

Zur Beurteilung von Kettelers Person und Charakter

An seine Schwester Sophie Gräfin von Merveldt.

München, 9. Mai 1839.

Deinen ersehnten Brief habe ich zu meiner größten Freude gestern erhalten. Wenn Du mir auch keinen Brief versprochen hattest, so wußte ich doch bestimmt, daß ich von Deiner treuen Liebe sehr bald einen freundlichen Gruß erwarten durfte.

Ich kann es auch nicht unterlassen, schon heute mit der Antwort zu beginnen und etwas von dem zu Papier zu bringen, was ich Dir seit meiner Abreise schon so oft und besonders auch wieder seit gestern in meinen Gedanken und in meinem Herzen zugerufen habe. Das alles beruht zwar auf einem Grundgefühl, das sich immer nur wiederholt, ohne ein neues oder anderes zu werden, und das Du, meine liebe Sophie, hinreichend kennst, so daß es fast überflüssig erscheint, es nochmals auszudrücken. Ich kann es aber nicht lassen, Dir immer und immer zu wiederholen, wie außer Gott nur allein Ihr und was Euch betrifft in meinem Innern lebt und dort Freude und Leid hervorruft; und Du, liebe Schwester, wirst ja nicht müde, diese alte Leier immer wieder freundlich anzuhören.

Dein lieber Brief kam noch früh genug in meine Hände, um gestern Euren Umzug nach dem geliebten

Westerwinkel in Gedanken begleiten zu können. Fast nichts betrübt mich so wie die Aussicht, ganz die Freude entbehren zu müssen, die ich in den letzten Jahren so reichlich bei Euch in Westerwinkel genossen habe. Die Erinnerungen von dort stellen sich mir in einem so freundlichen, so ungetrübten und gemütlichen Bilde vor wie sonst nichts in meinem Leben, und da es doch möglich ist, daß ein Wendepunkt in meinem Leben eintreten soll, so kann ich nicht immer freudigen Herzens daran denken, wie großen Genüssen ich durch mein Scheiden von Euch entsagt habe. In solchen Augenblicken halte ich mir aber gewissenhaft vor, daß, wenn auch die Freude in dem Leben unter Euch in der Fügung Gottes lag, und ich daher nicht gefehlt habe, sie ganz zu genießen und zu erfassen, ich dennoch keinen Freibrief erhalten habe, um mich alles Schmerzes auf dieser Welt zu entschlagen. Du weißt ja, daß ich strebe, auch in der Trennung von Euch Gottes Willen zu verehren, und in diesem Streben hoffe ich Ruhe zu finden und habe sie schon oft gefunden.

Malchen[1]) war über Deine Geschäfte sehr erfreut

---

1) Amalia Gräfin von Merveldt gehörte zu jenen frommen Damen in Koblenz, welche, von dem Stadtrat Dietz unterstützt, sich in Werken christlicher Barmherzigkeit in hohem Grade ausgezeichnet haben. An der Spitze stand Gertrud Ottilia Nell († 26. Juni 1824), deren Andenken Klemens Brentano in seiner Schrift „Die Barmherzigen Schwestern in bezug auf Armen- und Krankenpflege" (S. 401 ff.) gefeiert hat. Ihr reihten sich an Paulina von Felgenhauer, Apollonia Diepenbrock und die Dichterin Luise Hensel. Alle übertraf jedoch Karoline Settegast († 22. Juni 1871), welche, wie „die dankbare Stadt Koblenz" auf dem ihr gesetzten Grabmale bekennt, „ein Engel der Barmherzigkeit war für unzählige Arme, Kranke, Witwen und Waisen". Was Karoline Settegast für die Kranken, das war Gräfin Merveldt, welcher später die

und hoffte durch die neue Sendung von Meßgewändern Dich recht befriedigt zu haben. Auch Herr Seydell[2]) war voller Dankbarkeit für diese Unterstützung ihres Unternehmens. Wenn man bedenkt, wie wenig fundierte Mittel sie für ihre Anstalt besitzen, so kann man nur den Segen Gottes in dem Gedeihen ihres Handels erkennen, der allein ihnen so viele Leistungen möglich macht. Herr Seydell dankt Dir auch besonders für Deinen Gruß. Malchen ist nicht ohne Besorgnis für ihn, dessen sonst kräftige Gesundheit durch seine schwere Stellung in dieser Zeit sehr gelitten haben soll. Er war übrigens Geist und Feuer durch und durch, und ich habe oft bedauert, den Genuß seines Umganges nicht mit Dir und denen, die ihn wie wir schätzen, teilen zu können, wobei freilich der Egoismus auch mit unterspielte. Das kleine Blumenhäuschen in ihrem Garten hat mir ganz besonders gefallen, und ich schmückte mit den Blumen im Geiste Deine freundlichen Zimmer in Westerwinkel.

Mein Aufenthalt in Koblenz war eigentlich der

Gräfin Johanna Droste zu Vischering zur Seite stand, achtzehn Jahre lang für die Waisenkinder zu St. Barbara. Und wie die Erstgenannten ihr Liebeswerk damit beschlossen, daß sie alles bereiteten, um ihr Hospital Ordensschwestern zu übergeben, so zog sich auch Gräfin Merveldt, krank und hinfällig, erst dann nach Köln, wo sie gestorben, zurück, nachdem sie die Waisenkinder, an denen sie Mutterstelle vertreten, der treuen Obhut der Schulschwestern vom armen Kinde Jesu anvertraut hatte. Vgl. Karoline Settegast von A. Joachim, Koblenz 1875; Kl. Brentano von P. Diel, 2, 398. (Die Anmerkungen nach J. M. Raich.)

2) August Seydell aus Stettin, früher Leutnant bei den Lützowschen Jägern, kämpfte in der Schlacht bei Leipzig, kehrte 1822 zur katholischen Kirche zurück, wurde Priester und wirkte von 1831—1850 als Vikar der St. Barbarakirche zu Koblenz. Siehe Rosenthal, Konvertitenbilder. Deutschland (2. Auflage) 1, 399 f.

Glanzpunkt meiner Reise hierher. Ich kann damit nur noch die Zeit vergleichen, die ich im Kölner Dome zubrachte, den ich nicht unterlassen konnte zu besuchen, als wir um 5 Uhr morgens dort auf einige Stunden anhielten. Die Erhabenheit und Größe des Baues, finde ich, ist ein Mittel, um sich leicht zu dem Unendlichen, Ewigen zu erheben. Man ahnt, für wen solche Formen allein geschaffen werden konnten, und wird ihm näher gebracht. So geschah es mir denn auch, als ich dort die erste Messe hörte. Da schien mir alles Zeitliche so klein und niedrig und jedes zeitliche Opfer so unbedeutend, daß ich selbst freudig und ohne Kummer meines Scheidens von Euch gedenken konnte. Die einzige Störung war die Idee, ob nicht der Priester am Altare ein Hermesianer sei. Daß diese Sekte jetzt großenteils diese heilige Stätte entweiht, war mir ein sehr schmerzlicher Gedanke.

Leider habe ich den schönen Rhein nicht in der Pracht gesehen, die er jetzt gewiß in dem schönsten Blütenflor entwickelt. Damals waren nur einzelne Bäumchen an besonders geschützten Stellen in Blüte, und sonst waren alle Bäume noch ebenso winterlich wie bei uns. Dennoch erschien mir der Rhein so schön wie möglich, und ich freute mich auch in dieser Bekleidung die Bekanntschaft seiner Gebirge zu machen.

Von Frankfurt aus empfand ich zu meinem Schrecken, daß München weiter sei, als ich es mir vorgestellt. Und als mich mit der Entfernung vom Rhein immer mehr und mehr der Gedanke verließ, daß ich in der kürzesten Zeit zu Euch gelangen könne, da fiel mir das Scheiden immer schwerer. Seit unserm Eintreffen in München haben wir das allerschönste Wetter, die herrlichsten reinsten Maitage, und so kann ich nach Belieben oft die schönen Tiroler Gebirge am

Horizont aufsuchen, die denn auch in ihrer größten Schönheit bei dieser klaren Luft zu sehen sind. Es zieht mich fast unwiderstehlich dorthin, als wenn es meine geliebte Heimat wäre, und ich Euch alle dort wieder finden könnte. Einem so mächtigen Drange werde ich nicht mehr lange widerstehen können, und so werde ich Euch denn bald in den Tiroler Gebirgen, wenigstens im Bayerischen Hochgebirge aufsuchen, und ich weiß bestimmt, geliebte Sophie, daß Du dort freudig mit mir in Deinen Gedanken zusammentriffst. Vielleicht schlägt Gräfin Auguste[1]) die Partie auch nicht aus, da ich noch die Versicherung von dem jungen Görres hinzufügen kann, daß in vierzehn Tagen das Bayerische Hochgebirg noch besonders schön wegen der unzähligen Blumen ist, mit welchen in dieser Zeit alle Wiesen auf eine unbegreiflich schöne Weise ausgeschmückt sind. Gott, wärest Du doch dann bei mir! Das wäre fast zu schön für diese Welt. Ich kann nicht die Berge sehen, ohne Eurer zu gedenken, wie Ihr mir immer sofort einfallet, wenn ich etwas sehe, dessen Anblick auch Euch Freude machen könnte. Aber bei den Bergen gedenke ich ganz besonders Eurer, die wir zusammen uns oft ihnen entgegen gesehnt. Jetzt werde ich sie nur sehen wie ein amputierter Mensch, der sich zum Teile hat zu Haus lassen müssen, und das wird meine Freude unsäglich schmälern. Zehn bis zwölf Poststunden von hier beginnt schon die schönste Gebirgsgegend, eine Strecke, die ich also zu Fuß ohne alle Unkosten in einem Tage leicht zurücklegen kann. Ich würde schon diese Tage, die so schön und einladend zu einer solchen Reise sind, dazu benutzt haben, zumal meine Bücher noch nicht hier sind und aus dem Stu-

1) Von Merveldt, später Freifrau von Korff.

dieren doch nichts wird — es fehlen aber jetzt noch die Blumen, und deswegen ist mir sehr geraten, meine Sehnsucht noch zu zügeln. Dort werde ich dann auch dafür Entschädigung finden, daß ich hier das schöne Buchenlaub der Heimat wie auch die freundlichen Töne der Nachtigall ganz entbehren muß. Ich fürchte nur, Tirol wird mir zu gut gefallen im Vergleich zu München und dadurch eine gefährliche Versuchung für mich werden.

Hier in München, geliebte Sophie, bewege ich mich noch immer im alten Geleise, nicht in dem, in welches ich noch kommen muß. Meine Bücher bleiben noch immer aus, und da ich deshalb in den Arbeiten keinen Ableiter für unnütze Gedanken finden kann, so treibe ich mich mehr herum, als mir sonst gefallen würde. Besonders ist mir, einem finstern Norddeutschen, hier wieder die heitere Lebenslust dieser glücklichen Süddeutschen aufgefallen. Auf den Straßen dämmern und an den unzähligen Vergnügungsorten um München herum tanzen und gutes Bier trinken scheint fast die einzige Beschäftigung dieser Leute zu sein. Geschäftig und in der Arbeit begriffen findet man niemanden, und am Gange und in den Gesichtern sieht man allen an, daß sie nur das Vergnügen suchen. Daß sie aber nicht vergeblich suchen, sondern im Grunde ihres Herzens heiter und vergnügt sind, das ist gleichfalls deutlich in ihrer ganzen Physiognomie ausgeprägt. Darin ist das hiesige Volk vor unsern Landsleuten unendlich bevorzugt. Einen Norddeutschen muß es tief betrüben, zu sehen, wie die Einflüsse des Klimas so darauf einwirken, ob ein Volk im allgemeinen das Leben schwer oder leicht trägt. Ich weiß wohl, daß auch hier Not und Elend und Kummer zu finden ist, aber der Grundzug ist Lebensgenuß und Freude. In

meinem Leben ist mir das nicht so wie jetzt aufgefallen. Etwas mögen die schönen Maitage dazu beitragen. Seit dem ersten Mai ist halb München fortwährend am Tanzen, am Lachen und Trinken, und obgleich ich schon Tausende in dieser Freude gesehen habe, habe ich dennoch keinen Betrunkenen und keinen Zank gesehen, ja noch kein unfreundliches Wort gehört. Dabei ist es für einen Katholiken aber noch besonders wohltuend, in tausend kleinen Gebräuchen und Lebensgewohnheiten sich immer daran erinnert zu finden, daß man von Glaubensgenossen umgeben ist. Beim Englischen Gruß entblößt die große Mehrzahl den Kopf, an der Kirche vorübergehend nimmt fast jeder den Hut ab usw.

Am vorigen Sonntag habe ich eine so feierliche Messe gehört, wie — ich glaube — noch nie. Christian[1]) und ich waren beide erstaunt, in welchen Einklang die ganze äußere Handlung mit der hohen inneren Würde derselben gesetzt war. Der Erzbischof pontifizierte mit allem äußern Glanz. Die Kirchenmusik war so schön und erhaben, daß ich nicht nur alles Vorurteil gegen solche Messen verloren, sondern selbst beschlossen habe, diese Feier hier nie wieder zu versäumen. Ihr waret auch dort für mich natürlich eine Zerstreuung, und oft wünschte ich diese Erbauung mit Euch teilen zu können. Jeder Meßdiener schien die Würde zu fühlen, die er bekleidete, und das Gewicht der Handlung, der er beiwohnte. So haben Zeremonien und Kirchenmusik Geist und Sinn; nicht aber, wenn erstere, wie bei uns so oft, dazu dienen, die höchste Potenz der Langweile und Gleichgiltigkeit bei den Meßdienern hervorzurufen, während die Musik das Gehör und Trommel-

---

1) Graf Schmising-Kerssenbrock.

fell der Anwesenden ruiniert. Nie habe ich so erkannt, wie bei uns alles äußere Dekorum verletzt wird wie hier.

Mit meinen hiesigen Bekanntschaften[2]) bin ich sehr zufrieden, geliebte Sophie, und sie entsprechen ganz meiner Erwartung. Nur so einfach, so natürlich und anspruchslos hatte ich sie mir nicht gedacht. Sie erscheinen mir als Muster recht lebendiger Katholiken. Treue, Redlichkeit und Glauben durchdringt ihr ganzes Leben und jedes ihrer Worte. Wie verblendet doch die Welt ist! Solchen Männern wirft man revolutionäre Grundsätze und Aufreizung vor, während jeder Blutstropfen in ihnen Gehorsam gegen die Obrigkeit bekennt, aber natürlich, und Gott sei Dank dafür — ohne Verrat an der Religion. Diese Herrn leben hier übrigens in einem so freundschaftlichen Kreise, wie ihn nur Religion und Treue bilden kann, und versammeln sich täglich zur ungezwungensten heitersten Geselligkeit, wodurch sie sich gegen die Stubenhockerei schützen. Dann gehen sie auch oft und viel in die Tiroler Gebirge und holen sich in der dortigen frischen Luft wieder gesunde Lebenskraft und Lebensansicht.

Solcher Umgang müßte mich noch mehr erfreuen, wenn ich nicht noch lieber mit Euch das Traurige teilte, als hier Frohes und Heiteres zu genießen. Vieles hat sich schon wieder seit meiner Abreise zugetragen, und ich entbehre unendlich, es nicht mit und unter Euch besprechen und teilen zu können. Man möchte sich jetzt enger und enger zusammenziehen, und statt dessen bin ich weiter und weiter von Euch weggezogen. Doch wenn die Not am größten, ist ja oft Rettung am nächsten, und das wollen wir zu Gott hoffen.

Wenn ich noch lange von Euch bleibe, werde ich un-

---

2) Görres und seine Tafelrunde.

fehlbar ein altes Waschweib, so gern schwätze ich mit Euch. Lebe nun wohl, meine geliebte Sophie! Grüße Ferdinand[1]) recht herzlich, sage allen Bekannten tausend Grüße und bleibe mir immer in gleicher Liebe zugetan.

An seinen Bruder Wilderich.

München, August 1839.

Also am Strande der Nordsee muß ich Dich jetzt aufsuchen, geliebter Bruder, entfernt, wie fast wir alle von der teuren Heimat. Es ist mir ein sehr unangenehmer Gedanke, daß wir so zersplittert und auseinandergestoben sind, vielleicht mehr wie jemals in unserm Leben. Von Sophie hörte ich vor einigen Tagen, daß Ihr glücklich Norderney erreicht habet.

Ich weiß aber nicht, was ich beginnen soll. So sehr mich vieles zu Euch drängt, so sehr hält mich wiederum andere Rücksicht davon ab. Kehre ich schon jetzt zurück, so bin ich wieder ohne Entscheidung über mich selbst, und diese ist mir doch eigentlich durchaus notwendig, um unter Euch existieren zu können. Ich bin zwar bis jetzt noch sehr ungewiß über mich und befürchte, daß ich es in einem halben Jahre auch noch sein werde. Denn in mir ist noch ein endloser Wirrwarr ohne Rat und Hilfe. Aber möglich ist es doch, daß mir ein halbes Jahr Hilfe bringt, und daher bleibe ich von Euch entfernt, wenn es mir möglich ist.

Über meine nächste Zukunft bin ich nicht weniger ungewiß. Hier kann ich nicht bleiben. Meine Bekanntschaft, namentlich bei Phillips, würde mich zwar sehr fesseln, wie auch die Möglichkeit, die Uni-

---

1) Graf Merveldt.

versität zu besuchen. Die Bekanntschaft mit der großen Welt aber, der ich mich im Winter gar nicht mehr entziehen kann, und die schon jetzt so sehr zugenommen hat, treibt mich ganz notwendig fort. Vorläufig reise ich nach Tirol und Salzburg. Den 25. d. M. werden wir wohl abreisen, später darf also ein Brief von Dir hier nicht mehr eintreffen. Acht Tage gedenke ich in Salzburg zu bleiben, gegen den 5. bis 12. September, dann reise ich weiter, allein mit meinem Mantelsack, und suche mir ein Plätzchen in Tirol, wo ich der Heimat am heimlichsten gedenken kann. Dort werde ich dann auch über den Winter entscheiden: ob ich in Tirol oder in Italien oder sonstwo bleiben soll. Wüßte ich einen würdigen Mann, der sich einige Monate mit meiner Leitung befassen wollte, so würde ich zu ihm gehen und dort mich etablieren; finde ich einen solchen nicht, so vermähle ich mich mit der Einsamkeit und will mit ihr einige Monate leben. Jedenfalls setze ich dich von meinen Entschlüssen in Kenntnis und kann Dir jetzt nur ganz bestimmt sagen, daß mich nichts auf die Dauer von Euch trennen wird.

Die letzte Allokution[1]) werdet Ihr mit großem Interesse aufgenommen haben. Sie enthält wieder ein Wort zur rechten Zeit und deutet auf ernstere Maßnahmen, wenn nicht Abhilfe geschieht. Die „Politischen Blätter" werdet Ihr jetzt wohl auf einige Zeit nicht mehr lesen. Die Einleitung zur Kirchengeschichte von Möhler wird Dich entzücken. Sie ist hinreißend schön und sollte von jedem auswendig gelernt werden, der Geschichte studieren will[2]). . . .

---

1) Gehalten am 8. Juli 1839 in Betreff des durch preußische Richter seines bischöflichen Amtes entsetzten Erzbischofs von Gnesen und Posen. Katholik 73, 270—283.
2) Hist.-pol. Blätter 4, 1, 65, 129 ff.

An seine Schwester Sophie.

Meran, 9. Oktober 1839.

Schon am 5. wurde ich durch Deinen Brief vom 26. überrascht, der, mir als ein Bote von Dir schon so überaus teuer, dieses Mal noch einen besonderen Wert dadurch für mich hatte, daß ich aus demselben ersehen konnte, wie die Verbindung zwischen uns doch nicht so lange Zeit erfordert wie ich es mir ausgerechnet hatte. Mit wahrem innern Jubel sah ich daher den mir so lieben blauen Brief in mein Zimmer tragen, und der Gedanke, daß ich in zehn Tagen von Euch mit Nachrichten erreicht werden kann, beruhiget und erfreut mich unbeschreiblich.

Durch Deine Mitteilungen hast Du mich wieder recht lebendig in das liebe bekannte Lembecker Herbstleben versetzt, und gern hätte ich Dich bei jeder Zeile noch nach tausend Kleinigkeiten gefragt, von denen Du jetzt nicht ahnen kannst, wie großen Wert sie für mich haben. Das ganze Lembecker Jagdterrain bin ich in Gedanken durchlaufen, tausend bekannte Stellen und Kämpe habe ich durchsucht und unzählige Vermutungen über die Punkte in mir aufgestellt, die Klemens[1]) sich vorzüglich zu seinen Expeditionen erwählt hat. Hätte ich doch meine vorigjährige Schande in diesem Jahre wieder tilgen können[2])! Herr Sauer[3]) und die ganze Lembecker Jagdkompagnie mußten mich hier umgeben. An die Lembecker Heide ist in Meran gewiß noch nie mit größerem Interesse und mehr Liebe gedacht worden, als in diesen Tagen.

Seit meinem letzten Brief, geliebte Sophie, habe

---

1) Sein ältester Bruder.
2) Fehlschuß auf der Jagd.
3) Jäger in Lembeck.

ich noch mehrere schöne Gegenden in dem freudigen Gedanken genießen können, daß auch Ihr Euch dort mit so vielem Interesse umgeschaut. Durch eine außer unserem Plan liegende Tour nach Ischl wurde unsere Abreise von dem schönen Salzburg um einige Tage verschoben. Die Salzwerke bei Hallein haben mich sehr amüsiert. In Golling und bei den Öfen der Salzach habe ich mich Deiner, geliebte Schwester, oft erinnert. Von dort haben wir den Lauf der Salzach bis Kriml in unserer Hauptrichtung verfolgt, wobei wir aber in viele Täler, die in das Pinzgau auslaufen, abgeschweift sind, einige sehr schöne und wilde Bergpartien gemacht und zugleich die Bäder Gastein und Fusch besucht haben. In letzterem hat der Erzbischof von Salzburg[1]) sich ein Haus gebaut, von wo aus er seine famosen Bergpartien unternimmt, durch die er sich einen Ruf als kühner Bergsteiger erworben hat. Von Kriml nahmen wir den gewöhnlichen Weg durch Zell am Ziller nach Innsbruck, von wo ich meinen Reisegefährten mit schwerem Herzen der Heimat zueilen sah, während mich mein Geschick von dort, wohin mich alle meine Wünsche zogen, noch weiter trieb.

Jetzt bin ich schon elf Tage in Gesellschaft mit mir selbst und allein und konnte mich in dieser Zeit etwas daran gewöhnen, einsam zu sein. Die zehn Tage meines Hierseins habe ich großenteils zu Exkursionen in die Umgegend von Meran benutzt und eine unvergleichlich reiche Ausbeute an allem gemacht, was eine schöne Natur mir nur bieten kann. Bisher habe ich noch alle Tage, bis auf gestern, damit zu tun gehabt, die alten Burgen in der Umgegend zu besuchen. Mit wenigen Ausnahmen habe ich sie jetzt alle gesehen. Viele unter

1) Friedrich Fürst von Schwarzenberg.

ihnen sind schon des Gemäuers und der Höhe und Hallen wegen, die sich erhalten haben, sehenswert; alle aber sind wunderschön wegen ihrer Lage. Das alte Tirol steht natürlich mit zwei etwas tiefer liegenden Burgen oben an und verdient seinen Namen nicht nur wegen seines Ursprungs, sondern auch wegen seiner Lage. Zu meiner Freude habe ich gehört, daß seit dem Besuche des Kaisers im vorigen Jahre wieder alljährlich an der alten Burg gearbeitet wird und sie wieder hergestellt werden soll. Ich weiß nicht, ob es Dir, geliebte Sophie, bekannt ist, daß diese eine halbe Stunde von Meran entlegene Burg Tirol das Stammschloß der Margaretha Maultasch gewesen, von welcher die Grafschaft Tirol an das Haus Österreich übergegangen. Bei mehreren Bauernhöfen im Passeiertal war es eine erbliche, mit Vorrechten verbundene Würde, dieser Margaretha Maultasch und ihren Vorfahren in der Eigenschaft einer Art von Leibgarde auf dem Schloß zu dienen. Als der Kaiser im vorigen Jahre sich auf dem Schloß Tirol aufgehalten, haben die jetzigen Besitzer dieser Bauernhöfe, Nachkommen der früheren Eigentümer, wieder diesen alten Dienst in der alten Tracht versehen.

Außer Tirol liegen hier noch vierzehn mir jetzt erinnerliche Burgen so in der Nähe, daß keine weiter als eine kleine Stunde entfernt ist. Fast keine ist aber mehr in den Händen des Adels, so daß auch diese Gegend auf jedem Schritt entgegenruft, daß die Zeit des Rittertums untergegangen sei. Eine Burg mit Namen Fragsburg habe ich neulich in Gedanken für Wilderich angekauft und eingerichtet. Sie ist wundervoll gelegen. Man sieht von ihr gegenüber in das Ultental, rechts über Meran hinaus in das Vintschgau, links tief in das Etschtal hinunter, nach Kaltern zu. Außer-

dem ist sie bis auf die innere Einrichtung ganz gut erhalten, so daß sie sofort zu bewohnen sein würde. Bis vor sechs Jahren war sie viele Jahrhunderte hindurch Eigentum der gräflichen Familie M a m i n g. Im ganzen Schloß erinnert noch jeder Schritt durch die schönsten Porträts, mit Namen versehen, an diese Familie. Jetzt ist sie Eigentum eines Bauern.

Was muß das für ein Land und ein Volk gewesen sein, als hier noch der Landesherr in der Mitte und rings um ihn herum der mächtigste Adel in seinen Burgen hauste! Glücklicherweise ist jetzt die Luft von den vielen Dampfmaschinen so getrübt, daß man in solche Zeiten nicht mehr mit aller Klarheit hineinsehen und sie sich nicht mehr recht verdeutlichen kann, sonst könnte man über den Vergleich mit der jetzigen Zeit toll und verrückt werden. Das Tiroler Volk scheint sich noch sehr in seiner alten Einfachheit erhalten zu haben. Wenn man auch durch die Teuerung etwas an die Nähe von Italien erinnert wird, und die Zivilisation in diesem Punkte sich auch hier merkbar macht, so weiß ich doch, kein Volk je gesehen zu haben, welches in seiner äußern Erscheinung so den Ausdruck der größten Frömmigkeit und der tiefsten Religiosität hat wie das hiesige. Die Kirchen sind vom Morgen früh bis spät zum Abend und namentlich während der Messe immer mit Menschen von allen Ständen und jedem Alter angefüllt. Alle haben dann ihre Rosenkränze an den Händen herunter hängen, und kein Gesicht sieht man, dem nicht die innere Andacht auf den Zügen zu lesen wäre. Vorigen Sonntag erblickte ich in der Kirche einige Bauernmädchen, wahre Bilder der innerlichsten Andacht, von denen ich nur mit Gewalt wegsehen konnte. Diese Frömmigkeit gibt sich bei allen Gelegenheiten kund und hat mir den angenehmsten Eindruck gemacht.

Außer meinen Exkursionen auf die Schlösser und alten Burgen habe ich gestern von hier aus die erste höhere Bergspitze erstiegen. Bisher war die Luft zwar so schön und warm wie in den schönsten Sommertagen, aber die Bergspitzen waren immer etwas in Nebel gehüllt. Gestern morgen sah ich dagegen zu meiner größten Freude alle Berge unter dem schönsten blauen Himmelsdache so rein und klar, daß man jede Felszacke unterscheiden konnte. Mein Entschluß war daher bald gefaßt, einen der höchsten zu ersteigen. Einen Führer konnte ich unterwegs nicht bekommen und so begab ich mich denn allein auf den Weg, den ich so glücklich war bis auf die äußerste Spitze allein zu finden. Die Aussicht bot mir dort alles. In der Richtung nach Meran und Bozen ein näheres und ein ferneres Tal, in der über 12000 Fuß hohen Ortlesspitze den grandiosesten in der Sonne schimmernden Gletscher, in den Gebirgen ganz nahe hinter mir furchtbare, aufeinander getürmte Felsmassen und nah und fern ein wahres Gewimmel von Bergrücken und Spitzen in der mannigfaltigsten Gestaltung. Nur einige Raben mit ihrem glänzenden schwarzen Gefieder leisteten mir Gesellschaft und schwammen in den Lüften um mich herum, als wollten sie mir dort die ganze Bedeutung ihrer Kunst zeigen, wo ich angeklammert jeden Schritt messen mußte, während sie unbekümmert über jede noch so furchtbare Kluft hinweg schwebten. Hier fand ich mich denn mit dem unendlichen Schöpfer einer solchen Natur ganz allein, und ich konnte um so ungestörter meinen kleinen Gedanken in dieser großen Umgebung nachhängen, als selbst die bedeutende Höhe die Wärme des hiesigen Klimas nicht ausschließen konnte und ich mich mit offener Weste und offenem Rock auch dort noch recht behaglich fand. Ein ganz unbeschreiblich heftiger Durst

trieb mich endlich aus dieser Höhe wieder herunter, die ich nur erstaunlich ungern verließ. Nach zwei Stunden gelangte ich erst wieder zu bewohnten Häusern und noch eine Stunde weiter war ich wieder zwischen den Weinbergen, wo ich meinen Durst durch den Genuß von Trauben stillte.

Die komischste Zugabe zu den hiesigen Weinbergen sind die „Saltner“ oder Aufpasser. Als ich den ersten Tag hier herumwanderte und mir vom Wege ab einen höhern Punkt ausgesucht hatte, von dem aus ich über die Reben weg die Gegend überschauen konnte, sah ich auf einmal einen Mann auf mich zuschleichen, der im ersten Augenblick es mich bedauern machte, ganz wehrlos zu sein. Auf dem Kopf einen ungeheuren Hut, auf der Seite umgekrampt, mit einer langen Spitze nach hinten und vorn heraus; den Hut behangen mit Fellen aller möglichen Tiere und dazu noch ein Dutzend langer Federn oben auf; sonst ganz in Leder gekleidet, mit einigen sichtbaren Blößen des Körpers; um den Hals, statt einer Kette, tausend Kleinigkeiten hangend und in der Hand einen ungeheuren Stock mit einem Besen auf der Spitze — so sah der Mensch aus, der sich mir endlich als Polizeidiener zu erkennen gab und von mir zugleich eine Strafe forderte, weil ich vom Wege abgegangen sei. Meine Verwunderung über diese Wendung war nicht gering, und ich konnte das Lachen über eine solche Erscheinung nicht unterdrücken. Seitdem habe ich noch viele dieser Menschen hier in den Weingärten herumstreifen sehen und immer kamen sie mir gleich komisch vor. Ein solcher Anzug könnte in der jetzigen Zeit schon gar nicht mehr erfunden werden. Du Vignan[1]) würde sicher vom Schlag ge-

1) Regierungsvizepräsident in Münster i. W.

rührt, sähe er die hohe polizeiliche Würde in solcher Tracht.

Alles ist jetzt hier in voller Weinlese begriffen, und die Weinberge leben und weben von Menschen und Ochsen, die in Gemeinschaft, bald fahrend, bald tragend, die herrlichen Trauben nach Hause befördern. Dieses und einige gelbe Blätter sind hier die einzigen Merkmale der vorgerückten Jahreszeit, während ich mich, nach der Wärme der Luft zu urteilen, nur in den schönsten Sommer denken könnte. Die Luft ist hier ganz unvergleichlich angenehm. Bei offenem Fenster werfe ich des Nachts noch meine Decke weg und habe keinen Augenblick zu kühl.

So lange das Wetter hier so freundlich bleibt und die Gegend nicht zu herbstlich wird, kann ich mich auch nicht von hier trennen und so wird mein hiesiger Aufenthalt wohl jedenfalls bis zum Ende dieses Monats dauern. Dann gehe ich nach Venedig, und wenn ich mit den Italienern fertig werden kann und meine Kasse nicht ausspannt, auch nach Verona und Mailand. Auf dieser Tour werde ich wenigstens drei bis vier Wochen zubringen und also in keinem Fall vor Dezember wieder nach München zurückkehren, wenn ich überhaupt auf einige Monate wieder hingehen sollte. Doch, wie gesagt, hängt alles davon ab, wie viel ich täglich in Italien zu meinem Unterhalt brauche. Wenn es mir zu teuer ist, kehre ich schon von Venedig wieder um. Schreibe mir, geliebte Sophie, daher vorläufig nur noch hierher.

Morgen gehe ich auf einige Tage nach Kaltern zu Marie Mörl, die ich also mit Gott nächsten Freitag zu sehen bekommen werde. Ich bin in der größten Spannung wegen dieses Besuches. Den Freitag habe ich auf Anraten des hiesigen Pfarrers gewählt wegen der besonderen an diesem Tage sich an ihren Wundmalen einstellenden Erscheinungen.

Da ruft der Nachtwächter: „Ihr Herrn, laßt euch sagen, die Glock' hat zehn geschlagen! Der Herr möge uns bewahren und seine unbefleckte Mutter Maria. — Zehn Uhr. — Gelobt sei Jesus Christus!" Alle Abende freue ich mich dieses Zurufes, der gewiß schon manchen Kranken mehr getröstet hat als unser protestantisches Gepfeife. Lebe wohl, meine liebe, teure Schwester, und lasse Dich durch Dein liebevolles Herz bestimmen, mir bald wieder einige Worte zu sagen, durch die Du mich schon so oft beglückt hast. — Könnte ich mich doch in den Brief stecken!

An seinen Bruder Wilderich.

Harkotten, 7. Februar 1841.

Die Beantwortung Deines soeben erhaltenen Briefes will ich keinen Augenblick verschieben, da ich mich notwendig mit Dir selbst unterhalten muß, um so manches zu besprechen, was seit den letzten vierzehn Tagen eine andere Gestalt angenommen hat. Die unzweifelhaft jetzt schon bei Dir eingetroffene Nachricht, daß Köbbingen für Dich nicht angekauft ist, wird Dir also in Deiner jetzigen Lage ganz erwünscht gekommen sein. Obwohl ich nun hierin nicht mit Dir übereinstimmen kann und vor wie nach den Besitz eines landtagsfähigen Guts in Westfalen für Dich sehr gewünscht hätte, so ist dennoch die Sache hiermit für Dich abgemacht und Du, mein alter Wilderich, scheinst also vorläufig Deinen bleibenden Aufenthalt fern von der Heimat nehmen zu sollen. Der beste Trost für diese schwere Entbehrung beruht ja für Dich wie für uns alle in der Überzeugung, daß der Wille Gottes Deine und unsere Verhältnisse leitet, der unsere Kräfte auch hierin nicht überbürden und uns mit Entbehrungen und Leiden zu weit heimsuchen wird. Diesen Trost trägst Du so

ruhig und klar in Deiner Brust, daß auch ich dadurch mit viel mehr Gleichmut auf die Opfer hinblicke, die der Himmel von Euch fordert und die mich ohne diesen Trost tief betrüben würden. Wir haben durch unseren langen Aufenthalt zu Hause zu sehr die großen Vorzüge kennen gelernt, mit denen der liebe Gott unser geliebtes Münsterland begnadigt hat, als daß wir uns nicht von allen Orten der Welt aus wieder dahin zurücksehnen sollten. Aber zum Dienste Gottes werden wir unbrauchbar, wenn die Vorzüge unseres Heimatlandes uns vergessen machen, daß e r, den wir doch vorzüglich und eigentlich allein suchen sollen, nicht weniger als hier, an allen Orten gesucht und gefunden werden kann; und undankbar wären wir, wenn die gerechte Liebe zur Heimat, die uns unser ganzes Leben lang stärken, trösten und mit den angenehmsten Erinnerungen erfüllen soll, statt uns recht brauchbar für den Dienst Gottes zu machen, uns außer den engen Grenzen der Heimat ganz unbrauchbar für das Leben und Wirken machte. Entbehren und Entsagen im Dienste und zur Ehre Gottes ist unsere Parole geworden, und je mehr wir ihr treu sind, desto mehr werden wir gewiß auch schon hier auf Erden glücklich und zufrieden sein. Dann, mein alter Wilderich, was ist eine Trennung, die jetzt in zwei Tagen und drei Nächten, bald vielleicht in e i n e m Tage wird aufgehoben werden können, und die nach allen möglichen menschlichen Berechnungen in der Art wie für die nächste Zukunft nicht viele Jahre dauern kann, wo Du es dann ganz in Deinen Händen haben wirst, Dich wieder Deiner Heimat anzuschließen, wie Du es nur irgend wünschen magst. So wenig ich befürchte, daß Dich auch noch größere Opfer unglücklich machen könnten, und daß Du nicht mehr imstande seiest, sie zur Ehre Gottes zu tragen, so wenig kann ich es billigen,

daß Du Dich immer nicht nur mit dem Kreuz der Gegenwart, sondern auch oft, wenigstens in dieser Beziehung, mit einem noch viel schwereren Kreuz der Zukunft belastest, da diese doch ganz in den Händen Gottes beruht, der sie wenden kann, wie er will, und der, dem ruhigen Vertrauen zu Ehren, gewiß schon oft das nach menschlichen Ansichten unausbleiblichste Kreuz in die größten Freuden verwandelt hat. Ich bitte Dich deshalb, alter Wilderich, lasse doch Gott die Zukunft und male sie Dir nicht mit allen Schrecken der Möglichkeit aus, wie Entfremdung von den Bekannten und Freunden zu Hause, Erziehung Deiner Kinder ohne freundschaftliche Umgebung, wie Du sie gekannt usw. Gott hatte Dich ja früher nicht lieber als jetzt und liebt Deine Kinder nicht weniger als Dich und hat Dir und ihnen trotz unseres Vorwitzes wahrscheinlich unendlich gütiger fürgesorgt, als wir es ahnen.

Verzeihet mir, liebe Geschwister, diese Epistel, die ich nur gewaltsam abbreche, da ich noch lange gern über die Trostgründe bei unseren Leiden mich mit Euch unterhalten hätte. Da sie aber mehr für mich als für Euch passen, und Ihr sie Euch viel besser selbst vorhalten könnt, so will ich abbrechen, so gern ich alles mit Euch teile.

Inzwischen hat sich auch für mich vieles geändert. Denke Dir meine freudige Überraschung, als ich vorigen Montag einen Zettel von Ferdinand Galen mit der Nachricht erhielt, daß Reisach, Bischof von Eichstätt, derselbe, an den ich mich in meinen Angelegenheiten gewendet, leibhaftig in Münster sei. Ich machte mich sofort dahin und habe mich mit ihm aussprechen können. Im Anfang unsers Gespräches erwartete ich natürlich eine weitläufige Erörterung der Gründe für und gegen den geistlichen Stand, wie ich sie in meinen zwei Brie-

sen auseinander gesetzt hatte. Nun denke Dir meine Verwunderung, als er über alle diese Schwierigkeiten mit einer bewunderungswürdigen Leichtigkeit wegging, ohne weiters als feststehend annahm, ich wollte den geistlichen Stand ergreifen, und nur die Art und den Ort der Vorbildung in Beratung zog. Da war ich also über alle Schwierigkeiten des Entschlusses, die mir früher zehntausend chinesische Mauern zu übertreffen schienen, mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit ganz ohne Entschluß hinweggekommen. Ich folge also jetzt ohne Entschluß seinem Rate und seiner Leitung und habe zu Gott das Vertrauen, daß ich damit weiter kommen werde als mit meinen bisherigen eigenen felsenfesten Entschlüssen, mit denen ich so im Morast stecken geblieben bin. Ich bin entweder von Gott ganz verlassen und einem fürchterlichen Leichtsinn überantwortet, oder Gott hat sich meiner trotz meiner Elendiglichkeit auf eine unendlich väterlichgütige Art erbarmt. Denn wie er mir hiernach den Entschluß zugetragen hat, so hat er mich bisher bei dem Gedanken an die Ausführung dieses Entschlusses so wunderbar getröstet und gestärkt, daß ich keine ruhigere Zeit hätte verleben können.

Was nun, mein lieber Wilderich, die Art der Ausführung betrifft, so schien der Bischof am meisten eine vollständige Ausbildung in Rom, und zwar im Kollegium Germanikum zu wünschen. Ich kann nicht leugnen, daß ich vor diesem unerwarteten Gedanken etwas zurückschreckte, und ohne daß ich ihm meine Ansicht untergeschoben hätte, schien er bei näherer Beratung selbst diesen Gedanken wenigstens vorläufig fallen zu lassen und machte mir dann das Anerbieten in sein Seminar vorläufig einzukehren. Er schilderte mir dann

seinen Seminar-Direktor[1]) als einen so liebenswürdigen, frommen und gelehrten Mann, daß ich sofort mit der größten Freude auf diesen Antrag einging. Ich werde also in der Nähe und unter der Leitung eines so ausgezeichneten, begnadigten Mannes die erste Zeit zubringen und habe dann dort alle Muße das Weitere zu überlegen und für mich überlegen zu lassen.

Wann ich hingehe, hängt zunächst von Deinem Briefe ab — auch der Bischof ist der Ansicht, daß jede andere Rücksicht schweigen muß, wenn ich Dir und Paula zum Trost dienen kann; und daß hierdurch jeder Anforderung meines Herzens entsprochen wird, weißt Du — also nach Deiner Rückkehr aus Italien, wenn es so Dein und Paulas Wunsch ist, sonst aber im nächsten Frühjahr, worüber ich noch ein weiteres Schreiben abwarte.

So stehen also jetzt meine Privatangelegenheiten, mein lieber Wilderich, und mein allerinnigster Wunsch ist es, daß Du damit zufrieden seiest, wie es mir in allem, was ich tue, die größte Freude ist, wenn ich denken kann, daß ich in Übereinstimmung mit Deinen Ansichten verfahre. Der Richtung auf der Landkarte nach sehe ich zwar mit großer, großer Betrübnis, daß sich unsere Wege in den nächsten Jahren noch nicht dauerhaft vereinigen lassen. Aber das kann sich ja auch ändern, und unsere gemeinschaftliche unüberwindliche Liebe zur Heimat will mir mit der Gewalt eines Vorgefühls noch immer als Fingerzeig Gottes erscheinen, daß wir dort endlich, wenn auch in noch so kleinen Kreisen, unsere Wirksamkeit vereinigen können. Dieser Gedanke erfüllt meine Seele mit wahrem Jubel. Wenn das aber

1) Dr. Joseph Ernst, später Dompropst zu Eichstätt, † 21. Februar 1869.

auch nicht der Wille Gottes sein sollte, dann werden wir uns nach einigen Jahren doch jedenfalls wieder oft sehen und vereinigen können, und wenn wir uns dann immer mehr in demselben Geiste stärken und kräftigen, dann wird uns auch die Zeit der Trennung wieder leichter zu ertragen sein.

Mit Mütterchen werde ich sprechen, sobald ich nach Münster komme. Höchst unangenehm ist mir diese Stellung zwischen Luft und Wasser, die ich dort noch vorläufig einnehmen muß. Mein Benehmen werde ich mit Exzellenz[1]) beraten, um von der einen Seite nicht als Sonderling zu erscheinen und von der andern ein Weltleben zu vermeiden, das solchen Endzielen unanpassend ist. . . .

An seinen Bruder Wilderich.

Münster, 27. Februar 1841.

Soeben verläßt uns Sophie bei dem Frühstück, das in alter Art durch Besuche in der Regel sehr lange dauert. Sie erzählte uns von Deinem Briefe, den sie gestern Abend erhalten. Nach demselben muß ich fast annehmen, daß Du meinen letzten Brief, den ich einige Tage vor dem Sophies abgeschickt, gar nicht erhalten hast. Ich eile deshalb, Dir wieder einige Worte von mir zukommen zu lassen, während ich bisher zuerst eine Antwort von Dir abwarten wollte. . . .

Wenn Ihr meinen letzten Brief nicht erhalten, so schreibe ich nächstens mehr über meinen Entschluß und die Art, wie ich ihn endlich gefaßt, und jetzt nur soviel, daß ich mich noch immer in derselben wohlbehaglichen Stimmung in Betreff desselben befinde, wie in meinem

1) Matthias Graf von Galen.

letzten Briefe ich es ausgedrückt, so daß ich entweder tollen Leichtsinn besitze oder eine unendliche Barmherzigkeit erfahre. Wenn Ihr vorläufig mich nicht brauchen könnt, so erwarte ich nur noch einen Brief von Reisach und hoffe jedenfalls dann schon nächsten Sommer bei ihm zu sein. Meine Stimmung bei dieser Trennung von Hause kann natürlich nur eine gemischte sein, denn so sehr sie mir auch Gott erleichtert, und zwar in der Wirklichkeit mehr, als ich es in der Erwartung je für mich möglich gehalten, so verlangt doch Gott auch bei jedem Schritte eigenes Mitwirken. Die Trennung von der Welt ist eine Operation, die nicht ganz ohne Schmerzen erfolgen kann. Ich verlasse mich aber mit voller Zuversicht darauf, daß der göttliche Arzt erfinderisch an Salben ist, die den Schmerz lindern. Außerdem ist mir die Aussicht, in voller äußerer Ruhe unter Reisachs Leitung in dessen Seminar zu leben, äußerst ansprechend. Seinen Seminar-Direktor, den er von Rom mitgebracht, hat er mir so liebenswürdig beschrieben, daß ich mich auf sein Regiment schon herzlich freue. Ich hoffe nur, daß mich dort Deine Selbstquälerwut auch befallen wird: denn das weiß ich, die Herren gehen nicht sehr schonend mit dem natürlichen Menschen um. Doch Glück zu! Ich werde ihnen freudig mit Gottes Hilfe den Schacht in mein tiefes Innere hinein offen legen und wenn es ihnen gelingt, den Egoisten herauszuziehen, mit ihnen ein Te Deum laudamus anstimmen. . . .

An seine Schwester Sophie.

Meran, 9. September 1842.

Diese Ruhezeit soll doch nicht vorübergehen, ohne mich mit Dir, meiner geliebten Schwester, von dem

Orte aus zu unterhalten, von wo ich vor drei Jahren so oft mit Dir geschwätzt habe.

Deinem lieben Brief aus Koblenz folgte Richard bald nach, um mir von Dir und allen Angehörigen so vieles zu erzählen, was zum schreiben oft zu unbedeutend erscheint und dennoch für den von Hause Getrennten großen Wert hat. Wir haben schon so manche Stunden von Mütterchen und Euch, geliebte Geschwister, gesprochen und schon Besprochenes wiederholt, da ja nicht der Reiz des Neuen, sondern die alte Liebe zu Euch uns die Gespräche so lieb und wert machte.

In manches Tal und manche Hütte haben wir die Erinnerung an die geliebten Angehörigen getragen, wo wohl seit der Welt Anfang Eure Namen noch nicht genannt wurden. Unter diesen Menschen läßt sich so heimlich das Entfernteste besprechen, als wenn alles eine große Verwandtschaft mit dem hätte, was uns die Heimat so lieb macht.

Schon über drei Wochen sind wir nun am Wandern. Hätten wir nur den Zweck einer Reise vor Augen, dann hätten wir diese Zeit wohl nicht besser anwenden können. Neben vielem, was ich schon gesehen, haben wir herrliche Seitentäler besucht und Gebirge bestiegen, die mir noch unbekannt waren. Und da auch Richard bald die erste Müdigkeit des Bergsteigens überwunden hatte, so haben wir auf unserer Reise bisher nur alle jene Freuden genossen, die immer der gütige Gott auf diesem Wege dem Menschen zufließen lassen kann. Ein Jammertal bleibt dabei die Welt freilich auch dort, wo sie dem Menschen noch die reinsten Genüsse darbietet, und kleine Erinnerungen an Kälte auf den Bergen, furchtbare Hitze in den Tälern, große Ermüdungen, kleinliche Mißstimmungen usw. verfehlen nicht, die Wünsche auch über solche Vergnügungen noch immer weit hinauszu-

tragen und zu Gott hinzuführen. Doch ist dies keine Eigentümlichkeit unserer Reise und wir sind davon keineswegs in einem hohen Grade heimgesucht worden.

Gerne möchte ich mit Dir unsere ganze bisherige Reise auf der Karte verfolgen und Dir das mehr und weniger Interessante erzählen. Bei der Art, wie aber unter uns die Briefe Gemeingut sind, würde ich vielleicht dann nur wiederholen, was Du schon gelesen hast. Jeder angenehme Eindruck, den mir Tirol schon früher gemacht, ist auf diesem Wege in mir bestärkt und gehoben worden, und ich weiß nicht, ob ich mehr Freude an den schönen Gebirgen oder dem tüchtigen katholischen Volke habe, das sie bewohnt. Noch mehr aber als ihrer Schönheit wegen sind mir die Berge teuer und wert als mächtige Schutzwehren gegen alle Niederträchtigkeiten der Zivilisation, als Mauern, hinter denen in ungeschwächter Kraft der alte Glaube und mit ihm alte Sitte, Ordnung und Gewohnheit sich gegen die alle Welt überflutende Verflachung erhält. Wenn die entnervten Papierseelen jetzt alle Zeitungen in Deutschland vollschreiben von der wieder erwachenden deutschen Gesinnung, von der deutschen Ehrlichkeit, Treue und Einfalt, während sich ein so schauderhaftes Lügengewebe und Lügenleben über ganz Deutschland verbreitet, daß wir selbst die schlauen Römer zu Tölpeln machen, so muß man in der Tat nach Tirol gehen, um eine Vorstellung von dem alten Deutschland zu bekommen, wie auch um zu erkennen, wem und welchem Glauben die sogenannten deutschen Tugenden ihr Dasein verdanken. Auch auf diesem Volke liegt zwar der Druck einer fast ganz jedem religiösen Leben entfremdeten Beamtenwelt. Seit Jahren sind hier alle adeligen Patrimonialgerichte aufgehoben und statt ihrer landesherrliche bis zu den entferntesten Tälern Tirols eingeführt worden.

Mit diesen sind viele Beamte eingezogen, die eben dasselbe wie an allen andern Orten der Welt sind. Aber Gott Dank stehen sie dem Leben des Tiroler Volkes so fern wie überall, und da neben ihnen die Religion ihre volle Kraft entwickeln kann, so sind sie für das Volk weniger verderbenbringend. Nur gewissen Engländern ist es gegeben, neben großer moralischer Versunkenheit noch hinreichende Energie zu bewahren, um allen Gefahren und Anstrengungen zu trotzen. Dadurch haben sie die Schweiz bis in die entferntesten Täler verpestet. Einer deutschen Beamtenseele fehlt dagegen diese gefährliche Tugend, und außer der Schreibstube und dem Kaffeehaus ist ihr selbst das Laster nicht lockend genug, um große Anstrengungen auf sich zu nehmen.

Hier ist noch das ganze äußere Leben so recht in Besitz der Religion. Wer die Irreligiosität, den Unglauben und die Unsittlichkeit nicht aufsucht, kann ganz Tirol durchreisen, ohne sie anzutreffen: ein Umstand, der das hiesige Leben besonders scharf von dem unseres Volkes unterscheidet, das von einem tief religiösen Bedürfnis doch Gott Dank auch noch durchdrungen, aber so vieler eigentümlichen Erscheinungsformen des katholischen Glaubens durch die Macht der Verhältnisse beraubt ist. Dazu gehören vor allem die vielen verschiedenen Ordensgeistlichen, namentlich aber die Kapuziner und Franziskaner, die man in jedem Örtchen antrifft. Kapuziner gibt es gegenwärtig über dreihundert in Tirol. Kirchen und Kapellen werden in echt katholischer Weise zu jeder Tageszeit benutzt und sind zu diesem Zweck fortwährend geöffnet. Eine bei Tage geschlossene Kirche kennt man hier nicht. Fast nie, auch nicht in den entlegensten Kirchen, findet man sich lange allein; wenigstens trifft man irgend ein altes Mütterchen, das

ihr Gebet zu Gott erhebt. Ferner bringt es schon die Tracht mit sich, daß die Männer mit ihren bloßen Knien aus Rücksicht für Patenthosen das Niederknien nicht zu unterlassen brauchen. Man kann nichts Erbaulicheres sehen als Tiroler Klosterkirchen, wie sie an jedem Tage der Woche, so lange Messen gelesen werden, mit Männern und Frauen angefüllt sind und diese fast alle ohne Ausnahme auf ihren Knien liegen, während bei uns wie in Bayern kaum die Elevation noch das Niederknien bewirkt.

Mehr als ich es früher getan, haben wir uns jetzt alle Kirchen angesehen, die auf unserem Wege lagen, und uns überall überzeugt, daß hier die Stellen sind, an welchen das Volk noch seine kostbare Habe zusammenträgt. Hier ist der Glaube noch wahrhaft lebendig. Jeder Wirt erzählt mit Stolz von den schönen Paramenten, die seine Kirche besitzt, und weiß mit dem richtigsten Ausdrucke alle einzelnen Gegenstände zu bezeichnen, die zum Gottesdienst gehören.

An einem ganz entlegenen Örtchen des Ötztales sahen wir mit rechter Teilnahme, wie das Volk seiner Toten gedenkt. Schon beim Eintreten in die Kirche an einem Werktage bemerke ich, wie kein Grab auf dem ganzen Friedhofe vernachlässigt war. Auf jedem war die Erde frisch aufgeschürt, als wäre der Tote eben erst bestattet worden; auf jedem stand ein einfaches Kreuz und vor demselben eine Blume mit großen grünen Blättern. Als wir nun zuletzt nach der Messe aus der Kirche gingen, fanden wir alle, die der Messe beigewohnt, noch auf den Gräbern ihrer Angehörigen in dem Kirchhofe herum knien, eine Andacht, die sich gewiß täglich wiederholt und einen schneidenden Gegensatz gegen die Art bildet, wie die Kirchhöfe der Städte der Monumente und nicht der armen Seelen

wegen von Neugierigen und Kindermädchen aufgesucht werden.

Unbegreiflich ist mir, daß nicht ein Erzherzog des Kaiserhauses, in dem noch eine solche Privatfrömmigkeit herrscht, hier seinen Wohnsitz aufschlägt. Ich möchte dies fast eine Verblendung des bösen Geistes nennen, der überall beschäftigt ist, die letzten Spuren der Anhänglichkeit aus dem Herzen der Untertanen zu verwischen. Ich weiß kein Verhältnis, das so natürlich zu sein scheint, als jenes der Tiroler zu der einfachen frommen Gesinnung, wie sie im Kaiserhause besteht. Und dennoch lebt kein Habsburger hier, während es für sie in der ganzen Welt kein heimischeres Plätzchen geben könnte. Inzwischen schleicht durch die tote, kalte Maschinerie der Beamtenwelt doch manches Gift ein, das böse Früchte tragen kann.

Als Richard und ich vor einigen Tagen die alte Burg Tirol besuchten, erfüllten uns diese Gedanken, die schon oft uns angeregt, mit der allertiefsten Wehmut. Nirgends findet man ein Zeichen der Anerkennung, der Dankbarkeit, der Liebe, die das Tiroler Volk so gern verdient. Und das alte Schloß, das dem Lande den Namen gegeben, von dem Pater Beda in seinem Werke über Tirol sagen konnte: „In frühern Zeiten galt der Grundsatz: Keiner Landesfürst in Tirol, außer im Besitze des Schlosses Tirol. Österreichs Fürsten betrachteten es nach dem Verluste der eigentlichen Habsburg als die zweite glücklichere, umwohnt vom tapfersten Volke, das durch Treue gesühnt, was der Schweizer verbrochen[1])" — dieses Schloß ist nicht einmal mit jener Munifizenz unterhalten, die jeder dürftige Edel-

1) Beda Weber: Das Land Tirol 2, 339.

mann auf seine Stammburg verwenden würde. Die berühmte Schleuse des alten Wendt an der Ruhr könnte hier noch zum Muster dienen. Mich hat lange nichts mehr so durch und durch empört wie diese jammervolle Kargheit.

An Professor Dr. Philipps in Wien.

Bensheim, 14. Februar 1852.

Bei meiner Rückkunft von Freiburg fand ich gestern hier den Brief der Fräulein von Langenau mit der Nachricht von dem gänzlichen Erblinden Ihrer lieben Frau. Ich kann es nicht unterlassen in einem so schweren Augenblicke von meinem alten Rechte eines Hausfreundes Gebrauch zu machen und Ihnen einige Worte der allerinnigsten Teilnahme zu sagen. So hat also der liebe Gott von Ihnen und Ihrer guten Frau das schwerste Opfer verlangt, das er außer dem Leben von Ihnen fordern konnte! O gewiß, lieber Herr Professor, Sie und Ihre Frau haben auch da nicht aufgehört, demütig und ergeben den geheimnisvollen Willen Gottes anzubeten. Diese feste Überzeugung ist mein größter Trost in dem Schmerze, den mir die Nachricht verursacht hat. Mit Freuden will ich Ihnen versprechen, mein tägliches Gebet für Sie nun mit neuem Eifer fortzusetzen, um die größte Gnade, die Gott uns erzeigen kann: für den Heiland geduldig zu leiden. Wenn mein Gebet auch sonst so unwert ist, so — hoffe ich — erlangt es durch das heilige Meßopfer einige Kraft. Wie tröstlich ist mir der Gedanke, auf diesem Wege auch bei der gänzlichen äußeren Getrenntheit von Ihnen doch zu ihrem Troste etwas beitragen zu können.

Die Nachricht hat mich übrigens nicht überrascht; ich hatte sie vielmehr lange erwartet. Wer mit solcher Entschiedenheit den Weg der Nachfolge Christi betreten hat wie Ihre Frau, muß endlich auf dem Kalvarienberg anlangen. Das kann nie ausbleiben, und worüber wir jetzt, da wir den Samen für die Ewigkeit ausstreuen, weinen, darüber werden wir einst und Gott Dank ja ganz bald frohlocken. Der liebe Heiland wird Sie beide ganz unfehlbar und zwar mit göttlicher Kraft stärken, wenn auch augenblicklich der natürliche Mensch seufzt und weheklagt. Gott will Sie nun einmal auf dem königlichen Weg des Kreuzes führen, und alle diese Leiden halten ja keinen Vergleich aus gegen die Freuden, die Sie dafür erwarten. Ihre liebe Frau soll einige Tage darauf verzichten, die Werke des Schöpfers zu sehen, um dann den Schöpfer selbst um so herrlicher ewig zu schauen.

Ich will mit diesen wenigen Worten weder Sie noch Ihre Frau trösten, — das vermag ich nicht — der liebe Heiland wird das selbst tun; ich wollte nur meinem Herzen folgen und sage Ihnen nun wieder ein herzliches Lebewohl, um im Gebete um so inniger mit Ihnen verbunden zu bleiben. Ich bitte auch Sie und Ihre Frau um öfteres Gebet für mich. In so schweren Stellungen habe ich es unendlich nötig. Augenblicklich bin ich auf einer Mission in Bensheim und muß deshalb auch so flüchtig schreiben.

Erklärungen des Bischofs v. Ketteler gegen den Stiftspropst v. Döllinger.[1]).

Rom, 8. Februar 1870.

Herr Stiftspropst v. Döllinger hat in einer Erklärung vom 27. v. M. in der „Allg. Ztg.“ unter anderem gesagt: „Ich habe den fraglichen Artikel[2]) veröffentlicht, weil ich mich als öffentlicher Lehrer, als Senior der theologischen Professoren Deutschlands in einer gespannten Zeit und wahrhaft beängstigenden Lage dazu berufen glaubte. Ich habe es getan in dem beruhigenden Bewußtsein, mit der großen Mehrheit der deutschen Bischöfe, zu welchen auch mein eigener verehrter Oberhirte gehört, im Wesen der Frage einig zu sein, und in dem Drange, das, was ich einst als Lehre der Kirche empfangen, was ich siebenundvierzig Jahre lang als solche vorgetragen, nun am Abende meines Lebens in einem Momente drohender Verdunkelung oder Verunstaltung offen zu bekennen.“ Er knüpft daran die Hoffnung, daß sein Wort, „noch bevor die Würfel gefallen sind, vielleicht doch einige Beachtung finden werde.“

Der Herr Stiftspropst erklärt nicht näher, was er unter diesem „Wesen der Frage“ versteht, worin er mit der großen Mehrheit der deutschen Bischöfe einverstanden zu sein versichert. Er gibt auch nicht näher an, welche Bischöfe er „der großen Mehrheit der deutschen Bischöfe“ beizählt und welche nicht. Durch diese Unbestimmtheit müssen seine Worte bezüglich der Übereinstimmung seiner Ansichten mit denen der deutschen Bischöfe eine sehr verschiedene Deutung finden. Ich kann

1) Katholik 1870, Bd. 1 S. 252—256.
2) Einige Worte über die „Unfehlbarkeitsadresse“ in der „Allg. Ztg.“ Nr. 21.

selbstverständlich nur in meinem Namen sprechen. Da ich nun nicht ausdrücklich ausgenommen bin, so fällt der Schein einer Übereinstimmung mit den Ansichten, die der Herr Stiftspropst in der letzten Zeit ausgesprochen hat, auch auf mich. Um diesen Schein abzulehnen, sehe ich mich zu dieser Erklärung gezwungen.

Es hat eine Zeit gegeben, wo ich ein dankbarer Schüler des Herrn Stiftspropst v. Döllinger war und ihn aufrichtig verehrte. Mehrere Jahre folgte in München ich allen seinen Vorlesungen. Damals war ich fast in allen großen Fragen der Kirchengeschichte mit ihm in Übereinstimmung. Später, im Jahre 1848, nahmen wir gemeinschaftlich als Abgeordnete an dem deutschen Parlamente in Frankfurt Anteil. Auch in dieser Zeit, wo alle großen Zeitfragen so vielfach besprochen wurden, glaube ich mit ihm über die Fragen des öffentlichen Lebens in Übereinstimmung gestanden zu haben. Leider muß ich aber jetzt annehmen, daß zwischen den Ansichten des Herrn Stiftspropst v. Döllinger und den meinigen „im Wesen" der Fragen, welche uns jetzt beschäftigen, ein tiefer Gegensatz besteht. Herr Stiftspropst v. Döllinger ist öffentlich als Gesinnungsgenosse der Verfasser jener bekannten, unter dem Namen Janus erschienenen Schmähschrift gegen die Kirche bezeichnet worden, und er hat bisher sich noch nicht veranlaßt gesehen, zu erklären, daß er als treuer Sohn der katholischen Kirche die Gesinnung, welche den Janus eingegeben hat, nicht teilt. Der Janus ist aber nicht nur gegen die Unfehlbarkeit des Papstes, sondern gegen den Primat selbst gerichtet, gegen diese große göttliche Institution in der Kirche, welcher wir in der Einheit so recht eigentlich den Sieg der Kirche über alle Gegner durch alle Jahrhunderte verdanken. Er ist zugleich ein Gewebe zahlloser Entstellungen der Tatsachen der Ge-

schichte, dem vielleicht an innerer Unwahrhaftigkeit nur die Lettres provinciales von Pascal an die Seite gestellt werden können. Herr Stiftspropst v. Döllinger hat aber nicht allein den Zusammenhang mit den Verfassern des Janus bisher noch nicht abgelehnt, sondern er ist auch bekanntlich der anonyme Verfasser der Schrift „Erwägungen für die Bischöfe des Konziliums über die Frage der päpstlichen Unfehlbarkeit", welche freilich ungleich mäßiger gehalten ist als der Janus, aber mit dem Gedankengang des Janus im allgemeinen so übereinstimmt, daß dadurch um so mehr die Vermutung nahegelegt ist, daß er den Verfassern des Janus nahe stehe, jedenfalls ihre Richtung billige.

Ganz auf dieselbe Richtung deutet auch die jüngste Erklärung des Herrn v. Döllinger über die Bitte einer Anzahl von Bischöfen, die Unfehlbarkeit des Papstes auszusprechen, unzweideutig hin, namentlich in seinem unberechtigten Urteile über das Konzil von Florenz, welches allgemein als ein ökumenisches in der katholischen Kirche verehrt wird, und in dem ebenso unberechtigten Urteile, daß die Unfehlbarkeit des Papstes, wenn derselbe feierlich als Lehrer der gesamten Kirche über Glaubenswahrheiten Aussprüche tut, nicht erklärt werden könne; worüber doch wahrlich keinem einzelnen Katholiken die Entscheidung zusteht, sondern nur der allgemeinen Kirchenversammlung selbst, welche die Verheißung hat, daß der Heilige Geist sie an alles erinnern werde, was der Sohn Gottes gelehrt hat.

Auch die oben angeführten Worte des Herrn Stiftspropst v. Döllinger, worin er die mögliche Erklärung einer Lehre, welche seinen Ansichten widerspricht, „eine drohende Verdunkelung oder Verunstaltung" der Lehre der Kirche nennt, sind von diesem Geiste erfüllt. An „drohende Verdunkelungen und Verunstaltungen der

Lehre der Kirche" durch Aussprüche einer allgemeinen Kirchenversammlung kann der nicht glauben, welcher die Überzeugung hat, daß der Geist der Wahrheit in übernatürlicher Weise dieser Versammlung beisteht. Der Herr Stiftspropst kann allerdings, ehe dieser Ausspruch erfolgt, gegen eine Lehre, die noch nicht festgestellt ist, seine Bedenken geltend machen; er hat aber als Katholik nicht das Recht, von drohender Verdunkelung und Verunstaltung der wahren Lehre durch die Aussprüche der allgemeinen Kirchenversammlung zu reden.

Es hat eine Zeit gegeben, wo viele begeisterte Jünglinge aus allen Gauen Deutschlands, welche sich auf den Priesterstand vorbereiteten, zu den Schülern Döllingers gehörten, und welche jetzt im reiferen Alter die treuesten Söhne der Kirche sind und von den Feinden der Kirche als Jesuitenschüler bezeichnet werden. Jener Zeit verdankt es der Herr Stiftspropst v. Döllinger ohne Zweifel, daß auch jetzt noch viele nur mit großem Widerstreben das Gefühl alter Pietät überwinden und sich von ihrem alten Lehrer lossagen. Heute dagegen nennen sich auch offene Apostaten, wie Pichler und Konsorten, Schüler Döllingers und werfen ihrem alten Lehrer Inkonsequenz vor, daß er nicht wagt, weiter zu gehen und mit der Unfehlbarkeit des Papstes auch die Unfehlbarkeit der Kirche über Bord zu werfen. Woher mag das wohl kommen, daß Männer so verschiedener Richtung aus der Schule Döllingers hervorgegangen sind? Der Grund ist offenbar. Die unselige Richtung, welche Herr Stiftspropst v. Döllinger jetzt befolgt, ist nicht die Richtung jenes Mannes, auf den Hunderte von Schülern aus alter Zeit auch heute noch mit Dankbarkeit, aber auch mit tiefem Schmerze hinblicken.

Inwieweit daher auch auf mich der Schein fallen könnte, als gehörte ich zu jenen, die „im Wesen" der

Fragen, welche jetzt im Vordergrunde stehen, mit Herrn Stiftspropst v. Döllinger einverstanden seien, muß ich auf das entschiedenste protestieren. Ich bin nur mit dem Döllinger einverstanden, der einst seine Schüler in seinen Vorlesungen mit Liebe und Begeisterung gegen die Kirche und den Apostolischen Stuhl erfüllte; ich habe aber nichts mit dem Döllinger zu tun, den jetzt die Feinde der Kirche und des Apostolischen Stuhles mit Ehren überhäufen.

Erklärung des Bischofs v. Ketteler[1]).

Rom, 19. Februar 1870.

Die „Allgemeine Zeitung" teilt Nr. 46 folgendes Telegramm mit:

„Rom, 13. Februar. Der von zwei rheinischen Kirchenfürsten ausgehende Antrag einer gemeinsamen Erklärung gegen Dr. v. Döllingers Aufsatz über die Unfehlbarkeit wurde in der Versammlung der deutschen Bischöfe verworfen. Hauptsächlich opponierten Hefele, Eberhard, Haynald, Stroßmayer, Förster, welche erklärten, daß Döllinger, abgesehen von einzelnen Argumenten, im Wesen der Frage die Ansicht der meisten deutschen Bischöfe vertrete. Mit entschiedener Lossagung vom Standpunkte bloßer Inopportunität wurde ferner konstatiert, daß die von den Antragstellern schon unterschriebenen Adressen für die Infallibilität im Grund gegen die Lehre der Kirche selbst gerichtet seien. Die zwei Kirchenfürsten erklärten, dessenungeachtet sich von ihren Kollegen (d. h. den Unterzeichnern jener Adressen) nicht trennen zu wollen."

Dieses Telegramm, welches ganz den Charakter der

1) Aus „Mainzer Journal" 1870 Nr. 45.

„Römischen Briefe über das Konzil“ in der „Allg. Ztg.“ an sich trägt, bietet mir eine erwünschte Gelegenheit, an einem Falle, über den ich die genaueste Auskunft geben kann, die systematische Unredlichkeit dieser Korrespondenz den deutschen Lesern vor Augen zu stellen. Ich will den Vorgang selbst zuerst erzählen und dann die Unwahrheiten, welche in diesen paar Zeilen enthalten sind, hervorheben.

Nachdem ich meine Erklärung gegen Dr. v. Döllinger bereits abgeschickt hatte, hielt ich es dem Geiste freundschaftlicher Besprechungen, welcher unter uns herrscht, entsprechend, hievon in der Konferenz ganz vorübergehend eine Mitteilung zu machen. Ich tat dies mit wenigen Worten, ohne irgend einen Antrag zu stellen und auch nur eine Verhandlung in diesem Sinne anregen zu wollen. Eine solche fand daher auch gar nicht statt, und es wurden nur einige vertrauliche, kurze Äußerungen gemacht. In kurzen Worten sprachen einige, ohne Widerspruch zu finden, ihre entschiedene Mißbilligung der Erklärung Dr. v. Döllingers aus, während von anderer Seite die Meinung geltend gemacht wurde, daß wohl nur einzelne Bischöfe besonderer Verhältnisse wegen Veranlassung hätten, öffentlich dagegen aufzutreten. Damit war die überaus kurze Besprechung zu Ende.

Unwahr ist also, daß zwei rheinische Kirchenfürsten den Antrag gestellt haben, eine Erklärung gegen Döllinger zu erlassen; unwahr daher auch, daß dieser Antrag verworfen worden sei; unwahr ist es, daß, wie hier dargestellt wird, eine Debatte mit ernster Opposition stattgefunden habe. Gänzlich unwahr und durchaus erdichtet ist die Behauptung, daß die in dem Telegramm mit Namen aufgeführten Bischöfe ausgesprochen hatten, daß Döllinger im Wesen der Frage die Ansicht der

meisten deutschen Bischöfe vertrete. Der Satz, der dann im Telegramm folgt: „Mit entschiedener Lossagung usw." ist unverständlich. Jedenfalls ist nichts in der Versammlung gesagt worden, was in dem einen oder anderen Sinne das Substrat zu diesem Satze bilden könnte. Endlich haben die zwei angeblichen rheinischen Kirchenfürsten am Schlusse nicht erklärt, daß sie dessen ungeachtet sich von ihren Kollegen nicht trennen wollten, zu welcher Erklärung absolut keine Veranlassung vorlag.

Welche unbeschreibliche Unredlichkeit, die unbefangensten Gespräche, die hier unter uns vorkommen, in ein solches System voll Lug und Trug zu bringen und sie mit lauter Erdichtungen zu illustrieren! Aber ganz so sind auch die in derselben Zeitung veröffentlichten „Römischen Briefe" über das Konzil. Hier ist kein einzelner Irrtum, sondern ein System, wo täglich allerlei Nachrichten ausgehorcht werden, um sie dann nach der vorgeschriebenen Tendenz zum Betrug am deutschen Publikum zu benutzen. Und wie unwürdig ist die Art, wie sich dieser Berichterstatter in den Besitz seiner Nachrichten setzt! Daß ein Bischof ihm von solchen Vorgängen, wie sie jenes Telegramm bespricht und bis zur Unkenntlichkeit entstellt, Mitteilung macht, ist nicht zu denken, da volles gegenseitiges Vertrauen und die brüderlichste Gesinnung uns verbindet. Es kann also nur irgend ein treuloser Aushorcher sein, der vertrauensvolle Mitteilungen ablauert, um sie dann zu verdrehen, zu entstellen, nach Belieben hinzuzufügen und sie so zuzubereiten für den Effekt, welchen diese unwahren Darstellungen in Deutschland machen sollen.

Die Artikel in der „Allg. Ztg." müssen später einmal im Zusammenhange in ihrer ganzen verworfenen Unwahrhaftigkeit aufgedeckt werden. Sie werden dann einen steten wertvollen Beitrag liefern, wie weit die

Ungerechtigkeit gegen die katholische Kirche von jenen Parteimännern getrieben wird, die so gern den Schein höherer Bildung vor sich hertragen[1]).

Schreiben Kettelers an Papst Pius IX.

Rom, 26. Februar 1870.

... Ich kann es bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen, auszusprechen, wie unendlich mich die Stellung betrübt, die ich in manchen Fragen einnehmen muß. Sie betrübt mich, weil sie den Schein auf mich wirft, als ob ich weniger als andere Bischöfe von Liebe, Ehrfurcht und Gehorsam gegen den Heiligen Stuhl erfüllt sei, oder gar, als ob ich ein Gesinnungsgenosse jener Männer wäre, die jetzt sogar den Primat anfeinden — eine Gesinnung, die mit allem in Widerspruch steht, was ich in meinem Leben empfunden und wofür ich als Bischof gekämpft habe. Dieser Schmerz ist so groß, daß ich jetzt mehr als je die Last meines bischöflichen Amtes, welche ich mit dem tiefsten Widerstreben meiner Seele, nur im Gehorsam gegen Dich übernommen und bis heute getragen habe, fühle, und daß ich es für das größte Glück halten würde, wenn Du mir endlich erlauben wolltest — worum ich Dich so oft gebeten habe, als ich Deinem Befehle gehorsam nach Rom gekommen bin —, diese Last, welche für mich viel zu schwer ist, für die letzten Tage meines Lebens niederzulegen. Ich werde sie aber auch forttragen, wenn Du willst, da ich in Deinem Willen Christi Willen verehre. Dann bitte ich aber nur um so

1) Nach dem Telegramm brachte die „Allg. Ztg." (Nr. 53) über diesen Gegenstand noch einen „Römischen Brief". Gegen diesen ist die vom 5. März 1870 datierte bischöfliche Schrift gerichtet: Die Unwahrheiten der Römischen Briefe vom Konzil. Mainz 1870.

inniger, an meinem Gehorsam, meiner Verehrung und Treue gegen Dich nicht zu zweifeln, wenn ich im Widerspruch gegen alle Gefühle meines Herzens selbst jenen Schein lieber trage, als daß ich gegen meine Überzeugung handle. Je tiefer ich Dich ehre und von der Größe Deines Herzens überzeugt bin, desto mehr glaube ich, daß Du mich selbst einst vor dem Angesichte unsers gemeinschaftlichen Herrn tadeln würdest, wenn ich mich durch irgend etwas abhalten ließe, auf diesem heiligen Konzil, welches die Welt nach Gott Dir verdankt, in jeder Frage nach dem zu handeln, was ich für wahr erkenne.

Ich kniee im Geiste nieder und bitte um Deinen Segen.

Erklärung Kettelers über seine Haltung auf dem Konzil.

Rom, 5. Juni 1870.

Die „Allg. Ztg." kann fast nicht meinen Namen nennen, ohne zugleich eine Unwahrheit auszusprechen.

So ist es auch wieder in dem fünfzigsten „Römischen Briefe vom Konzil" in dem Hauptblatte vom 4. Juni geschehen.

Sie berichtet dort über eine Rede, welche ich im Konzil in letzter Zeit gehalten habe, in folgender Weise: „Einen ganz entgegengesetzten Eindruck brachte Kettelers Rede hervor. Man war gespannt, was er sagen würde, denn man wußte, daß er einen inneren Kampf durchgestritten hatte. Vor zehn Monaten war er in seiner Schrift über das damals erst angekündigte Konzil ganz aus freiem Antriebe als Fürsprecher der päpstlichen Unfehlbarkeit aufgetreten; mit glühender Begeisterung, mit hingebender Devotion für den Papst war er, obgleich er in Fulda das neue Dogma als unzeit-

gemäß erklärt hatte, nach Rom gekommen. Ich unterlasse es, die Stufenfolge anzugeben, in welcher der Enttäuschungs- und Ernüchterungsprozeß bei ihm sich vollzog. Seine Rede hat bewiesen, daß er aus einem Inopportunisten ein entschiedener Gegner des Dogmas selbst geworden ist, wie dies auch vielen anderen begegnete."

Ich bin nun nicht in der Lage, mitzuteilen, was ich gesagt habe; ich kann aber, ohne das Geheimnis zu verletzen, abweisen, was ich nicht gesagt habe, und erkläre deshalb folgendes:

1. Ich habe noch nie an der Unfehlbarkeit des Papstes gezweifelt; ich habe diese Lehre immer offen bekannt in Deutschland wie hier in Rom; ich habe nie jemand Gelegenheit gegeben, diese meine Ansicht zu bezweifeln; ich habe also auch gewiß in meiner Rede diese Überzeugung nicht verleugnet. Es ist daher vollkommen unwahr, daß eine Wandlung meiner Überzeugung stattgefunden habe; es ist vollkommen unwahr, daß ich „aus einem Inopportunisten ein entschiedener Gegner des Dogmas selbst geworden" bin. Meine „glühende Begeisterung", meine „hingebende Devotion für den Papst" ist immer durchaus dieselbe geblieben. Der Korrespondent ist daher auch nicht in der Lage, „die Stufenfolge anzugeben, in welcher der Enttäuschungs- und Ernüchterungsprozeß" sich bei mir vollzogen hat. Alle diese Behauptungen sind nackt und einfach Unwahrheiten. Wenn ich irgend etwas für mich in Anspruch nehmen kann, so ist es das, daß ich bezüglich dieser Lehre immer dieselbe Ansicht gehabt habe und heute noch habe.

2. Für mich bestand von da an, wo diese Frage angeregt ward, nur ein doppeltes Bedenken: Erstens, ob diese Lehre, die ich für die glaubwürdigste halte und als solche auch meiner Diözese vorgestellt habe, aus der Heiligen Schrift und der Erblehre mit jenem

Grade der Gewißheit erhelle, der zu einer dogmatischen Definition notwendig ist; und zweitens, ob in den Zeitumständen jene Notwendigkeit vorhanden sei, welche immer vorhanden sein muß, um eine Glaubensentscheidung zu treffen. Das letztere begreift man unter der Opportunität dieser Frage. Wenn nun in dieser letzteren Hinsicht eine Wandlung bei mir stattgefunden hat, so ist es nur insofern geschehen, als ich allerdings der überaus heftigen Angriffe wegen, welche der Primat in letzterer Zeit gefunden hat, wobei namentlich die römischen Briefe der „Allg. Ztg." an der Spitze stehen, nicht mehr mit derselben Gewißheit wie früher die Meinung festgehalten habe, daß eine Entscheidung der Kirche über diese Frage unterbleiben könne.

3. Wenn ich aber auch die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes in der Schrift und Tradition für so wohlbegründet halte, daß ich sie nicht nur selbst zur Norm meines Lebens gemacht, sondern auch jedem treuen Sohne der Kirche, der mich über dieselbe um Rat fragen würde, nach meinem Gewissen nur antworten könnte, daß ich die Leugnung derselben zwar noch nicht als einen Abfall von der Lehre der Kirche, aber doch als äußerst bedenklich ansehen müßte, so bleiben dabei über den Gegenstand derselben, über ihren Umfang und über die Bedingungen und Voraussetzungen, unter welchen Aussprüchen des Papstes bezüglich der übernatürlichen Offenbarung — und nur solche Aussprüche können hier in Rede kommen — durch eine besondere göttliche Assistenz unfehlbar sind, manchfache Verschiedenheiten fortbestehen. Hierüber gibt es Ansichten, die weiter und enger sind. Wenn ich daher über diese Bedingungen andere Ansichten haben als andere und diese Ansichten, so lange die Kirche nicht entschieden hat, frei und offen vertrete, so ist niemand befugt, dem die Wahrheit lieb

ist, mir deshalb nachzusagen, daß ich ein Gegner der Infallibilität sei. Aber auch bezüglich dieser Bedingung ist meine Ansicht seit lange sich immer vollkommen gleich geblieben.

Es würde mir leicht gewesen sein, bei jedem Briefe der „Allg. Ztg.“ über das Konzil grobe Unwahrheiten und Entstellungen nachzuweisen. Wer die Verhältnisse hier kennt und diese Briefe liest, kann nicht zweifelhaft sein, daß dies keine unverschuldeten Irrtümer mehr sein können, sondern daß hier ein System der Irreführung des Publikums vorliegt. Wenn mir aber auch die Zeit abgeht, diese ununterbrochene Reihenfolge von Unwahrheiten öffentlich zu besprechen, so kann ich doch da nicht schweigen, wo wieder der Versuch gemacht wird, meine Gesinnung in so unwahrer Weise anzugreifen.

An seine Nichte Helene Gräfin Droste zu Vischering.

Rom, 12. Juli 1870.

Wenn Du nicht so gut gegen mich wärest, so müßtest Du eigentlich etwas böse sein, daß ich Dir gar nichts von hier aus geschrieben habe, außer den paar Zeilen, als Gott Dein Kindchen unter die Engel aufnahm. Es gehört dieser armselige Verkehr mit den Seelen hier auf Erden, die man so innig liebt, zu dem vielen Elend des irdischen Lebens. Ganz ohne Schuld bin ich dabei nicht, das weiß ich wohl. Aber auch unsere vielen Fehler gehören zu demselben irdischen Elend. Ich kann Dich daher nur bitten, auch diese Fehler Deines alten Onkels mit derselben Nachsicht wie bisher zu tragen und mir doch Deine Liebe zu bewahren.

Diesmal habe ich aber eine besondere Veran-

lassung, Dir zu schreiben, daß ich wenigstens noch nicht mehr „närrisch“ geworden bin, wie die Augsburger „Allg. Ztg.“ gemeldet hat[1]). Übrigens bin ich überzeugt, daß die „Allg. Ztg.“ in ihren Äußerungen, welche sie vom Heiligen Vater berichtet, ganz oft geradezu lügt, um uns gegen ihn zu verhetzen.

Wir stehen also jetzt ganz nahe vor dem Schluß. Morgen findet schon die letzte Abstimmung der General-Kongregation statt. Ich zweifle gar nicht mehr, daß nächsten Sonntag die öffentliche Sitzung und damit vorläufig der Schluß sein wird. Ob eine volle Einigung aller Bischöfe eintreten wird, ist noch nicht ganz gewiß, ich hoffe es aber. Diese letzten Tage bedürfen wir noch eines besonderen Beistandes des Heiligen Geistes. Gott gebe, daß wir alle am Sonntag aus ganzem Herzen Te Deum singen können, und daß dieses Te Deum dann in der ganzen Kirche auf der weiten Erde widerhallt.

Ich habe hier eine ernste und vielfach schwere Zeit erlebt. Es war eben eine Torheit, es anders zu erwarten, da ja die höchsten Lebensakte der Kirche des Kreuzes unmöglich ohne Kreuz sein können. Das Kreuz ist auch zugleich in unserem Leben wie im Leben der Kirche das Mysterium, das Geheimnisvolle, das unseren neugierigen Augen, die alles sonnenklar sehen wollen, Verborgene. So ist uns auch so vieles im Verlauf der Ereignisse dieses Winters verborgen. Es soll uns das eine zeitweise Prüfung des Glaubens sein, bis es sich schon hier in Sehen verwandelt. Später, vielleicht in kurzer Zeit, wird uns Gottes Leitung überall, selbst in dem klar werden, was uns jetzt noch fast unbegreiflich ist. So geht es immer, und der schlichte, einfältige Glaube

---

1) Hauptblatt vom 8. Juli Nr. 189.

behält immer Recht. Gott sei Dank, daß er ihn uns gegeben hat. Welche Gnade, wenn man auf so viele sieht, die diesen göttlichen Leitstern des Lebens nicht haben!

Zu unseren Kreuzen haben hier in Rom auch so viele vortreffliche Seelen gehört, die gar nicht begreifen konnten, daß nicht alle Bischöfe so seien, wie sie es sich gedacht hatten, und daß ein Konzil nicht ganz so verlaufe, wie sie es in ihrem frommen Enthusiasmus haben wollten. In dieser Hinsicht war es mir lieb, daß Du nicht hier warst, ohne damit sagen zu wollen, daß Du ganz so gehandelt hättest.

Wie wird es mich freuen, Dich, Klemens und die Kinder im Herbste wiederzusehen! Ob es dazu kommen wird, weiß Gott. Die Dinge in der Welt sehen so drohend aus, daß wir bis dahin wieder in ganz anderem Kreuze stecken können. Nun Gott befohlen, geliebte Helene. Die innigsten Grüße an Mann und Kinder. Ich segne Euch alle. Sonntag über acht Tage, den 24., könnten wir uns wohl ein Rendezvous in Oberammergau geben!

Brief Kettelers an Papst Pius IX.

Rom, 17. Juli 1870.

Aus dem Schema, welches ich eben erhalten habe, ersehe ich, daß Du die Bitte, welche wir Dir flehentlich vorgetragen haben, nicht glaubtest erfüllen zu können. Um mich nun nicht in der meiner ganzen Seele widersprechenden Lage zu befinden, mit Non placet zu stimmen, bleibt mir kein anderes Mittel übrig, als noch heute Abend von der mir erteilten Erlaubnis zur Rückkehr Gebrauch zu machen. Bevor ich aber abreise, kann ich es nicht unterlassen, Dir in aller Demut die Erklärung zu unterbreiten, daß ich mich den Entscheidungen

des Konzils ebenso unterwerfen werde, als wenn ich mit Placet hätte stimmen können. Indem ich um den Apostolischen Segen bitte rc.

An einen jungen verwandten Priester.

Mainz, 8. November 1870.

Ich danke Dir herzlich für Deine Mitteilung über Deine erste Anstellung. Gott begleite Dich, lieber * *, und gebe Dir die ganze Fülle aller Freuden und Segnungen, welche in dem glückseligen priesterlichen Wirken auf dem Lande liegen. Ich fühle immer etwas Neid bei solchen Anstellungen. Wenn Du Dich nur nicht durch Deine Ängstlichkeit in dem freudenvollen Wirken stören läßt. Mache es so gut, wie Du es vernünftigerweise kannst, und überlasse das andere dem lieben Gott. Nichts ist törichter, als den Anspruch erheben, alles vollkommen zu machen. Mehr als den guten Willen, es recht gut zu machen, können wir Gott nicht bieten. Von ihm allein kommt alles Gedeihen. Er bedarf dazu nicht der Vollkommenheit unserer Verrichtungen. Ersetze Deine Fehler durch Demut und guten Willen. Du wirst keine Verrichtung im ganzen Leben vornehmen ohne Fehler. Gott wirkt durch die Demütigen und nicht durch die, die keine Fehler machen. Die Skrupulanten sind die lächerlichen Menschen, die prätendieren, keine Fehler zu haben. Das ist dann freilich bei unseren vielen Fehlern dazu angetan, nicht nur um alle Freudigkeit, sondern auch um den Verstand zu verlieren. Auf diesem Wege kommt man nie zu Ende. Wirke so gut Du kannst, aber wirke mit der Überzeugung, daß Du in Deinem ganzen Leben nie eine Verrichtung vornehmen wirst, an der Du nicht nachträglich etwas auszusetzen haben wirst; denn für alle diese hohen Verrich-

tungen ist unser Vermögen viel zu klein. Aber in Gottes Namen, das schadet nichts; so ist es immer gewesen, von den Fischern am See Genesareth bis heute, bis ans Ende der Welt. Gehe also hin, mein lieber * *, wirke mit ganzer Freude, mit ganzer Liebe zu den einfachen Seelen, und mache recht viele Fehler — nur immer gegen Deinen Willen, — und Gott wird Dein Wirken segnen. Gott gebe Dir auch große, große Liebe zu den Kindern. O, das ist so schön, Lehrer und Seelsorger der Kinder zu sein! Über den Katechismus sprechen wir später einmal, wenn Du einige Erfahrungen und Fehler gemacht hast.

Erklärung Kettelers über das Vatikanische Konzil.

Mainz, 4. August 1875.

Verschiedene Blätter haben in den letzten Tagen die alten Entstellungen und Anklagen reproduziert, mit welchen die von mir und einigen anderen Bischöfen auf dem Vatikanischen Konzil eingenommene Haltung verdächtigt worden ist. Obgleich diese Anklagen längst und aufs gründlichste widerlegt wurden, so sehe ich mich doch veranlaßt, diesen erneuten Versuchen, das Publikum zu täuschen, folgende Erklärung entgegenzustellen.

1. Die Abhandlung über die Unfehlbarkeit der Kirche, welche ich den auf dem Konzil versammelten Bischöfen übergeben habe, ist von mir weder direkt noch indirekt verfaßt worden. Ich habe dieses sowohl in Rom selbst wie auch später erklärt. Es ist daher eine offenbare und, wie ich annehmen muß, bewußte Unwahrheit, wenn man die einzelnen Worte dieser Schrift mir als meine eigenen in den Mund legt und mir „die volle Verantwortlichkeit für den ganzen Inhalt der-

selben" zuschreibt, „weil ich mich als deren Hauptverbreiter bekannt habe". Die Schlußfolgerung, daß ich für den ganzen Inhalt einer Schrift verantwortlich sein müsse, weil ich sie verbreitet habe, ist so willkürlich und unberechtigt, daß sie keiner Widerlegung bedarf.

Wer von der Aufgabe eines Bischofs auf dem Konzil einen Begriff hat, wird meine Handlungsweise in diesem Falle wohl verstehen.

Jene Schrift hatte in keiner Weise die Bestimmung, meine Ansicht in allen Teilen zum Ausdruck zu bringen. Ich glaube auch sagen zu können, daß sie nicht einmal die Ansicht des Verfassers in allen Stücken wiedergab. Die Schrift sollte vielmehr lediglich dazu dienen, eine immer allseitigere Prüfung der dem Konzil zur Entscheidung vorliegenden Fragen zu veranlassen und auch die Einwendungen der Gegner in einer scharf theologischen Fassung und mit allen Mitteln, welche die theologische Wissenschaft bietet, zum Ausdruck zu bringen. Das war durchaus mein mir klar vorgestecktes Ziel bei Verbreitung dieser Schrift. Ich glaube noch heute, daß ich damit meiner Pflicht auf dem Konzil entsprochen habe, und ich würde ganz so wieder handeln, wenn ich in ähnlichen Fragen an einem Konzil Anteil nehmen müßte. Ich wußte, daß der Verfasser der Schrift ein gelehrter und gründlicher Theologe sei; ich wußte überdies, daß er mit seiner Gelehrsamkeit die innigste Frömmigkeit und die persönliche Überzeugung von der lehramtlichen Unfehlbarkeit des Papstes verband. Ich dachte daher, daß er ganz besonders befähigt sei, durch seine Arbeit zu der allseitigen Prüfung aller etwa möglichen Einwendungen Veranlassung zu geben, und daher glaubte ich ganz meiner Aufgabe gemäß zu handeln, wenn ich die Schrift eines solchen Mannes den Vätern des Konzils zur Prüfung unterbreitete.

Schon hier im Kreise meiner Freunde hatte ich oft davon gesprochen, wie es vor jeglicher Entscheidung Pflicht sei, alle denkbaren Einwendungen zur Sprache zu bringen. Ganz in diesem Sinne handelte ich jetzt. Daß es später möglich sei, eine in diesem Sinne überreichte Schrift mir als meine eigene Überzeugung vorzuhalten, daran habe ich freilich damals nicht gedacht. Überhaupt gestehe ich offen und frei, daß ich damals an eine so durch und durch unredliche Gesinnungsart, wie sie später von der Januspartei kundgegeben wurde, nicht geglaubt habe.

2. Alles, was von dieser Partei uns vorgeworfen wird, läßt sich im letzten Grunde auf den Vorwurf zurückführen, daß wir Katholiken und daß wir katholische Bischöfe katholisch und nicht protestantisch denken und handeln. Das ist das Wesentliche an dieser ganzen lächerlichen Polemik, mit der man ganz Deutschland erfüllt und die man fort und fort in allen Blättern wiederholt: daß wir katholische Bischöfe nämlich unmännlich und charakterlos und unnational gehandelt hätten, indem wir unsere während des Konzils geäußerten Ansichten dem Urteile der Kirche unterworfen haben. Dieser Vorwurf aber ist gleichbedeutend mit dem Vorwurf, daß wir Katholiken sind und nicht Protestanten.

Der wesentliche Unterschied zwischen dem Katholiken und Protestanten besteht eben darin, daß der Protestant sich sein Urteil über den wahren Sinn der Lehre Christi aus der Heiligen Schrift nach seinem Privaturteile bildet, der Katholik hingegen nach der Entscheidung des kirchlichen Lehramtes. Würde der Katholik in der Entscheidung des kirchlichen Lehramtes lediglich Menschenwerk, das Resultat eines Vereines von Menschen erkennen, so müßte er wie in allen anderen höchsten Lebensfragen so auch in den religiösen Fragen

in letzter Instanz seinem Privaturteile folgen. Da aber der Katholik glaubt, daß das kirchliche Lehramt in seinen Entscheidungen über den Inhalt der göttlichen Offenbarung durch jenen göttlichen Geist der Wahrheit, den Christus der Kirche versprochen hat, vor Irrtum bewahrt wird, so liegt für den, der diesen Glauben hat, in der Unterwerfung des Privaturteiles unter die Lehrautorität der Kirche nichts Unmännliches, nichts Charakterloses, sondern eine Unterwerfung des menschlichen Geistes unter den göttlichen Geist.

Andersgläubige mögen diesen Glauben an eine übernatürliche, göttliche Leitung des katholischen Lehramtes verwerfen oder bekämpfen, sie haben aber kein Recht, uns deshalb charakterlos zu nennen, weil wir Katholiken und katholische Bischöfe sind; ebensowenig wie sie ein Recht haben, jene Männer Katholiken zu nennen, oder durch protestantische Majoritäten oder protestantische Regierungen als solche erklären zu lassen, die ihr Privaturteil über die Lehrautorität der katholischen Kirche setzen. Die Altkatholiken sind schlechthin und einfach Protestanten, und ihre Unterstützung ist lediglich der Versuch, den Protestantismus in die katholische Kirche einzuführen.

Wer Katholik sein und bleiben will, muß sich der kirchlichen Lehrautorität unterwerfen. Mochten daher wir katholische Bischöfe auf dem Konzil teils eigene Ansichten aussprechen, teils Schwierigkeiten gegen die zu definierende Lehre behufs ihrer gründlichen Untersuchung aufwerfen: all dieses konnte, so lange wir katholische Bischöfe bleiben wollten, nur in der Absicht geschehen, unser Privaturteil über die Lehre Jesu Christi in demselben Augenblicke aufzugeben, in welchem durch die Leitung des Heiligen Geistes die gesamte lehrende Kirche zu einer anderen Entscheidung gekommen sein würde.

Die Unterwerfung unter die Entscheidung des Vatikanischen Konzils war daher lediglich ein Gebot des katholischen Glaubens, eine absolute Notwendigkeit für jeden, der noch ein Glied der katholischen Kirche sein wollte. Gegen diese Anschauungen ist vom katholischen Standpunkte keine andere Einwendung möglich als die, daß das Vatikanische Konzil kein ökumenisches gewesen sei. Es ist dieses aber an und für sich und angesichts der Unterwerfung aller Bischöfe der Welt eine so hinfällige Behauptung, daß sie gar keiner ernstlichen Widerlegung bedarf. (Aus Kettelers Briefen.)

Anhang.

Vollständiges, nach der Zeit des Erscheinens geordnetes Verzeichnis der von Wilhelm Freiherrn von Ketteler im Druck herausgegebenen Schriften.

(Nach der Zusammenstellung O. Pfülf's S. J. im 3. Bande seines Ketteler-Werkes.)

1848 Leichenrede, gesprochen am Grabe der am 18. September zu Frankfurt a. M. gewaltsam Ermordeten und der im Kampfe gegen die Aufständischen Gefallenen. Leipzig.

— Vier Briefe über das Verhältnis von Kirche, Schule und Staat. Warendorf. (Korrespondenz mit Justizkommissar Thüssing, von Thüssing herausgegeben.)

— Reden gehalten auf der ersten Versammlung der katholischen Vereine Deutschlands zu Mainz 4. und 5. Oktober. Amtlicher Bericht. „Verhandlungen usw. . . ." Mainz. S. 51. 86.

1849 Satzungen des katholischen Vereins in Hopsten (anonym). Münster. Theissingsche Druckerei.

— Die großen sozialen Fragen der Gegenwart. Sechs Predigten. Mainz[1]).

---

1) Erschien 1878 bei Kirchheim in Mainz in zweiter Auflage mit einem Anhange: Leichenrede gehalten zu Frankfurt am Grabe des Fürsten Lichnowski und des Generals von Auerswald.

1850 Hilferuf zur Errichtung eines katholischen Krankenhauses in Berlin (anonym). Berlin.

— Hirtenbrief vom 25. Juli 1850 zum Antritt des bischöflichen Amtes. Münster.

— Beschreibung des festlichen Empfangs und der feierlichen Konsekration des hochwürdigsten Bischofs von Mainz. Nebst allen dabei gehaltenen Reden und dem bischöflichen Hirtenbriefe. Mainz.

1851 Hirtenbrief an die Geistlichkeit und die Gläubigen seines Kirchensprengels bei dem Anfange der Fastenzeit. Vom 23. Februar 1851 (über den Deutschkatholizismus). Mainz.

1852 Reden gehalten bei Gelegenheit der fünften Generalversammlung der katholischen Vereine Deutschlands zu Mainz am 7. und 8. Oktober 1851. Amtlicher Bericht. Mainz. S. 29. 138.

— Wilhelm Emmanuel Bischof von Mainz an die gesamte hochwürdige Geistlichkeit der Diözese. 6. Januar 1852 (über die Pflichten des priesterlichen Wandels). Münster.

— Hirtenbrief .... bei dem Anfang der Fastenzeit. 4. Februar 1852 (Deutschkatholizismus und Freiheit der Kirche). Mainz.

— Den Bau der Aureuskapelle auf dem katholischen Anteil des Mainzer Gottesackers betreffend (ein Aufruf an die Gläubigen vom 1. Juli 1852) in „Kathol. Sonntagsblätter" 4. Juli 1852 Nr. 27.

— Öffentliche Erklärung des Bischofs von Mainz in Betreff eines angeblich katholischen Glaubensbekenntnisses. Mainz.

— Hirtenbrief (vom 1. Oktober 1852) zur Verkündigung des von Sr. Heiligkeit dem Papste Pius IX. am 21. November 1851 ausgeschriebenen allgemeinen Gebetes.

1853 Hirtenbrief bei dem Anfange der Fastenzeit 25. Januar 1853 (über das Gebet) Mainz[1]).

— An ein höchstes Großh. Ministerium des Innern der Bischof von Mainz. (Offenes Schreiben vom 16. Juni 1853 über die kirchlichen Verhältnisse des Großherzogtums).

— Hirtenbrief vom 11. November 1853 (über den Kirchenkonflikt in Baden).

1854 Hirtenbrief vom 19. Mai 1854 (über die Feier des Geburtsfestes des Landesherrn).

— Das Recht und der Rechtsschutz der katholischen Kirche in Deutschland, mit besonderer Rücksicht auf die Forderungen des Oberrheinischen Episkopates und den gegenwärtigen kirchlichen Konflikt. 30. Mai 1854 (5 Auflagen).

— Hirtenbrief vom 31. Oktober über die Feier des allgemeinen Gebetes.

1855 Hirtenbrief bei Gelegenheit der Säkularfeier des hl. Erzbischofs und Martyrers Bonifatius (5. Juni).

— Leben des hl. Bonifatius, Apostels der Deutschen, Erzbischofs von Mainz[2]). Nebst dem bei Gelegenheit der elfhundertjährigen Feier des Martyrertodes des heiligen Bonifatius erlassenen Hirtenbriefe des . . . Bischofs von Mainz.

— Hirtenbrief vom 1. November 1855 bei Gelegenheit der Feier der Dogmatisation der unbefleckten Empfängnis der allerseligsten Jungfrau Maria (nebst Übersetzung der Bulle der Definition vom 8. Dezember 1854).

---

1) Alle Schriften hinfort, bei welchen nichts Besonderes angegeben ist, sind in Mainz gedruckt oder sonst vervielfältigt.

2) Das kleine Lebensbild des Heiligen scheint nicht von Ketteler verfaßt.

1856 Verordnung über den Hausstand der Geistlichen, vom 29. Mai 1856. (Handschriftlich verbreitet.)

1857 Hirtenbrief beim Anfange der Fastenzeit, 2. Febr. 1857 (Sonntagsheiligung).

— Wilhelm Emmanuel . . . an die Bewohner der Stadt und Diözese Mainz. (Aufruf vom 13. Juli 1857 über die Wiederherstellung und Vollendung der Kathedrale und den Mainzer Dombauverein. Flugblatt).

1858 Hirtenbrief beim Anfange der Fastenzeit, 4. Febr. 1858 (über den Religionsunterricht).

— Der Religionsunterricht in der Volksschule. Ein Hirtenbrief. (Wieder=Abdruck des vorigen mit einem Nachtrag gegen die Angriffe von Dr. Diesterweg.)

— Hirtenbrief vom 18. Oktober 1858 bei Gelegenheit des von Sr. päpstl. Heiligkeit ausgeschriebenen allgemeinen Gebetes.

— Wilhelm Emmanuel, Bischof von Mainz, an die Bewohner von Mainz, 21. Dezember 1858 (wegen öffentlicher Verhöhnung der Franziskaner beim Cäcilienfest der Liedertafel).

1859 Hirtenbrief beim Anfange der Fastenzeit, 23. Febr. 1859 (Unterstützung der frommen und wohltätigen Anstalten der Diözese).

— Wilhelm Emmanuel . . . an die katholischen Eltern in der Stadt Mainz, 1. Mai 1859 (über die Sonntags=Christenlehre).

— Ausschreiben zur Verkündigung des vom Papste am 27. April angeordneten Gebetes um den Frieden. 17. Mai 1859. (Mahnung zum Gebet.)

1860 Hirtenbrief beim Anfange der Fastenzeit, 2. Febr. 1860 (Notlage des Hl. Vaters).

— Des Christen Glaube und Trost bei den gegen-

wärtigen Angriffen auf die Kirche und ihr Oberhaupt. Ein Hirtenbrief. (Neu-Abdruck des vorigen.)

— In Christo allein ist Heil. Sechs Predigten für unsere Zeit von Dr. F. Künzer, Kanonikus und Domprediger in Breslau. Mit einem Vorworte des Hochw. Herrn Wilhelm Emmanuel Freiherrn v. Ketteler, Bischofs von Mainz. (2. Februar.)

— Ausschreiben von Geldsammlungen für den Hl. Vater 19. März 1860. (Kirchliches Amtsblatt Nr. 2.)

— Ausschreiben zur Hilfeleistung für die bedrängten Christen in Syrien, 30. August 1860 (K. A. Nr. 9).

— Hirtenbrief vom 27. November 1860 (über die Bedrängnisse des Hl. Vaters).

— Hirtenbrief beim Anfange der Fastenzeit, 2. Febr. (Erläuterung der päpstlichen Allokution vom 17. Dezember 1860).

— Soll die Kirche allein rechtlos sein? Ein Mahn- und Hirtenwort an die Gläubigen der Diözese Mainz, zugleich eine Abwehr ungerechter Anschuldigungen. 27. März 1861. (2 Auflagen.)

1862 Hirtenbrief beim Anfange der Fastenzeit, 14. Febr. 1862 (über die Ereignisse des letztvergangenen Jahres).

— Freiheit, Autorität und Kirche, Erörterungen über die großen Probleme der Gegenwart (Vorrede vom 29. Dezember 1861). (7 Auflagen.)

— Der Bischof von Mainz an Herrn von Moy in Innsbruck über die Religionseinheit in Tirol (2. April 1862). Sonderabdruck aus den „Tiroler Stimmen". Innsbruck.

— Hirtenbrief vom 27. Juni 1862 (über des Bischofs Romreise, Mitteilung der päpstlichen Allo-

kution und der Adresse der Bischöfe mit Bezug auf die weltliche Herrschaft).

— Hirtenbrief vom 20. Dezember 1862 an die Bewohner von Ilbenstadt und die Katholiken in der Wetterau über die Verehrung des hl. Gottfried von Kappenberg.

1863 Szabadság, Tekintély és Egyház . . . uemet, eredetibül forditotta Katinzky Gyula. Eger. Tschechische Übersetzung[1]) von Freiheit, Autorität und Kirche nebst dem Briefe über die Religionseinheit in Tirol vom 2. April 1862.

— Warum liebt der Katholik seine Kirche? Hirtenbrief beim Anfange der Fastenzeit, 2. Februar 1863[2]).

— An die Bewohner der Stadt und Diözese Mainz. (Offenes Schreiben vom 15. Januar 1863 in Betreff der Schmähschrift „Schwester Adolphe".)

— Mandement en faveur de l'érection d'une paroisse catholique dans la ville de Hombourg-ès-monts. Mayence, le 13. Février 1863.

— Kein wahres Wort. Verteidigung der katholischen Moral gegen deren Verdächtigung im Frankfurter Journal (anonym). Mit einem Vorworte herausgegeben von Christoph Moufang (6. März). Sonderabdruck aus dem „Mainzer Journal".

— Hirtenbrief vom 19. März 1863 über Gründung eines Knabenrettungshauses für die Diözese Mainz.

— Adressen und Proteste gegen das von der zweiten Kammer der Stände zu Darmstadt beschlossene

---

1) Übersetzungen in fremde Sprachen werden sonst nicht angegeben.

2) Von 1863 an wurden die Fasten-Hirtenbriefe stets sofort als Broschüren auch im Buchhandel herausgegeben. Vgl. Kirchl. Amtsblatt 1863 Nr. 1.

Kirchengesetz. 19. Juni 1863. Mainz. (Ein Schreiben des Bischofs v. Ketteler S. 103—106.)
— Ausschreiben an die Geistlichkeit vom 5. August 1863 (Verschiedenes) K. A. Nr. 7.
— Ansprache zur Begrüßung des Kaisers Franz Joseph von Österreich in Mainz am 21. August 1863. Mainzer Abendblatt 1863 Nr. 194.
— Rundschreiben an die Mitglieder des Vereins zu Ehren der hl. Familie, 3. November 1863 (lithogr.), Stellung des Bischofs zum Verein.
— Verkündigung der Exkommunikation gegen den abgefallenen Priester Michael Biron, 10. Dezember 1863.

1864 Hirtenbrief beim Anfange der Fastenzeit, 24. Jan. 1864 (über verschiedene Anliegen der Diözese).
— Die Arbeiterfrage und das Christentum (3 Auflagen)[1].
— Ausschreiben an die Geistlichkeit über den Maria-Hilf-Verein, 21. März (K. A. Nr. 3).
— Ausschreiben an die Geistlichkeit über Vereine zur Unterstützung der Kranken, Religionsunterricht, Firmreisen usw. 5. April (K. A. Nr. 4).
— Beleuchtung des gemeinderätlichen Kommissionsberichtes über die Verhältnisse des Vinzenz-Hospitals zu den Ortsfremden und den städtischen Hospizien (anonym). Sonder-Abdruck aus dem „Mainzer Abendblatt".
— Die Jesuiten in Mainz und die Beschwerden des Gemeinderates bei den hohen Ständen gegen deren Aufenthalt in der Pfarrwohnung zu St. Christoph. Ansprache an seine Diözesanen.

1) Eine vierte Auflage erschien 1890 „Mit empfehlender Einleitung Sr. Exzellenz Dr. Ludwig Windthorst, Staatsminister a. D.".

— Ein zweites Wort über die Jesuiten in Mainz. Beleuchtung des Berichtes des Referenten der zweiten Kammer über die Beschwerde des Gemeinderates. Nebst dem Rechtsgutachten französischer Juristen vom 3. Juni 1845 über die Erlaubtheit nicht autorisierter religiöser Genossenschaften und anderen diesen Gegenstand betreffenden Aktenstücken.

1865 Hirtenbrief beim Anfang der Fastenzeit. Über die Enzyklika vom 8. Dezember.

— Kann ein gläubiger Christ Freimaurer sein? Antwort an den Herrn Dr. Rudolph Seydel, Privatdozenten der Philosophie in Leipzig. (5 Auflagen.)

— Ausschreiben an die Geistlichkeit vom 14. März 1865 über Sammlungen für das heilige Grab (K. A. Nr. 4).

— Ausschreiben an die Geistlichkeit vom 10. Mai 1865 über die Pflege der verschiedenen Bruderschaften in den Pfarreien. K. A. Nr. 6.

— Ausschreiben an die Geistlichkeit vom 12. August 1865 über den Schulkampf in Baden (K. A. Nr. 11).

— Hirtenbrief vom 7. September 1865 über die Jubiläumsfeier.

1866 Die St. Josephs-Knabenanstalt in Klein-Zimmern für die Diözese Mainz (16. Januar 1866).

— Hirtenbrief bei Anfang der Fastenzeit, 24. Januar 1866, über die Verweigerung des kirchlichen Begräbnisses.

— An die Redaktion der Hessischen Landeszeitung, 29. Januar 1866.

— Zur Charakteristik der Jesuiten und ihrer Gegner. Eine offene Erklärung. 14. Februar 1866. (3 Auflagen.)

— Ausschreiben an die Geistlichkeit, 25. Februar 1866. Mitteilungen der Allokution des Papstes an die Pfarrer von Rom, 8. Februar 1866).
— Ist das Gesetz das öffentliche Gewissen? Frankfurt a. M.
— Hirtenbrief über die Pflichten des Christen in gegenwärtiger Kriegszeit, am 9. Juli 1866.
— Die Verhandlung in der Ersten Kammer der Stände zu Karlsruhe am 17. März 1866 über das Gewissen. Mainz.
— Ausschreiben vom 2. Juli 1866 an die Pfarrer der Provinz Rheinhessen über die Gedenkfeier am 50. Jahrestage der Vereinigung dieser Provinz mit dem Großherzogtum Hessen-Darmstadt.
— Beleuchtung eines Pamphletes, des Treibens und Charakters des von der Kirche abgefallenen, nunmehr rongeschen Predigers Biron. Neuer Beitrag zur Charakteristik der Jesuiten und ihrer Gegner. (Gedruckt, aber n i c h t veröffentlicht.)
— Rongeanische Waffen und Leute. Katholische Antwort auf die Inkriminationen des Herrn Michael Biron (anonym).
— Hirtenbrief vom 14. September 1866 über die Verehrung des allerheiligsten Altarsakramentes.
— Ausschreiben vom 19. September 1866 an die Geistlichkeit über die regelmäßige Beteiligung bei den Priester-Exerzitien. (K. A. Nr. 13).

1867 Rundschreiben an die Mitglieder des Vereins zu Ehren der heiligen Familie, 7. Februar 1867 (lithograph.), Wahl einer neuen Präsidentin betreffend.
— Rundschreiben an die Mitglieder des Vereins zu Ehren der heiligen Familie, 25. April 1867. Ernennung der Präsidentin wegen Resultatlosigkeit der Wahl.

Ausschreiben vom 11. Februar 1867 an die Geistlichkeit über das Studium pädagogischer Werke. (K. A. Nr. 1.)

— Hirtenbrief bei Beginn der Fastenzeit, 15. Februar 1867, über die gemischten Ehen.

— Deutschland nach dem Kriege von 1866. (6 Auflagen.)

— Erklärung vom 25. Februar 1867, Professor Dr. Michelis betreffend. „Kölnische Blätter" 1867 Nr. 57.

— Hirtenbrief vom 4. Juni 1867 bei Gelegenheit der römischen Säkularfeier des Martyrertodes der hl. Apostelfürsten Petrus und Paulus.

— Ausschreiben vom 13. August 1867 an die Gläubigen der größern Pfarreien über Ausspendung des vom Papst verliehenen Segens und Ablasses. (K. A. Nr. 7.)

— Ausschreiben an die Geistlichkeit vom 24. August über die gemeinschaftliche Lebensweise der Geistlichen. (K. A. Nr. 8.)

— Hirtenbrief vom November 1867 über die gegenwärtige Lage des hl. Vaters.

— Die politische Lüge. Öffentliche Erklärung vom 17. Dezember 1867. Mainzer Journal 1867 Nr. 293—298.

1868 Die öffentliche Beschimpfung der katholischen Kirche auf der Bühne. Ein Appell an alle, welche Sinn für Gerechtigkeit und Ehre haben und mit ihren katholischen Mitbürgern auf Grund gegenseitiger Achtung in Frieden leben wollen. (5 Auflagen.)

— Die politische Lüge. Öffentliche Erklärung vom 15. Januar 1868. Mainzer Journal 1868 Nr. 13 und 14.

— Die wahren Grundlagen des religiösen Friedens.

Eine Antwort auf die von Herrn Prälaten Dr. Zimmermann und der evangelischen Geistlichkeit Hessens erhobene Anschuldigung wegen „Verunglimpfung des evangelischen Glaubens". Februar 1868.

— Stellung und Pflicht der Katholiken im Kampfe der Gegenwart. Festrede beim 25jährigen Jubiläum des hochw. H. Erzbischofs Hermann v. Vicari, 25. März 1868. Freiburg.

— Antwort auf die Artikel der Kreuzzeitung zur Kritik seiner Schrift „die wahren Grundlagen des religiösen Friedens." Schreiben vom 1. Mai 1868. Neue Preußische Zeitung 1868 Nr. 107.

— Nachtrag zur Antwort auf die Artikel der Kreuzzeitung. Schreiben vom 6. Mai 1868. Neue Preußische Zeitung 1868 Nr. 111.

— Das Recht der Domkapitel und das Veto der Regierungen bei den Bischofswahlen in Preußen und der oberrheinischen Kirchenprovinz.

— Die Pflichten des Adels. Eine Stimme aus den Tagen des hl. Thomas von Aquin. Dem gesamten christlichen Adel Deutschlands gewidmet. Vorrede vom 9. Oktober 1868 zu Dr. Bones Übersetzung.

1869 Ausschreiben vom 15. Februar 1869 an die Geistlichkeit über die Zunahme der gemischten Ehen. (Einblatt-Druck.)

— Die Gefahren der exemten Militär-Seelsorge. Als Manuskript gedruckt. (Veröffentlicht im Archiv für kathol. Kirchenrecht 1887. LVIII, 434).

— Die Angriffe gegen Gurys Moral-Theologie in der „Main-Zeitung" und der zweiten Kammer zu Darmstadt. Zur Beleuchtung der neuesten Kampfesweise gegen die katholische Kirche für alle redlichen und unparteiischen Männer.

— Die Verhandlungen der Regierungen der oberrheinischen Kirchenprovinz mit dem Heiligen Stuhle über die Bischofswahlen. Kritische Bemerkungen zu dem Referate in dem „Theologischen Literaturblatt" von Dr. Reusch und in der „Kölnischen Volkszeitung" über die betreffenden Schriften von Dr. Hermann, Professor in Heidelberg, und Dr. Schulte, Professor in Prag. (anonym.)
— Rundschreiben an die Mitglieder des Vereins zu Ehren der heiligen Familie, 25. Mai 1869, über den Luxus.
— Das allgemeine Konzil und seine Bedeutung für unsere Zeit. (5 Auflagen).
— Fürsorge der Kirche für dienstlose weibliche Dienstboten. Referat vom 20. Juli 1869. Referate für die bischöfliche Konferenz zu Fulda 1869 S. 35.
— Über das Verhalten der Kirche gegen die geheimen Gesellschaften. Referat vom 20. Juli 1869. Referate usw. S. 23—34. Auf Wunsch der deutschen Bischöfe beim Vatikanischen Konzil als Denkschrift überreicht in der etwas vermehrten Übersetzung:
— Qua via Ecclesia contra Societates secretas procedere valeat. Moguntiae 1869.
— Fürsorge der Kirche für Gesellen und Lehrlinge. Referat vom 24. Juli 1869. Referate für die bischöfliche Konferenz zu Fulda 1869 S. 18.
— Fürsorge der Kirche für Fabrikarbeiter. Referat vom 26. Juli 1869. Referate für die bischöfliche Konferenz zu Fulda 1869, S. 10—17. Christlich-soziale Blätter 6. Nov. 1869 Nr. 10. In italienischer Übersetzung als Anhang zu La Questione operaja, Venezia 1870.
— Die Arbeiterbewegung und ihr Streben im Verhältnis zu Religion und Sittlichkeit. Eine An-

sprache gehalten auf der Liebfrauen-Heide am 25. Juli 1869. (4 Auflagen.)

— Ausschreiben vom 9. November 1869 an die Geistlichkeit, Religionsunterricht und Kommunionausteilung betreffend. (K. A. Nr. 16.)

— Hirtenbrief bei der Abreise zu dem allgemeinen Konzil, 12. Nov. 1869.

— Ausschreiben vom 16. November 1869 an die Geistlichkeit. Definitive Ernennung Dr. Heinrichs zum Generalvikar. (K. A. Nr. 16.)

— Ausschreiben vom 19. November an die Geistlichkeit, die Bruderschaft vom allerheiligsten Altarsakrament betreffend. (K. A. Nr. 17.)

1870 Aufruf des bischöflichen Komites zur Gründung einer katholischen Universität an die Katholiken Deutschlands, betreffend die Gründung einer katholischen Akademie zu Fulda. (Von den vier beteiligten Bischöfen unterzeichnet Oktober 1869.)

— Was hat Herr Professor Nippold in Heidelberg bewiesen? Eine Entgegnung auf dessen Schrift: „Ein Bischofsbrief vom Konzil und eine deutsche Antwort.“ Zugleich eine Beleuchtung moderner Geistesrichtungen.

— Erklärung vom 3. Februar . . . auf die Veröffentlichung des Herrn Stiftspropst v. Döllinger in der Allg. Ztg. vom 27. Januar 1870. Katholik 1870 I, 252.

— Erklärung des hochw. Herrn Bischofs von Mainz vom 19. Februar 1870 gegen die Unwahrheiten der Allg. Zeitung Mainzer Journal. 23. Febr. 1870 Nr. 45.

— Die Deutschen im römischen Heere. Offenes Schreiben. Mainzer Journal 4. März 1870 Nr. 52.

— Postulat an die Präsidenten des Vatikanischen Konzils, 9. Februar, über Einschärfung der Pflichten die Bischofswahlen betreffend. (Collectio Lacensis VII, 883 d.)
— Entwurf zur Konstitution de Sancta Ecclesia Catholica, an die Väter des Konzils verteilt 8. März. (Friedrich, Documenta ad illustrandum Concilium Vaticanum II, 404.)
— Bemerkungen über das Schema zum Zusatzkapitel des Dekrets de Romani Pontificis primatu, eingereicht 15. März (Friedrich, Documenta II, 216. „Rmus Pater qui secundo loco est").
— Protest-Eingabe vom 8. Mai, gegen die Umstellung der Beratungsordnung, von 71 Bischöfen unterschrieben. (Collect. Lac. VII, 980 d.)
— Die Unwahrheiten der römischen Briefe vom Konzil in der Allgemeinen Zeitung. (3 Auflagen.)
— Erklärung des Hochwürdigsten Herrn Bischofs von Mainz vom 5. Juni 1870 gegen die Unwahrheiten der Allgemeinen Zeitung. Katholik 1870 I, 766.
— Wilhelm Emmanuel . . . an unsere geliebten Bistumsangehörigen zunächst in der Stadt Mainz und deren Umgebung. 10. August 1870. Über das aus Rom mitgebrachte Bild „Unserer Lieben Frau von der immerwährenden Hilfe."
— Ausschreiben vom 20. August 1870 an den Klerus der Diözese Mainz. Beistimmungs-Erklärung zu dem Erlaß des Erzbischofs Melchers von Köln vom 16. August 1870 gegen den „Rheinischen Merkur".
— Die Minorität auf dem Konzil. Antwort auf Lord Actons Sendschreiben an einen deutschen Bischof des vatikanischen Konzils.
— Die Gewalttat gegen den Hl. Vater und die An-

liegen unseres Vaterlandes. Hirtenbrief vom 15. Oktober.

1871 Das unfehlbare Lehramt des Papstes nach der Entscheidung des vatikanischen Konzils. (2 Auflagen).

— Rundschreiben an die Gläubigen der Diözese vom 20. Januar 1871 über die Seelsorge für die im Felde stehenden hessischen Soldaten nach den Berichten des Pfarrers Sickinger.

— Wilhelm Emmanuel . . . an die Priester und Gläubigen seiner Diözese 13. Februar 1871 über die bevorstehenden Reichstagswahlen.

— Hirtenbrief vom 20. Februar über „die Erwählung des hl. Joseph zum Patron der Kirche".

— Ausschreiben an die Wähler vom 14. März. Pfälzer Bote 1871 Nr. 33.

— An die Redaktion der Germania. Erklärung vom 26. März gegen die Norddeutsche Allg. Ztg. Germania 1871 Nr. 71.

— Antwort an Professor Bluntschli in Leipzig 15. April 1871. Germania 1871 Nr. 87.

— Die ehrlichen Liberalen. Antwort des Bischofs von Mainz an die „Kölnische Zeitung". Kölnische Volkszeitung 1871 Nr. 113. 114. 115.

— Ausschreiben vom 27. Mai 1871 an die Geistlichkeit, den Eichstätter Hirtenbrief der Bischöfe und das Papstjubiläum betreffend. (K. A. Nr. 6).

— Ausschreiben vom 29. Juni 1871 an die Geistlichkeit. Öffentliche Gebete um günstige Witterung. (K. A. Nr. 9).

— An die Redaktion der Germania. Offenes Schreiben vom 30. Juli 1871 über die angebliche Desavouierung des Zentrums durch Kardinal Antonelli. Germania 1871 Nr. 146.

— Liberalismus, Sozialismus und Christentum. Rede gehalten auf der XXI. Generalversammlung der katholischen Vereine Deutschlands. Reden, gehalten bei Gelegenheit der XXI. Generalversammlung der katholischen Vereine Deutschlands zu Mainz am 11. und 14. Sept. 1871. „Verhandlungen usw.“ Mainz. S. 72. 306. Dasselbe in Christlich-Soziale Blätter 1. Oktober 1871 Nr. 13.

— An die Redaktion der Germania. Schreiben vom 26. Oktober 1871 über eine unrichtige Angabe und die allgemeine Haltung der „Genfer Korrespondenz“. Germania 1871 Nr. 246.

— Rundschreiben vom 18. November an die Geistlichkeit und die Gläubigen der Diözese. Berlin. Aufforderung zu Gebet und Andacht des Adventes. (Einblatt-Druck).

— Erklärung vom 25. November gegen Behauptungen in der Rede des Abgeordneten Fischer in der Reichstagssitzung vom 23. November. Berlin. (Zweiblatt-Druck).

1872 Fastenhirtenbrief vom 23. Januar 1872 über die Tagespresse.

— Die Zentrumsfraktion auf dem ersten Deutschen Reichstag. (3 Auflagen).

— Das Reichsgesetz vom 4. Juli 1872, betreffend den Orden der Gesellschaft Jesu und die Ausführungsmaßregeln dieses Gesetzes. (4 Auflagen).

— Ausschreiben vom 19. August an die Geistlichkeit. Belobung wegen der Kundgebungen aus Anlaß des Jesuiten-Ausweisungs-Gesetzes (K. A. Nr. 9).

— An Großh. Ministerium des Innern der Bischof von Mainz. Eingabe vom 13. August 1871 über die Nicht-Anwendung des Jesuitengesetzes auf die Ordenspriester bei St. Christoph in Mainz (K. A. Nr. 9).

— An Großh. Ministerium des Innern der Bischof von Mainz. Zweite Eingabe in derselben Angelegenheit vom 15. August 1872 (K. A. Nr. 9).

— Hirtenbrief vom 4. Oktober über die Anordnung öffentlicher Gebete zum hl. Herzen Jesu für die Anliegen der Kirche in Deutschland.

— Unwahrheiten der „Provinzial-Korrespondenz". Offene Erklärung vom 21. Oktober 1872. Germania 1872 Nr. 242.

— Öffentliche Erklärung über die Ausweisung der Jesuiten, durch den Bischof selbst von der Kanzel des Domes verlesen, 17. November. Mainzer Journal 1872 Nr. 265.

— Der Kampf gegen die Kirche. Predigt bei Eröffnung des allgemeinen Gebetes für die Anliegen der Kirche im Dome zu Mainz am Sonntag nach Allerheiligen.

1873 Die Katholiken im Deutschen Reiche. Entwurf zu einem politischen Programm (3 Auflagen).

— Die Trennung der Schule von der Kirche. Fastenhirtenbrief vom 15. Februar.

— Die preußischen Gesetzentwürfe über die Stellung der Kirche zum Staate (6 Auflagen).

— Ein Brief des H. . . . Bischofs von Mainz über die von Dr. Friedrich und Dr. Michelis am 9. Februar 1873 in Konstanz gehaltenen Reden. (4. März) Freiburg.

— Die moderne Tendenz-Wissenschaft. Beleuchtet am Exempel des Herrn Professors Dr. Emil Friedberg (2 Auflagen).

— Eine alte und eine neue Unwahrheit. Erklärung vom 24. Mai 1873 gegen Behauptungen des Dr. Friedberg. Germania 1873 Nr. 117.

— Ausschreiben vom 29. Mai 1873 an die Priester und Gläubigen über die Weihe der Diözese Mainz an das göttliche Herz Jesu (K. A. Nr. 7).
— Öffentliche Erklärung vom 16. März 1873 gegen unwahre Behauptungen in der Herrenhausrede des Fürsten Bismarck vom 10. März. Germania 1873 Nr. 65.
— Brief an die Redaktion der „Kölnischen Volkszeitung", 6. Februar. Dementi einer falschen Nachricht der „National-Zeitung". „Kölnische Volkszeitung 1873 Nr. 39. Germania 7. Febr. Nr. 31.
— Öffentliche Erklärung über die Fabel von der Taufe Lassalles. Germania 15. Februar Nr. 39.
— Hirtenbrief vom 8. September über das vom Hl. Vater ausgeschriebene allgemeine Gebet.
— Ausschreiben an die Geistlichen vom 25. Oktober. Empfehlung der Schrift: „Der Görresverein zur Massenverbreitung guter Volksschriften" (K. A. Nr. 14).
— Guilelmus Emmanuel . . . omnibus quorum interest 4. November 1873. Errichtungsurkunde der Pfarrei Neustadt im Odenwald (Einblatt-Druck).
1874 Fastenhirtenbrief vom 3. Februar über „die gemeinsamen Schulen".
— Hirtenschreiben vom 11. April 1874 über die Andacht zum göttlichen Herzen Jesu.
— Festrede zur Feier des Prager Bistumsjubiläums, 31. August 1873 zu Prag. Im Auszug mitgeteilt im Gedenkbuch des neunhundertjährigen Jubiläums usw. von Anton Frind, Prag 1874. S. 37.
— Die Anschauungen des Kultusministers Herrn Dr.

Falk über die katholische Kirche nach dessen Rede vom 10. Dezember 1873 (6 Auflagen).

— Kann ein Jesuit von seinem Obern zu einer Sünde verpflichtet werden? Korrespondenz mit dem Präsidenten des Großh. Hessischen Ministeriums des Innern Freiherrn v. Starck.

— Worte der Belehrung und Ermahnung an alle christlichen Eltern über ihre Pflichten bei der Vorbereitung ihrer Kinder zur ersten hl. Kommunion (3 Auflagen).

— Ausschreiben an die Pfarrer der Dekanate Dieburg, Seligenstadt, Heppenheim und Bensheim vom 18. August 1874 über die päpstliche Ablaßbewilligung für den Wallfahrtsort Dieburg vom 9. Juni 1874 (K. A. Nr. 9 S. 25 f.).

— Der Kulturkampf gegen die katholische Kirche und die neuen Kirchengesetzentwürfe für Hessen (3 Auflagen).

— Ausschreiben vom 19. August 1874 an die Geistlichen, die Sedansfeier betreffend. Mainzer Journal 1874 Nr. 194.

— Die Stellung der Katholiken zu den Hessischen Kirchengesetzentwürfen. Sonderabdruck aus dem Mainzer Jounal (anonym). Autorschaft wahrscheinlich [?].

— An Großh. Staatsministerium in Darmstadt. Eingabe vom 24. September 1874 in Sachen der hessischen Kirchengesetzentwürfe.

— Ausschreiben vom 24. November 1874 an die Priester und Gläubigen über Vorbereitung der Kinder zur ersten hl. Kommunion (K. A. Nr. 15).

1875 Der Bruch des Religionsfriedens und der einzige Weg zu seiner Wiederherstellung (2 Auflagen).

— Fastenhirtenbrief von Mitte Januar über die hessischen neuen Kirchengesetze.

— Rundschreiben an die Mitglieder des Vereins zu Ehren der hl. Familie vom 26. Januar 1875 über die vom Papst dem Verein gewährten Gnadenbewilligungen und die Wünsche des Papstes.
— Ausschreiben vom 9. März 1875 an die Geistlichen. Verkündigung des Jubiläums (K. A. Nr. 3).
— Ausschreiben vom 25. Mai an die Geistlichen. Erneuerung der Weihe an das göttliche Herz Jesu (K. A. Nr. 4).
— Predigten zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bischofsjubiläums des hochw. Bischofs von Mainz . . . gehalten am 25. und 26. Juli 1875 von dem hochw. Bischofe von Speyer Dr. Daniel Bonifatius von Haneberg und Pfarrer Dr. F. J. Holzwarth, nebst der Ansprache des hochw. Bischofs von Mainz bei Aufrichtung des Kreuzes auf dem Ostturme des Domes.
— Öffentliche Erklärung vom 28. Juli. Danksagung für die bei Gelegenheit des Bischofsjubiläums bewiesene Teilnahme. Mainz. Journ. 1875 Nr. 174.
— Erklärung vom 4. August 1875 wider die über die Stellung der deutschen Bischöfe zum Vatikanischen Konzil verbreiteten Unwahrheiten. Mainzer Journal 1875 Nr. 179.
— Offener Brief vom 13. Oktober 1875 an den Kgl. bayerischen Staatsminister v. Lutz über die Königliche Tadelsäußerung wegen einer zu Oggersheim in der bayerischen Pfalz gehaltenen Predigt. Mainzer Journal 1875 Nr. 240.
1876 Fastenhirtenbrief von Mitte Februar über die christlichen Tugenden in ihrem Verhältnis zum Wohlstand des Volkes.
— Die Gefahren der neuen Schulgesetzgebung für die religiös-sittliche Erziehung der Kinder in den

Volksschulen. Ein Wort der Belehrung und Ermahnung an die Eltern.

— Erklärung vom 19. Januar 1876 über den Erlaß des Oberpräsidenten v. Kühlwetter an den Magistrat der Stadt Münster. Westfälischer Merkur 1876 Nr. 20.

— Warum können wir zur Ausführung der Kirchengesetze nicht mitwirken?

— Ausschreiben vom 6. Juni 1876 über die Feier des Papstjubiläums (K. A. Nr. 6).

— Ausschreiben vom 18. September 1876. Bittgesuch um Unterstützung des Knabenwaisenhauses zu Klein-Zimmern (K. A. Nr. 8).

1877 Fastenhirtenbrief vom 1. Februar über die christliche Arbeit.

— Rundschreiben an die Mitglieder des Vereins zu Ehren der hl. Familie, 1. Februar 1877 (Kleinmut im Gebet).

— Das 900jährige Jubiläum des hl. Konrad, gefeiert zu Konstanz vom 25. November bis 3. Dezember 1876. Eine Festschrift . . . von G. Brugier, Münsterpfarrer, Freiburg 1877. (Enthält vier Festpredigten Bischof v. Kettelers S. 9. 55. 102. 177.)

— Die tatsächliche Einführung des bekenntnislosen Protestantismus in die katholische Kirche.

— Ausschreiben vom 18. März 1877. Danksagung für die für Klein-Zimmern eingegangenen Gaben (K. A. Nr. 5).

— Erklärung gegen die Behauptungen der Norddeutschen Allg. Ztg. Germania 1877 Nr. 70.

— Die Pflichten der Eltern und des Elternhauses unter den modernen Schulverhältnissen. Vier Predigten.

(Ohne Datum) Gedrucktes Andenken für die Schulkinder. Einblatt-Druck (bei Eb. Schröder in Mainz). Das Gebet des hl. Bernhard mit der Ermahnung des Tobias an seinen Sohn, mit der Unterschrift des Bischofs.

1877 Erste Exerzitien des seligen Bischofs von Mainz ... vor Beginn seiner theologischen Studien. Von ihm selbst aufgezeichnet und aus seinem schriftlichen Nachlaß herausgegeben von Dr. J. B. Heinrich.

1878 Predigten des hochw. H. W. E. Frhr. v. Ketteler ... herausgegeben von Dr. J. M. Raich. Mainz. 2 Bände.

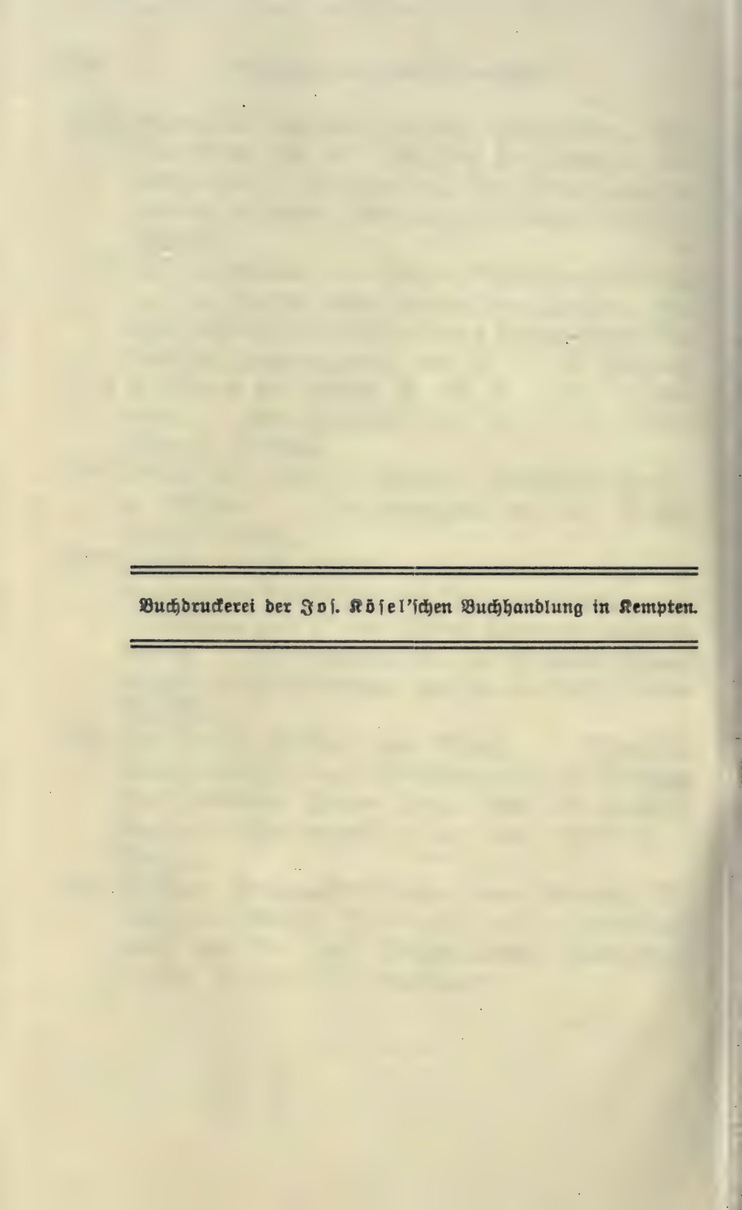
1879 Briefe von und an Wilhelm Emmanuel Frhrn. v. Ketteler ... herausgegeben von Dr. J. M. Raich. Mainz.

1896 Ketteler et la Question ouvrière avec une introduction historique sur le mouvement social catholique par E. de Girard Docteur en Droit. Berne. (Zusammenstellung von Kettelers sozialpolitischen Anschauungen aus seinen verschiedenen Schriften.)

1899 Des hochsel. Bischofs von Mainz ... Frhrn. v. Ketteler Beispiel und Belehrung für die Andacht zum göttlichen Herzen Jesu. Aus des Bischofs Nachlaß zusammengestellt von Otto Pfülf S. J. Mainz.

1904 Wilhelm Emmanuel Freiherr von Ketteler, Bischof von Mainz, Hirtenbriefe. Herausgegeben von Dr. Joh. Michael Raich, Domdekan. Mainz, Druckerei Lehrlingshaus.





Buchdruckerei der Jos. Kösel'schen Buchhandlung in Kempten.

